

Leipziger Stadtgeschichte

Jahrbuch 2016



Im Auftrag des Leipziger Geschichtsvereins herausgegeben
von Markus Cottin, Gerald Kolditz und Beate Kusche

Sax  Verlag

**Im Auftrag des Leipziger Geschichtsvereins e.V.
herausgegeben von Markus Cottin, Gerald Kolditz und Beate Kusche**

Anschrift der Redaktion:

Leipziger Geschichtsverein e. V., Redaktion Leipziger Stadtgeschichte
Böttchergäßchen 3, 04109 Leipzig, E-Mail: vorstand@leipziger-geschichtsverein.de

Beitragsmanuskripte, Leserzuschriften und Rezessionsexemplare senden Sie bitte an die Redaktion, für unverlangt eingesandte Manuskripte kann jedoch keine Haftung übernommen werden. Für den Inhalt der Beiträge sind die Autoren verantwortlich.

Die Jahrbücher Leipziger Stadtgeschichte erscheinen jährlich.
Einzelpreis: 15 €, Abonnementpreis inkl. Versandkosten 13 €
(für Mitglieder des Vereins frei).

Bildmotiv und -nachweis Umschlag: Heinrich Georg Drescher: Blick auf die Gebäude Schuhmachersgäßchen/Ecke Reichsstraße; links Deutrichs Hof, rechts daneben die Häuser Schuhmachersgäßchen 1/3, an deren Stelle 1908/09 das Riquethaus errichtet wurde. Aquarellierte Zeichnung. 5. Januar 1908 (Stadtgeschichtliches Museum Leipzig [Sk/15/64]).

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISSN 1437-8604
ISBN 978-3-86729-194-1

Alle Rechte vorbehalten
© Sax-Verlag, Beucha • Markkleeberg 2017
Umschlaggestaltung: Birgit Röhling, Markkleeberg
Herstellung: PögeDruck, Leipzig-Mölkau
Printed in Germany
www.sax-verlag.de

Inhalt

BEITRÄGE • BERICHTE • MISZELLEN

Karlheinz Hengst

- Leipzig – 1015 *Libzi*, und warum 1050 *Libizken*?
Klärung einer bisher fragwürdigen Form

7

Max Mannsfeld

- Zwischen Sklavenhandel und Türkentaufe. »Türkische« Kriegsgefangene
in der sächsischen Messestadt Leipzig um 1700

23

Jens Schubert

- Das Ringen zwischen akademischer Korporation, Stadt und Landesherrschaft
sowie bürgerlichen Reformkräften um den Universitätszugang
in Leipzig (1600–1830)

51

Georg Meyer-Thurow

- Johann Gottfried Seume und seine Mitschüler an der Nikolaischule 1779–1780.
Rekonstruktion eines Schülerlebens. Sozialprofil einer Schülerelite

77

Marcel Korge

- Von aufständischen Gesellen: Wie ein Semikolon
ein Leipziger Handwerk fast ruinierte

101

Yonah Simeon Karkheck

- Auf dem Weg zu einer sächsischen Einwanderungspolitik im 19. Jahrhundert.
Ein Problemaufriss am Beispiel der Stadt Leipzig

115

Thomas Fuchs

- Briefe August Leskiens an Marie Pauline Judeich 1865–1878

137

Armin Rudolph

- Die Skizzenbücher von Heinrich Georg Drescher als Quelle
für ortsgeschichtliche Untersuchungen im Leipziger Land

197

Katharina Junghans

- Die »Leipziger Heilstätte« in Adorf-Sorge

243

- Christoph Kaufmann*
40 Jahre Grünau – Die Geschichte einer Planung 251

PERSONALIA

- Henning Steinführer*
Nachruf auf Manfred Unger (1930–2016) 277

REZENSIONEN

- Thomas Krzenck*
Enno Bünz, Hartmut Kühne (Hrsg.): Alltag und Frömmigkeit
am Vorabend der Reformation in Mitteldeutschland
(Schriften zur Sächsischen Geschichte und Volkskunde, Bd. 50) 281

- Gerald Kolditz*
Ulrich Brieler, Rainer Eckert (Hrsg.): Unruhiges Leipzig. Beiträge
zur Geschichte des Ungehorsams in Leipzig
(Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Leipzig, Bd. 12) 285

- Siegfried Hoyer*
Beatrix Dietel: Die Universität Leipzig in der Weimarer Republik.
Eine Untersuchung zur sächsischen Hochschulpolitik
(Geschichte und Politik in Sachsen. Band 31) 288

- Erhard Hexelschneider*
Marina E. Dmitrijewa (Hrsg. und Red.): Russki chram-pamjatnik
w Lejpzige. Sbornik nautschnych trudow (Die Russische Gedächtniskirche
in Leipzig. Wissenschaftlicher Sammelband) 291

- Jürgen Herzog*
Lutz Heydick: Landkreis Nordsachsen. Historischer Führer 292

- Andreas Höhn*
Maria Hübner: Die Familie Kees in Leipzig, Zöbigker und Gautzsch 294

<i>Gerald Kolditz</i>	
Frank Britsche: Historische Feiern im 19. Jahrhundert. Eine Studie zur Geschichtskultur Leipzigs	296
<i>Jens Kunze</i>	
Michael Liebmann: Connewitz. Vom Werden eines Leipziger Stadtteils	298
<i>Birgit Horn-Kolditz</i>	
Susan Baumgartl: Der eigene Aufbruch. Kollektive Erinnerungsbilder Leipziger Bürger zum Herbst 1989	300
Autorenverzeichnis	303

BEITRÄGE · BERICHTE · MISZELLEN

Leipzig – 1015 *Libzi*, und warum 1050 *Libizken*? Klärung einer bisher fragwürdigen Form

Karlheinz Hengst

Die historische Forschung hat zum 1000-jährigen Jubiläum der Ersterwähnung von Leipzig den ersten Band einer vierbändigen »Geschichte der Stadt Leipzig« vorgelegt.¹ In einem gesonderten Beitrag behandelt der Germanist und Historiker Hans Walther zusammenfassend den Forschungsstand zur Geschichte des Namens *Leipzig*.² Vorausgegangen sind diesem Beitrag in den letzten Jahren drei ausführliche Aufsätze von Hans Walther mit übersichtlichen Darstellungen zur historischen Überlieferung des Namens.³ Er hat damit für Historiker und Sprachwissenschaftler gleichermaßen das sprachliche Material mit Quellenangaben leicht nutzbar geboten.⁴ Das hat sich inzwischen als recht nützlich erwiesen.

So geht nach der Ersterwähnung der bekannten *Libzi*-Formen ad 1015 bei Bischof Thietmar von Merseburg⁵ erstmals der Leipziger Historiker und Herausgeber des neuen Leipziger Geschichtswerkes, Enno Bünz, auf eine Urkunde von 1050 näher ein. In die-

1 Geschichte der Stadt Leipzig, Band 1: Von den Anfängen bis zur Reformation, unter Mitwirkung von Uwe John hrsg. von Enno Bünz, Leipzig 2015.

2 Hans Walther, Der Name Leipzig in seiner Herkunft und Entwicklung, in: Geschichte der Stadt Leipzig (Anm. 1), S. 73–76.

3 Hans Walther, Leipzigs Name im Lichte seiner Frühüberlieferung, in: Leipziger Stadtgeschichte. Jahrbuch 2009, S. 14–16; Hans Walther, Leipzigs Name im Lichte seiner Frühüberlieferung, in: Namenkundliche Informationen 95/96 (2009), S. 12–14; Hans Walther, Zum Namen der Stadt Leipzig, in: Ernst Eichler, Hans Walther, Alt-Leipzig und das Leipziger Land. Ein historisch-geographisches Namenbuch zur Frühzeit im Elster-Pleißengebiet im Rahmen der Sprach- und Siedlungsgeschichte, Leipzig 2010, S. 129 f.

4 Vgl. zur Diskussion slawischer und vorslawischer Herkunft Karlheinz Hengst, Der Name Leipzig als Hinweis auf Gegend mit Wasserreichtum, in: Namenkundliche Informationen 95/96 (2009), S. 21–32; ders., Der Name Leipzig als sprachliches Denkmal aus frühgeschichtlicher Zeit, in: Leipziger Stadtgeschichte. Jahrbuch 2010, S. 9–20; ders., Der Name Leipzig, in: Ernst Eichler, Hans Walther, Alt-Leipzig und das Leipziger Land (Anm. 3), S. 134–140.

5 *in urbe Libzi vocata und aecclesias in Libzi et in ...* Thietmar, Chronik VII, 25 und VII, 66.

ser wird die bislang als völlig ungewöhnlich und vielleicht sogar als abwegig angesehene Schreibung der Angabe *in burgvardo Libizken* mit behandelt. Das ist nun im Folgenden Anlass, diese sprachliche Form einer näheren Betrachtung zu unterziehen.

Der Zusammenhang mit Leipzig und der geschichtlichen Entwicklung dieses Namens ist unschwer zu erkennen: Es liegt mit *Libizken* eine zweite frühe Nennung einer *Lib*-Form in einer Urkunde aus dem 11. Jahrhundert vor. Es handelt sich um ein Diplom von Kaiser Heinrich III.⁶ Diese erst Jahrzehnte nach Thietmars Aufzeichnungen fixierte Urkunde mit der Graphie *in ... Libizken* lässt einige Fragen auftreten:

1. Bringt diese Schreibform etwas Neues für die frühe Geschichte von Leipzig?
2. Wieso tritt in dem Namen plötzlich zweimal der Vokal <i> auf?
3. Wo kommt die im Vergleich zu Thietmars *Libzi* ganz neue Form mit <izken> her?

Eingangs ist wichtig festzustellen, dass die Sprachforschung bisher davon ausging, bei der Urkunde liege eine Fälschung aus dem 15. Jahrhundert vor.⁷ Diese Einschätzung hat sich als falsch erwiesen. Das ist gut so, weil diese Einsicht für die Klärung der Form *Libizken* weiterführend und hilfreich ist, wie zu zeigen sein wird.

Der Leipziger Landeshistoriker Enno Bünz hat gegenüber bisherigen Annahmen zu dieser aus dem Jahr 1050 stammenden Urkunde eine ganz wichtige Klarstellung zu deren *Inhalt* und *Form* getroffen. Inhaltlich beurkundet Kaiser Heinrich III. in Wurzen eine Schenkung an das Bistum Merseburg. Diese betrifft *villam Nuwindorph dictam in comitatu Wilhelmi marchionis in pago Scudizi in burgvardo Libizken sitam*.⁸ Enno Bünz hat mit Nachdruck darauf aufmerksam gemacht, dass diese zwar nur in einem Kopialbuch von 1427–1430 enthaltene Urkunde absolut keine Fälschung aus späterer Zeit ist und inhaltlich eine zuverlässige Kopie darstellt.⁹ Die Richtigstellung endet mit folgenden Worten: »An der Echtheit der Urkunde besteht kein Zweifel.«¹⁰

Für die sprachgeschichtliche Forschung ist das ein wichtiges Wort des Historikers Enno Bünz zum Wert der Urkunde und für den Sprachforscher bedeutet das zusätzlich Gewissheit, dass die in der lateinisch geschriebenen Urkunde vorkommenden Eigennamen in einem Original im Jahr 1050 fixiert wurden. In diesem Zusammenhang ist es auch sehr zu begrüßen, dass kürzlich der Historiker Markus Cottin seine Bedenken

⁶ Monumenta Germaniae Historica, Die Urkunden der deutschen Könige und Kaiser, Band 5: Die Urkunden Heinrichs III., hrsg von Harry Bresslau/Paul Fridolin Kehr, Berlin 1931, Nr. 254.

⁷ Vgl. die Angabe dazu bei Hans Walther, Zum Namen (Anm. 3), S. 130.

⁸ Urkundenbuch des Hochstifts Merseburg, Teil I (962–1357) (Geschichtsquellen der Provinz Sachsen und angrenzender Gebiete 36), bearb. von Paul Fridolin Kehr, Halle/Saale 1899, Nr. 71.

⁹ Vgl. dazu Enno Bünz, Herrschaftliche Strukturen. Die ottonische Markenorganisation zwischen Saale und Elbe, in: Geschichte der Stadt Leipzig (Anm. 1), S. 85 und 89. Zum Kopialbuch vgl. Ludwig Erich Schmitt, Entstehung und Struktur der »Neuhochdeutschen Schriftsprache«, 1. Band: Sprachgeschichte des Thüringisch-Obersächsischen im Spätmittelalter. Die Geschäftssprache von 1300 bis 1500 (Mitteldeutsche Forschungen 36/I), Köln, Wien, 2. Auflage 1983, S. 342–345.

¹⁰ Bünz, Herrschaftliche Strukturen (Anm. 9), S. 799 in Anm. 51. Enno Bünz bezieht sich dabei ausdrücklich auf die historische Sprachforschung, die die Urkunde bisher leider als Fälschung aus dem 15. Jahrhundert angesehen hatte. Ein gravierender Irrtum.

insbesondere zur Zuverlässigkeit der Schreibungen von Namen in dem Kopialbuch geäußert hat: »Die Überlieferung wirft m. E. doch Fragen auf, da viele Ortsnamen in dem Kopialbuch des 15. Jahrhunderts verschrieben bzw. anders geschrieben sind als in der Vorlage. Man kann dies an Urkunden nachweisen, deren Original noch vorhanden ist und die auch im Kopialbuch stehen.«¹¹ Markus Cottin unterstreicht seine berechtigten Bedenken noch abschließend mit den Worten, »denn es verbindet sich doch mit rund 400 Jahren Abstand von der Abschrift zum Original eine gewisse Unsicherheit«.¹²

Diese ganz gewiss generell berechtigten Bedenken von Markus Cottin aus Historikersicht lassen sich nun im Hinblick auf die Abschrift der Urkunde von 1050 und ihre Wiedergabe im Kopialbuch durchaus prüfen und zumindest speziell für die Urkunde von 1050 weitgehend zerstreuen.

Die in der Urkunde neben *Libizken* vorkommenden weiteren geographischen Namen lauten *Merseburch*, *Nuwindorph*, *in pago Szudiici*, *actum Wrcin*. Die Graphie der ersten beiden Namen kann sowohl dem Original von 1050 genau entsprechen, kann aber so auch noch in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts bei der Abschrift realisiert worden sein. Da lässt sich beim Vergleich der guten Tradierung beider Namen nichts nachdrücklich entscheiden.¹³ Anders allerdings bei den Formen *Libizken* und *Wrcin*. Auf *Libizken* wird noch detailliert einzugehen sein.

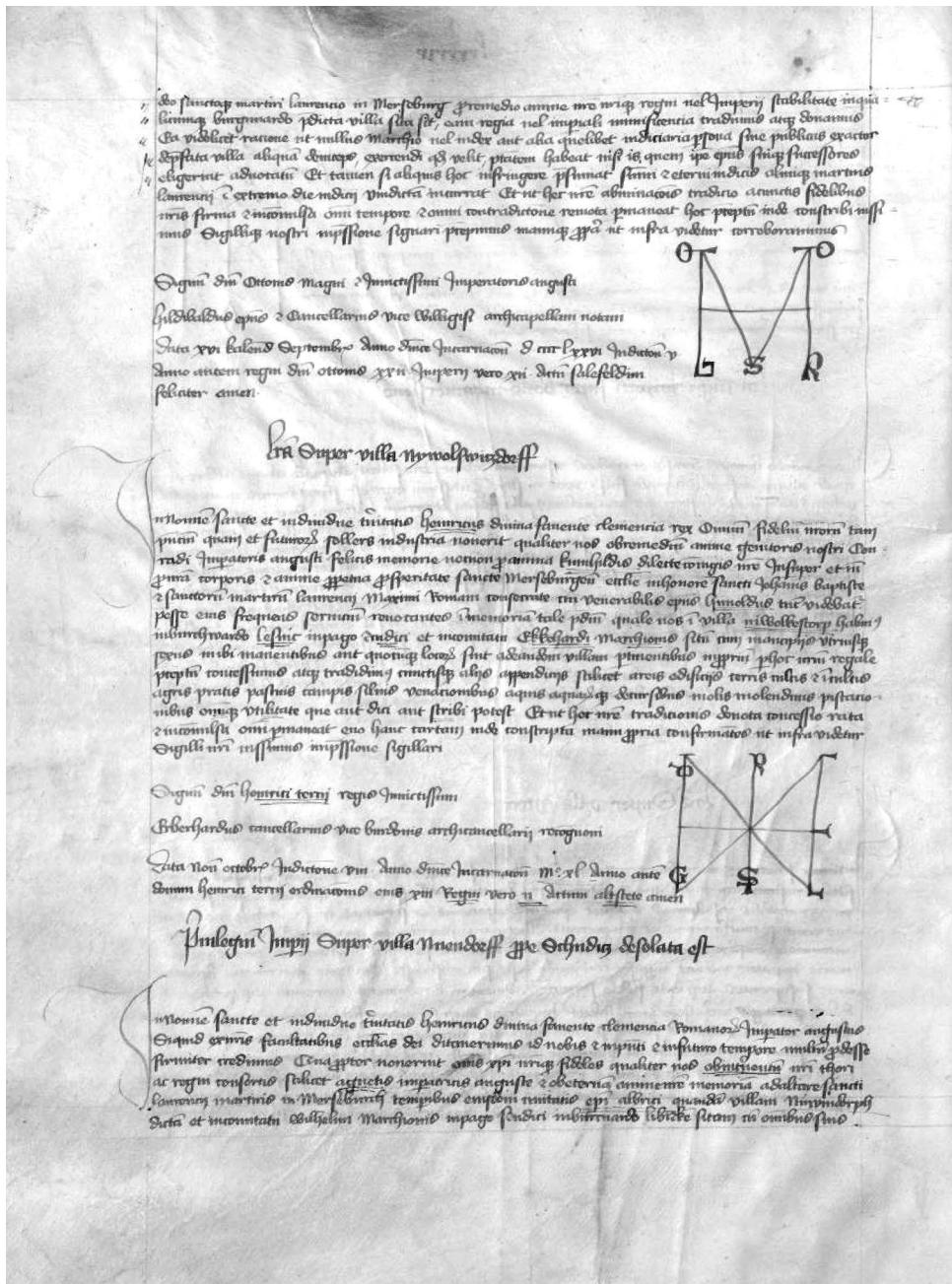
Zunächst zu *Wrcin* ein prüfender Blick: Der Ausstellungsvermerk lautet *in nomine domini actum Wrcin* und bringt damit die offenbar älteste Aufzeichnung des Namens in seiner slawischen Lautung und in einer Form, die auf Übernahme ins Deutsche spätestens im 10. Jahrhundert hindeutet. Die Schreibweise reflektiert u. U. zweierlei, nämlich eine gute Kenntnis der slawischen Form beim Notar, wenn nicht sogar dessen generell gute slawische Sprachkenntnis. Jedenfalls zeigt die Schreibung die Bewahrung der Lehnform in althochdeutscher Zeit als etwa gesprochen [wrtsin] mit einem silbischen /r/ – also ziemlich exakt nach der späturwalischen Aussprache von *Vŕčьn- o.ä. Die Diffizilität der Etymologie des Namens hat der slavistische Sprachforscher Ernst Eichler wiederholt vor Augen geführt.¹⁴ Die historischen Zeugnisse des Namens lauten ab 961 (Kopie des 11. Jahrhunderts) *Vurcine*, bei Thietmar *Vurcin* sowie *Vurzin* und geben damit bereits die im Altsorbischen um 1000 n. Chr. eingetretene Entwicklung des silbischen *r*-Phonems zu Vokal plus *-r-* wieder.

11 Dankenswerte briefliche Mitteilung vom 15. Juni 2016.

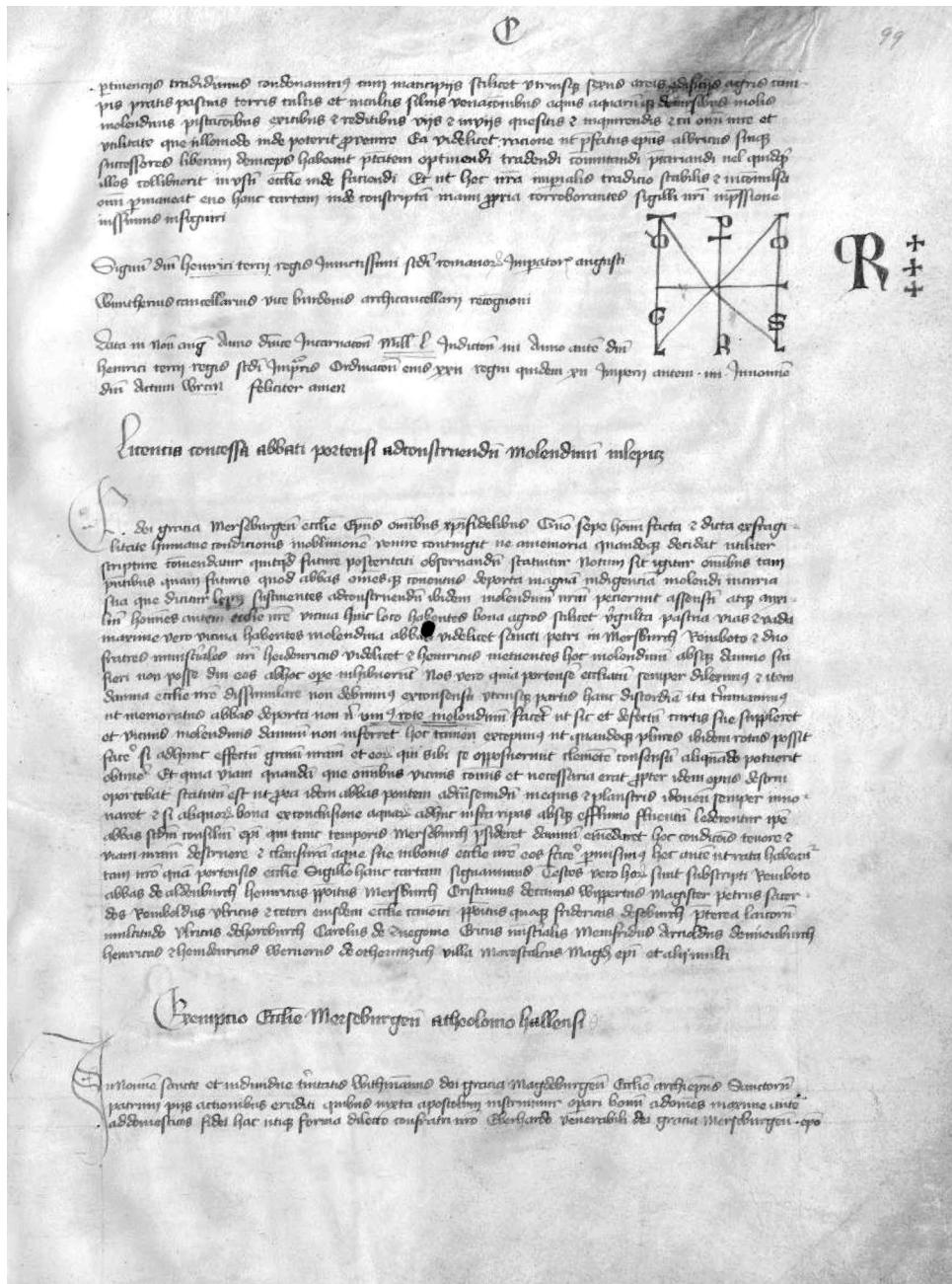
12 Ebd.

13 Allein die Belege der mehr als 30 Naundörfer in Sachsen zeigen, dass die Schreibung *Nuwindorph* originalgetreu erfolgt sein kann, aber auch so noch im 15. Jahrhundert »modernisiert« sein könnte, wofür <in> in der Nebensilbe sprechen könnte. Hingegen spricht <ph> am Namensende wieder deutlich für die Bewahrung der Originalform von 1050.

14 Vgl. im Überblick dazu Ernst Eichler, Die slawischen Ortsnamen zwischen Saale und Neiße. Ein Kompendium, Band 4, Bautzen 2009, S. 91.



Abschrift der Urkunde Kaiser Heinrichs III. über die Schenkung des Ortes Naundorf an die Merseburger Domkirche (Domstiftsbibliothek Merseburg, Cod. I, 118, fol. 98v)



Abschrift der Urkunde Kaiser Heinrichs III. über die Schenkung des Ortes Naundorf an die Merseburger Domkirche (Domstiftsbibliothek Merseburg, Cod. I, 118, fol. 98r)

Es ist aber freilich nicht mit absoluter Sicherheit auszuschließen, dass der Kopist im 15. Jahrhundert das <u> vergessen hat. Andererseits ist aber die Form *Wrcin* durchaus als archaische und der slawischen Aussprache im 10. Jahrhundert voll entsprechende Originalform interpretierbar und die Schreibung *Szudici* könnte eigentlich nur im Anlaut mit <Sz> gegenüber erwartbarem und sonst urkundlich belegtem <Sc> auf Verschreibung des Kopisten hinweisen, während die Form mit Bewahrung von <ici> wirklich das Original reflektiert und keinerlei Anpassung an die Schreibweisen des Namens Schkeuditz aus dem 15. Jahrhundert zeigt.¹⁵

Bezieht man die im Urkundenbuch Merseburg vor dem Urkundentext angegebene Überschrift aus späterer Zeit in den Vergleich der Schreibungen mit ein, so zeigen sich da die vom 15. Jahrhundert an jüngeren Schreibungen sowohl zu dem Namen Naundorf als auch zum Gaunamen. Diese Überschrift lautet: *Privilegium imperii super villa Nuendorff prope Schudicz desolata est*. Die Schreibung <Sch> ist als [schk] zu lesen. Folglich dürfen wir an dieser Stelle schon etwas beruhigend konstatieren, dass die abschriftliche Urkunde zu den in ihr enthaltenen geographischen Namen bisher keine gravierenden Abweichungen von den sprachhistorisch ermittelbaren wahrscheinlichen Schreibungen im ursprünglichen Original zu erkennen gibt.

Die Urkunde von 1050 enthält zweifelsfrei die klare Bezeugung des Burgwards Leipzig im 11. Jahrhundert mit der Angabe *in burgvardo Libizken*. Daraus ist aber weit mehr als nur der Nachweis für die Existenz des Burgwards mit seiner Benennung zu entnehmen. Allein die Form *in burgvardo Libizken* bietet dem Sprachhistoriker unter slavistischem sowie germanistischem Aspekt zugleich noch folgende Fakten:

1. Wiederum ist die Basis *Lib-* in der Form *Libizken* einwandfrei bezeugt. Damit ist klar, dass auch der Burgwardname auf einer von den Slawen übernommenen älteren germanischen Namenbasis beruht. Die Schreibung mit entspricht voll und ganz der Überlieferung des 11. sowie auch noch des 12. Jahrhunderts. Hier hat der Kopist das Original bewahrt, denn Modernisierung um 1430 würde unbedingt ein <p> erfordert haben. Ins Auge springt das <k> und bedarf der Interpretation. In der Überlieferung des Leipzig-Namens erscheint das Phonem /k/ erst zum Ende des 12. Jahrhunderts als <k> und dann auch alternierend mit <c> in den Urkunden. Daher ist in dieser Form damit zu rechnen, dass der Kopist abweichend vom Original dem Burgwardnamen hier eine partiell moderne Form gemäß dem Sprachusus des 15. Jahrhunderts gegeben haben kann. Die dem <k> folgende Endung *-en* ist schwerer zu beurteilen. Sie kann mittelhochdeutschem Sprachgebrauch entsprechen, aber es kann sich evtl. auch um die Graphie gemäß Verwendung des Burgwardnamens im deutschen Sprachgebrauch – also 1050 in althochdeutscher oder altsächsischer = altniederdeutscher Sprache – han-

¹⁵ Vgl. Ernst Eichler, Hans Walther (Hrsg.), Historisches Ortsnamenbuch von Sachsen, Leipzig 2001, Band 2, S. 55.

deln. Auf jeden Fall ist deutlich erkennbar die Endung für einen Dativ Singular, was der Angabe im Text »im Burgward L. gelegen« genau entspricht.

2. Die Form *in ... Libizken* aus dem Jahr 1050 kann auf keiner irrtümlich vom Kopisten erfundenen Form beruhen. Sie ist eindeutig auf eine slawische Ausgangsform rückführbar. Diese lässt sich auch rekonstruieren. Sie muss spätestens im 10. Jahrhundert gebildet worden sein und lautete **Libbsk-*, wobei der sogenannte reduzierte helle Vokal /e/ eine dem kurzen deutschen /i/-nahe Qualität besaß. Dieser wurde auch in der Aufzeichnung des Namens korrekt mit <i> wiedergegeben. Diese im Vergleich zu Thietmar nun erstmals auftretende veränderte Form des Namens mit einem anderen Suffix, eben dem -bsk-Suffix, ist die neuere slawische Benennung für die inzwischen mit einer deutschseits befestigten Burg und damit an Bedeutung gewonnenen slawischen Ansiedlung. Die volle Form wird wahrscheinlich **Libbskъ* (zu ergänzen ist gedanklich **grođs* ‘Burg’) oder evtl. auch **Libbsko* (*sedlo* ‘Siedlung’) im slawischen Mund in der Nominativform gelautet haben.

Es ist freilich auch denkbar, dass die Slawen untereinander zusätzlich eine weitere Form **Libbska (zemja)* verwendet haben könnten. Damit könnte im Sinne von ‘Leipziger Umland’ ein bestimmtes Gebiet bzw. der Burgwardbezirk bezeichnet worden sein. Strukturell ist eine solche Bildung durchaus denkbar und vergleichbar mit 1071 *Milsca*¹⁶ <altsorbisch **Mil'ska*> späturslaw. **Milbska (zemja)* ‘Flachland’¹⁷ für die Gegend am Schwarzen Schöps westlich der Lausitzer Neiße und östlich der Spree. Ebenso lässt sich bildungsmäßig vergleichen der allgemein gut vertraute heutige Ländername *Polska* ‘Polen’¹⁸ <urslaw. **Polbska (zemja)*> zu *pole* ‘Feld’.

Für unser *Libizken* ist die letztere Erörterung zwar rein theoretisch möglich, aber im Weiteren irrelevant. Es ist davon auszugehen, dass der Name für den Burgwardort auf den gesamten Burgward übertragen wurde. Auf Grund der urkundlichen Bezeugung einer altdeutschen Dativ-Endung <en> in der Urkunde kommt doch am ehesten eine maskuline oder neutrale, keine feminine slawische Ausgangsform in Betracht.

3. Mit *in burgvardo Libizken* liegt zugleich – wie oben schon bei der Schreibung *Wrcin* betont – der Nachweis vor, dass der slawische Name noch v o r der Jahrtausendwende in den deutschen Sprachgebrauch fest übernommen wurde. Zum einen wurde die slawische Nachsilbe (Suffix) -bsk- völlig lautgerecht mit <izk> in der Nieder-

16 Monuments Germaniae Historica, Die Urkunden der deutschen Könige und Kaiser, Band 6: Die Urkunden König Heinrichs IV. 1077–1106 (MGH DD H IV, 2), bearb. von Dietrich von Gladiss, Weimar 1952, Nr. 246.

17 Vgl. dazu Walter Wenzel, Das Land der *Besunzane* und *Milzane* – die Urheimat der Obersorben, in: *Lětopis* 62 (2015) 2, S. 5f.

18 Vgl. Stanisław Rospond, Slawische Namenkunde, Heidelberg 1989, S. 104, 182.

schrift wiedergegeben.¹⁹ Zum anderen ist das späturwalische ultrakurze /b/ noch als [i] gehört worden und somit auch in den deutschen Sprachgebrauch übernommen worden. Nach der Jahrtausendwende ist dieser Kurzvokal im slawischen Leipzig-Namen nicht mehr gesprochen worden. Gemäß der Aussprache in der alltäglichen Kommunikation mit den ansässigen Slawen ist daher dann in der Folgezeit in den von deutscher Seite ausgefertigten Urkunden zu lesen *Libzke*, *Lipzke*, *Lipczk*, *Lipzc*, *Lipzk*. Dabei spielte zugleich die mögliche Eindeutung von slawisch *lipa* ‘Linde’ in den Namen für die Schreibweise mit <p> fortan eine zu beachtende Rolle.

Mit der lautgerechten Aufzeichnung des -bsk-Suffixes im Jahr 1050 ist die slawische Ausgangsform aus dem 10. Jahrhundert ebenso zweifelsfrei gesichert wie die Echtheit der Urkunde von 1050 selbst.²⁰

4. Die in dem Syntagma *in burgvardo Libizken* auftretende und im lateinischen Text scheinbar störende Endung *-en* beruht in der Aufzeichnung auf deutschem Einfluss. Es liegt hier ein recht gutes Beispiel für die Integration des slawischen Burgwardnamens in den deutschen Sprachgebrauch seit dem 10. Jahrhundert vor. Im Urkundentext hat der bei der deutschen Obrigkeit (Kanzlei von König bzw. Kaiser sowie Markgraf) offenbar sehr geläufige slawische Name als Name für den Burgward funktioniert, und zwar so regelrecht, dass er der Syntax des Textes entsprechend die in jener Zeit im Singular bei bestimmten Substantiven vorkommende Dativ- bzw. Lokativendung *-en* erhielt. Diese Deklinationsform spricht für die offenbar schon lange im deutschsprachigen Verwaltungsbereich geläufige Lehnform als Burgwardname.²¹

Anders formuliert gibt die Kasusendung klar zu erkennen: Es wird die den lateinischen Ablativ Singular als Lokativform *in burgvardo* fortsetzende Ortskasusform auch in der Namensform *Libizken* ganz adäquat deutlich, nur eben mit deutscher Kasusendung. Das Motiv bzw. der Beweggrund zur Verwendung gerade dieser Kasusform für den Notar oder auch evtl. erst den Kopisten ist in der Rückschau nicht mehr eindeutig bestimmbar. Sicher aber ist, dass es sich um eine deutsche Deklina-

19 Auf den sprachgeschichtlichen Hintergrund für diese Graphie wird hier aus Raumgründen nicht näher eingegangen. Ein <> für ein slaw. /s/ entsprach zu jener Zeit völlig dem Schreibusin in den Kanzleien.

20 Nur in einer Urkunde von Markgraf Heinrich aus dem Jahr 1240 (Urkundenbuch der Stadt Leipzig, 2. Band, hrsg von Karl Friedrich von Posern-Klett [Codex diplomaticus Saxoniae regiae II/9], Leipzig 1870, Nr. 13) tritt nochmals mehrfach einheitlich Lipizk auf, was aber nicht unbedingt als archaisierende Schreibung interpretiert werden kann. Wahrscheinlich ist bei diesen Formen mit Auflösung der Konsonantenhäufung mittels Einschub eines <i> durch den Schreiber oder evtl. sogar mit Kanzleiusus zu rechnen.

21 Für die Diskussion dieser Möglichkeit mit entsprechenden Hinweisen auf vergleichbare deutsche Namen danke ich dem Germanisten und Sprachforscher Prof. Dr. Albrecht Greule von der Universität Regensburg. Er vermerkte ausdrücklich: »Wie dem auch sei, der Fall *Libizk-en* markiert einen interessanten (frühen) Schritt hin zu einem allgemeinen toponymischen Suffix /-en/ im Deutschen« (brieflich am 30.12.2015).

- tionsendung an einem Lehnnamen *Libizk* handelt, der möglicherweise schon im 11. Jahrhundert nicht mehr als fremd, sondern als ganz deutsch empfunden wurde.
5. Die zu 1050 belegte Form des Burgwardnamens bezeugt für den Raum Leipzig den unter Otto I. eingerichteten Burgward und die aufgezeichnete Form *in ... Libizken* erweist zugleich, dass der Burgward im Elster-Pleiße-Gebiet an den slawischen Siedlungsnamen anschließt, der seinerseits wiederum auf einem älteren vorslawischen Namen für diese Region beruht. Fest steht mit Gewissheit, dass der slawische Name **Libbskъ* oder **Libbsko* für den Burgwardort bereits im 10. Jahrhundert in den deutschen herrschaftlichen Sprachgebrauch übernommen worden ist und schließlich auch nach deutschem Sprachusus dekliniert wurde. In althochdeutscher Zeit hat es also im 10. Jahrhundert einen deutschen Lehnnamen *Libizk-* mit einer nicht mehr sicher ermittelbaren Endung und mit der Aussprache [libitsk] gegeben. An diese Form ist die ahd. Kasusendung *-en* angefügt worden.
 6. Der Burgwardortsname hat nach der Jahrtausendwende in altsorbischer Zeit nach dem Schwund des ultrakurzen // in der zweiten bzw. vorletzten Silbe die Form **Lib'sk*²² angenommen. Diese ist allmählich und in Anklang an slaw. *lipa* ‘Linde’ als *Lip'sk* gesprochen worden. Diese Form ist in mittelhochdeutscher Zeit die ab Ausgang des 12. Jahrhunderts urkundlich belegte Lehnform mit den Schreibungen *Lipzc* oder *Lipzk* (gesprochen jeweils [liptsk]).

Mit diesen sehr detaillierten Ausführungen zu der Form *Libizken* sind doch die Bedenken bezüglich möglicher gravierender Eingriffe des Kopisten gegenüber dem Original, wie von Historikerseite berechtigt angeführt, als für die Schreibung der Namen unwesentlich und damit hinsichtlich Minderung der Originaltreue als vernachlässigbar deutlich geworden.

Die in der urkundlichen Überlieferung einmalige Form *Libizken* ist von Enno Bünz ganz zu Recht als »ungeöhnliche Ortsnamenform«²³ bezeichnet worden.²⁴ Es verwundert daher nicht, dass ohne Beachtung der soeben ausgeführten sprachhistorisch wichtigen Gegebenheiten der Landeshistoriker eine eigene Schlussfolgerung zieht und daher schreibt: »Das Diplom ist nur abschriftlich ... überliefert; dies erklärt die ungewöhnliche Ortsnamenform ‘Libizken’, die nicht in das 11. Jahrhundert passt, sondern vom Abschreiber des späten Mittelalters unwillkürlich an den Sprachstand seiner Zeit angepasst wurde.«²⁵

22 *b'* beruht auf rein wissenschaftlich begründeter Schreibweise und zeigt als Folge des geschwundenen hellen Vokals noch die palatale Färbung des slawischen Phonems /b/ an.

23 Bünz, Herrschaftliche Strukturen (Anm. 9), S. 85.

24 Ein Blick in das Register des dreibändigen Urkundenbuchs der Stadt Leipzig (Codex diplomaticus Saxoniae regiae, Bände 8–10) bestätigt dies. In Band 3 sind auf S. 473 diverse Schreibungen zu finden, aber nicht eine hat *-en* nach *-k-*. Auch die Auflistung urkundlicher Belege bei Walther, Der Name Leipzig (Anm. 2), S. 129 f. hat nur einmalig 1050 *Libizken*.

25 Bünz, Herrschaftliche Strukturen (Anm. 9), S. 89.

Zu dieser Aussage sind noch einige Bemerkungen nötig, weil der Verdacht einer vom Kopisten vorgenommenen modernisierenden Schreibung im 15. Jahrhundert nicht nur einzuschränken bzw. im Wesentlichen zu zerstreuen ist, sondern um zugleich auch die Existenz des Burgwardnamens deutsch *Libizk-* im 11. Jahrhundert zu untermauern:

- Zunächst ist nochmals auf Grund der obigen Ausführungen als eindeutig festzustellen: Die Annahme einer Modernisierung des Namens durch den Kopisten scheidet für die Teilform *Libiz-* aus. Eine solche ist nur bei Verwendung von <k> statt erwartbarem <c> für gesprochenes /kl/ anzunehmen. Die deutsche Kasusendung -en kann bereits im Original gestanden haben, kann aber auch erst durch den Kopisten angefügt worden sein.
- Mit der sprachgeschichtlichen Analyse von *in burgvardo Libizken* ist nochmals zusätzlich die Zuverlässigkeit der Arbeit des Kopisten und die Echtheit der Urkunde in ihrer gesamten Diktion sowie Graphie auch für die Kopie erwiesen.

Zusammenfassend und die Ausführungen in der »Geschichte der Stadt Leipzig« zur frühen Geschichte von Leipzig im 10. Jahrhundert berücksichtigend, kann künftig zum Namen des Burgwards von Folgendem ausgegangen werden:

- Der Burgwardname beruht auf einem slawisch gebildeten Namen, bewahrt diesen und tritt uns urkundlich mit einer deutschen Deklinationsendung in der im 15. Jahrhundert abschriftlich tradierten Urkunde von 1050 einmalig entgegen.
- Älterer slawischer Siedlungsname **Libbcb* und slawischer Burgwardname **Libbskb* sind Bildungen, die einen vorslawischen, also germanischen geographischen Namen als Basis haben und somit fortsetzen. Der germanische Name in nicht mehr genau ermittelbarer Form weist inhaltlich auf eine ‘wasserreiche Gegend’, wobei die germanische Namensform auf noch älterer und damit voreinzelsprachlich-indogermanischer Sprachbasis beruhen kann.²⁶
- Die in der frühen urkundlichen Tradierung belegten Namen mit *Lib-* – also bei Thietmar von Merseburg *Libzi* und in der Urkunde von Kaiser Heinrich III. *Libizken* – zeigen diese Entlehnungen aus dem Slawischen.
- Den genannten beiden slawischen Formen liegen zwei unterschiedliche Bildungen zugrunde, einmal als Örtlichkeitsname mit aus einem germanischen Namen entlehnter Basis plus slawischem Suffix -*bcb* gebildet, zum anderen als zeitlich später gebildeter Burgwardortsname mit dem slawischen Suffix -*bsk-*.
- Der zuerst bei Thietmar genannte Siedlungsname tritt uns noch mehrmals in der Überlieferung bis zum Ende des 12. Jahrhunderts entgegen: In der Corveyer Thietmar-Handschrift als *Libizi*, in den Pegauer Annalen zu 1080 *usque Libiz* und zu

26 Vgl. dazu ausführlich Harald Bichlmeier, Einige indogermanistische Anmerkungen zur mutmaßlichen Ableitungegrundlage des Ortsnamens Leipzig: dem Flussnamen urgerm. **Libō-* bzw. dem Gebietsnamen urgerm. **Libia/ō-* (mit einem Exkurs), in: Namenkundliche Informationen 101/102 (2012/2013), S. 49–75.

1089 *oppidum Libiz*²⁷ sowie in einer Urkunde des Markgrafen von Meißen 1185 mit den Zeugen *Albertus de Libz et frater suus Bürzlaus*.²⁸

- Ein slawischer Siedlungsname **Libcb* war also im 10. Jahrhundert bekannt, folglich bestand auch ein slawisch bewohnter Ort. Andernfalls hätte es die Form *Libiz* als Lehnname mit Überlieferung in althochdeutscher Zeit nicht geben können.
- Auch im 13. Jahrhundert finden sich nochmals drei *Lib*-Schreibungen: 1212 *apud Libuiz* und 1219 *apud Lybzeck* sowie um 1225 *Libzke*.²⁹ Wahrscheinlich folgen diese Graphien mit <Lib> älteren Vorlagen.
- Ab Ende des 12. Jahrhunderts ist augenfällig, dass die hier ausführlich besprochene Form für den Burgward mit /k/ im Auslaut auch als Schreibung für den Ortsnamen neben die ältere Form tritt. Das zeigen die zunehmenden Graphien mit <ek> bzw. <c> (für gesprochen /k/ in lateinischen Texten) am Ende: 1190/95 neben *Lipz* auch *Lipzk*, 1216 neben *Lipz* wiederum auch *Lipzc*, 1217 *Lipzc*, 1222 *Lipzk* usw.³⁰ Mit der Bedeutungszunahme der städtischen Siedlung wurde offenbar der in der deutschen Kanzlei und Verwaltung der Mark Meißen geläufige und vertraute Burgwardname mehr und mehr auch ohne Bezug auf den Burgward üblich.
- Die Verwendung der Formen *Lipz* mit Schreibvariante *Lypz* oder *Lipcz/Lypcz* ist noch bis ins 14. Jahrhundert anzutreffen. Diese einerseits wieder hinsichtlich des ursprünglichen slawischen Ortsnamens mit altem -c-Suffix (gesprochen [ts], geschrieben <z>), traditionellen Schreibungen bieten zugleich eine weitere Neuerung: Das ältere wird zugunsten von <p> aufgegeben. Das ist eine geringfügige Veränderung in der Lautung des Namens, die am ehesten durch den deutschen Sprachgebrauch zu erklären ist und auf regressiver Assimilation beruht. Der in altsorbischer Zeit nicht mehr vorhandene ultrakurze i-Laut brachte /b/ und nachfolgend slaw. /c/ = [ts] in direkte Nachbarschaft. Die Stimmlosigkeit von [ts] bewirkte die Angleichung des stimmhaften /b/ zum stimmlosen /p/. Der Verlust der Stimmhaftigkeit des /b/ wurde dann in der Schrift mit <p> realisiert. Mitgespielt haben dürfte dabei sowohl bei den slawischen Sprechern als auch bei den gebildeten deutschen Geistlichen in den Kanzleien die Kenntnis von slawisch *lipa* ‘Linde’ und die damit mögliche sekundäre semantische Verankerung des Namens als ‘Lindenort’. Eigentlich hat damit der Ortsname wohl auch für die Slawen eine durchschaubare Semantik und somit einen verständlichen Inhalt erhalten.

27 Walther, Der Name Leipzig (Anm. 2), S. 73.

28 Urkunden der Markgrafen von Meißen und Landgrafen von Thüringen, Band 2: 1100–1195 (Codex diplomaticus Saxoniae regiae I/A/2), hrsg von Otto Posse, Leipzig 1889, S. 352, Nr. 510.

29 Vgl. mit Quellenangaben Walther, Leipzigs Name (Anm. 3), S. 13.

30 Vgl. ebd., S. 15 f. mit noch weiteren urkundlichen Belegen vom 13. bis 15. Jahrhundert; ferner Walther, Zum Namen (Anm. 3), S. 134–140.

- Die weitere sprachliche Entwicklung zur modernen Form Leipzig ist seit dem ausgehenden 12. Jahrhundert allein vom Deutschen geprägt.³¹

Der von Enno Bünz erstmals so deutlich erwiesene Charakter der Originalität der Urkunde von 1050 hellt auch noch einen zweiten Sachverhalt auf: Die Ursache für den schon lange für den Ortsnamen von sprachhistorischer Seite beschriebenen einmaligen und auffälligen Suffixwechsel in slawischer Zeit liegt auf der Hand: Die Ursache für den scheinbaren Suffixwechsel ist in der Nutzung und Verwendung des Namens für den Burgwardort fortan als »neuer« Ortsname zu suchen.

Zugleich ist die von Enno Bünz noch mit genannte Urkunde über eine Schenkung von Heinrich II. an das Bistum Merseburg von 1021 mit der Angabe *oppidum Libziki* – diesmal aber als eine inhaltliche Fälschung aus dem 13. Jahrhundert – zumindest unter sprachgeschichtlichem Aspekt auch bedeutsam und gar nicht ganz »ohne Quellenwert für die frühere Zeit«.³² Die Graphie mit dokumentiert deutlich den Rückgriff auf eine frühe urkundliche Schreibung entsprechend der Lautung im 10. und 11. Jahrhundert, während die Schreibung <ziki> bereits die jüngere deutsche und ab Ende des 13. Jahrhunderts sich allmählich durchsetzende übliche Auslautform mit den Graphien <zik> oder <zcik> bzw. <czig> und <zek> ausweist und damit wirklich Modernisierung – zumindest also partiell – bei der Fälschung bekundet.

Der in der »Geschichte der Stadt Leipzig« insgesamt doch nur wenige Zeilen ausmachende Vermerk des Landeshistorikers Enno Bünz und Herausgebers des umfassenden Werkes zur Zuverlässigkeit der Urkunde aus dem Jahr 1050 und Erwähnung des Burgwards mit den Worten *in burgvardo Libizken* hat für den Sprachhistoriker doch eine ganze Reihe von neuen Einsichten möglich gemacht:

- Die Aussage von Enno Bünz, »Der Burgward Leipzig muss 1015 bereits einige Zeit bestanden haben«,³³ ist aus sprachgeschichtlicher Sicht voll zutreffend und zu bestätigen.
- Die sprachgeschichtlichen Fakten erfordern regelrecht die Existenz des Burgwards bereits im 10. Jahrhundert, sonst wäre eine Form wie 1050 *in burgvardo Libizken* nicht möglich gewesen. *Libzk-* muss vor der Jahrtausendwende schon von der deutschen Obrigkeit gebraucht worden sein. Wäre der Burgwardname erst n a c h 1000 n. Chr. auf slawischer Basis übernommen bzw. verwendet worden, hätte er adäquat zu der Aufzeichnung bei Thietmar – für den Ort als *Libzi* – die graphische Gestalt **Libzk-*, mit Lokativendung dann **Libzken*, erhalten müssen.
- Die Schreibungen in den Urkunden und Quellen generell sind also gerade bei den historischen Formen des heutigen Ortsnamens Leipzig wie auch schon des Burgwardnamens als sehr zuverlässig zu bewerten. Die Burgwardangabe mit *Libizken* war

31 Vgl. dazu kurz gefasst Walther, Der Name Leipzig (Anm. 2), S. 73–76.

32 Bünz, Herrschaftliche Strukturen (Anm. 9), S. 89 zugleich mit genauen Quellenangaben.

33 Ebd., S. 82.

bisher aus sprachgeschichtlicher Sicht als völlig entgleiste Schreibung des 15. Jahrhunderts angesehen worden. Sie passte einfach nicht in die Traditionslinie der Überlieferung. Das galt aber eben nur, solange sie als Schreibung aus dem 15. Jahrhundert aufgefasst wurde. Durch die Korrektur zur verlässlichen Datierung der Urkunde zu 1050 seitens des Historikers und die durch sprachwissenschaftliche Analyse erwiesene ganz wesentlich originalgetreue Abschrift hat sich das Bild nun doch präzisieren lassen.

- Damit bestätigt die ganz einmalige sprachliche Form *Libizken* zugleich die Beibehaltung einer Sprachgestalt aus dem Original bei Abschrift in den Jahren zwischen 1427 bis 1430. Eine wirkliche bzw. vollständige Modernisierung im 15. Jahrhundert hätte etwa **Lipziken* ergeben müssen, niemals aber die Graphie mit <Libizk> aufweisen können.

Allgemein resümierend lässt sich konstatieren: Wo die berichtenden Quellen mit ihren Aussagen für den Historiker enden, vermag der Sprachforscher auf der Basis dieser gesicherten Quellen noch mit »Sonden« in Zeiträume vor der verschriftlichten Überlieferungszeit zu gelangen und auf diesem Weg gewissermaßen »verborgene« geschichtliche Fakten zu ermitteln. Damit wird am untersuchten Gegenstand wiederum deutlich, wie nötig und ertragreich sowie wechselseitig bereichernd transdisziplinäre Forschung sein kann.

Es könnte nun vielleicht der Eindruck aufkommen, dass die Schreibungen in der Zeit nach der fränkischen Eroberung des ostsächsischen Gebietes hier überbewertet werden. Dem ist entgegenzuhalten, dass Schreibungen für die Identifizierung und Orientierung im geographischen Großraum gerade im Mittelalter sehr wichtig waren. Das macht die Zuverlässigkeit der Graphien ursprünglich slawischer und auch deutscher Namenformen aus. Knapp zusammengefasst ergibt sich zu den Aufzeichnungen der Vorgängerformen des heutigen Namens Leipzig³⁴ folgende die Entwicklung im Deutschen illustrierende Übersicht:

- *Libiz* als Lehnname aus dem 10. Jahrhundert für die slawische Siedlung mit Aufzeichnungen bis ins 12. Jahrhundert;
- *Libizk*- als Lehnname für den Burgward seit dem 10. Jahrhundert;
- *Libz* als Lehnname im 11. und 12. Jahrhundert für den slawischen Ort mit Burg und Kirche als Neuentlehnung aus der nach 1000 n. Chr. lautlich veränderten altsorbischen Form;
- *Lipz* mit graphischen Varianten ab Ende des 12. Jahrhunderts bis ins 14. Jahrhundert für den Ort mit lautlich /b/ > /p/ als Veränderung im Deutschen;

³⁴ Grundlage sind die von Hans Walther zusammengestellten Belegreihen in den in Anm. 3 genannten Beiträgen.

- *Lipzc/Lipzk* als deutschsprachige Fortführung des ursprünglichen Burgwardnamens, nun für den Ort bzw. die inzwischen entstandene Stadt³⁵ gebraucht, vom Ende des 12. bis Ende des 14. Jahrhunderts;
- *Lipzic/Lipzik* mit Variationen³⁶ setzt sich ab Ende des 13. Jahrhunderts für die Stadt zunehmend durch und beruht auf Angleichung an den im Deutschen geläufigen Auslaut auf -zig, vgl. schließlich 1500 *Leipzig*.

Beachtenswert ist, dass die ursprüngliche inhaltliche Bedeutung der Namenbasis *Lib-*, also die etymologische Seite, bei der Namenverwendung keine Rolle spielte.³⁷ In der Zeit des Nebeneinanders und Miteinanders von deutschen Herrschaftsträgern und slawischer Bevölkerungsmehrheit war die für beide Ethnien gleichermaßen verständliche Verwendung von Eigennamen unabdingbar. Daher ist vom 10. bis zum 12. Jahrhundert die Überlieferung der zunächst älteren *Libiz*-Formen und vom 11. Jahrhundert an auch der *Libz*-Formen als besonders aufschlussreich zu beachten. Erst vom Ende des 12. Jahrhunderts an mit dann zunehmend mehrheitlich deutschen Bewohnern setzt das Aufkommen der *Lipz-* und der *Lipzk*-Graphien ein.

Insgesamt macht die Geschichte des Namens der Stadt Leipzig eine durchaus komplizierte Entwicklung sichtbar. Zugleich liefert die historische Tradierung des Namens eine sehr aufschlussreiche Dokumentation. Der Sprachhistoriker vermag beim heutigen Forschungsstand einen primär vorslawischen Namen für entweder ein Gewässer oder die Gegend in der Elster-Pleiße-Aue zu eruieren. Auf der Basis des germanischen Namens³⁸ ist in sprachgeschichtlich nicht genau bestimmbarer Zeit, spätestens aber wohl im 8. Jahrhundert, ein slawischer Siedlungsname gebildet worden. Die slawische Siedlung wurde zum Zentrum für das umliegende Gebiet und besaß zu Beginn des 11. Jahrhunderts die bei Thietmar bezeugte Burg. Der Burgwardname muss auf Grund seiner Lautung bzw. frühen schriftlichen Überlieferung ebenso wie der slawische Siedlungsname bereits im 10. Jahrhundert ins Deutsche übernommen worden sein. Der Siedlungs-

³⁵ Um 1225 *Libzke* (neben *Lipzke*) lässt erkennen, dass die ursprüngliche Lautung mit /b/ bzw. Schreibung mit immer wieder nachwirkt. Das zeigt sich auch später nochmals: um 1285 *Libziki* als der bislang letzte Beleg mit .

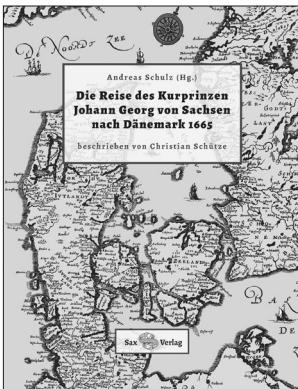
³⁶ 1219 *apud Lybzeck* ist der bisher älteste Beleg für die Auslautangleichung an deutsch -zig.

³⁷ Für die frühen Siedler besaßen vorgefundene, also im neuen Siedlungsraum bereits verwendete Namen entscheidende Relevanz als Orientierungshilfe. Dabei spielte die den Namen innwohnende etymologische Bedeutung keine Rolle. Vgl. dazu auch die zutreffenden Ausführungen zum Maingebiet bei Harald Bichlmeier, Wolfgang Vorwerk, Der Gewässer- und Ortsname LOHR: ein ungelöstes Problem? In: Beiträge zur Geschichte der Stadt und des Raumes Lohr 2015, S. 50.

³⁸ Inzwischen hat in den letzten Wochen weitere gründliche slavistische Forschung zu der Erkenntnis geführt, dass sehr wahrscheinlich auf die Rekonstruktion einer vorslawischen Form bei dem Siedlungsnamen Leipzig verzichtet werden kann und eine ursprüngliche Bewohnerbezeichnung altsorbisch *lib'c 'der Hagere' dem Ortsnamen in aso. *Lib'ci zugrunde liegt. Diese Form entspricht genau dem Erstbeleg *Libzi* bei Thietmar. Damit ergibt sich für den Namen die Benennung nach den Angehörigen eines Erstsiedlers mit dem Merkmal 'der Hagere'. Für die hier im Beitrag behandelten Einzelfragen ändert sich aber dadurch nichts.

name setzt folglich einen Ort als in jener Zeit existent voraus. Der slawische Name für das Burgwardzentrum wurde von deutscher Seite übernommen und als Burgwardname verwendet. Die Lehnform aus althochdeutscher Zeit beweist in ihrer Struktur die bereits im 10. Jahrhundert vollzogene Entlehnung aus dem Slawischen. Eine im 11. Jahrhundert vollzogene Neuentlehnung des Siedlungsnamens – erkennbar an den Schreibungen mit nur <bz> statt <biz> – war bedingt durch die eingetretene lautliche Veränderung des Namens bei den Slawen der Region. Die neue Lehnnamenform sicherte die eindeutige interethnische Kommunikation und folgte der sprachlichen Entwicklung im slawischen Umland.

Insgesamt sind nunmehr *erstmals* mit der urkundlichen Schreibweise von 1050 *in ... Libizken* für den Burgward *alle* Überlieferungsformen des Namens *Leipzig* sprachgeschichtlich geklärt. Zusammenführung von Geschichts- und Sprachforschung haben das ermöglicht.



Die Reise des Kurprinzen Johann Georg von Sachsen nach Dänemark 1665

Christian Schütze, Andreas Schulz (Hrsg.)

ISBN 978-3-86729-181-1

1. Auflage 2016, Format 14,8 x 19,5 cm

Gebundene Ausgabe, 136 Seiten

15 Abbildungen

16,80 €

Das Buch des Leipziger Magisters Christian Schütze ist der einzige erhaltene Bericht über die Reise des sächsischen Kurprinzen und nachmaligen Kurfürsten Johann Georg III. von Sachsen, dem Vater Augusts des Starken, zu seiner Verlobten an den dänischen Hof im Jahre 1665.

Schützes handschriftliche Aufzeichnungen als Teilnehmer dieser dreimonatigen Nordreise lagerten über drei Jahrhunderte lang vergessen im Raum Weißenfels, ehe sie kürzlich entdeckt und in ihrem Quellenwert erkannt wurden. Um diesen einzigartigen Bericht eines ebenso kundigen wie wissbegierigen Reisebegleiters einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen, wurden seine Notizen dem heutigen Sprachgebrauch angepasst und ausführlich kommentiert. Schütze führt uns Länder und Städte vor Augen, die sich gerade von dem Dreißigjährigen Krieg und den schweren schwedisch-dänischen Kämpfen des 17. Jahrhunderts erholten. Und insoweit er jedmögliche Kontakte zu den akademischen Kreisen dieses Raumes suchte, entstand auch ein kleines Who is Who der führenden Gelehrten Dänemarks und Norddeutschlands.

Die Bearbeitung und Herausgabe ist dem Historiker Andreas Schulz zu verdanken, der zur Zeit an der Universität Jena promoviert und die Aufzeichnungen um eine ausführliche Einleitung und zahlreiche weiterführende Fußnoten bereichert hat.

»[...] Man bekommt mit dieser Reisebeschreibung auf jeden Fall ein gerade für das 17. Jahrhundert selteses Stück Reiseliteratur in die Hand, das Andreas Schulz durch seine vielen Hintergrundinformationen auch historisch greifbar macht [...]«
(zit. aus der Rezension von Ralf Julke

in der »Leipziger Internet-Zeitung« vom 22. November 2016)

Zwischen Sklavenhandel und Türkentaufe. »Türkische«¹ Kriegsgefangene in der sächsischen Messestadt Leipzig um 1700²

Max Mannsfeld

Am 17. Mai 1687 fand in der Leipziger Nikolaikirche eine ungewöhnliche Feier statt. Die Taufe eines sechs bis sieben Jahre alten Jungen wollten viele hundert Menschen sehen. Seine Taufpaten standen ausnahmslos in direkter Verbindung zum Leipziger Stadtrat und gehörten damit zu den prominentesten und reichsten Bürgern der Stadt. Unter ihnen waren beispielsweise der Bürgermeister Adrian Steger und der Oberpostmeister Sachsens, Johann Jakob Kees. Die Taufe selbst wurde von dem Superintendenten und Theologieprofessor der Universität Leipzig Prof. Georg Lehmann geleitet. Wer war nun dieser Knabe, dessen Taufe so viel Aufmerksamkeit auf sich zog? Er war kein Kind Leipziger Bürger, sondern ein kleiner »Türke«, der 1686 während der Erstürmung der ungarischen Festung Ofen (Budapest) gefangen und wenig später in der Messestadt an den Leipziger Kaufmann Adam Schmeisser verkauft worden war. Nachdem man ihn ein Jahr in Deutsch und den wichtigsten Grundsätzen der christlichen Religion unterrichtet hatte, fand schließlich die hier erwähnte Taufe statt. Er war allerdings nicht der einzige »Türke«, der am Ende des 17. und zu Beginn des 18. Jahrhunderts nach Leipzig gekommen war. Zwischen 1686 und 1705 wurden zwölf »türkische« Kriegsgefangene in den Leipziger Kirchen getauft. Das Schicksal dieser »türkischen« Kriegsgefangenen in Leipzig war bis heute der breiten Öffentlichkeit unbekannt, die Umstände ihrer Ankunft in Leipzig und ihre Taufen sind bisher nicht erforscht worden.

Erstmals erfasst wurden die »türkischen« Kriegsgefangenen 1938 von Paul Meissner.³ Seine Auflistung enthält jedoch einige Fehler, da sie nur auf den Angaben in der Chronik des Leipziger Historikers Johann Jakob Vogel⁴ beruht, und er keine weiteren

1 »Türke« ist ein Quellenbegriff, der für alle muslimischen Untertanen des Osmanischen Reiches, unabhängig von ihrer ethnischen oder geographischen Herkunft verwendet wurde.

2 Die Grundlage dieses Aufsatzes bildet meine Masterarbeit an der Universität Leipzig unter dem gleichen Titel. Ich möchte an dieser Stelle Prof. Dr. Manfred Rudersdorf für die tatkräftige Unterstützung während der Bearbeitung des Themas danken.

3 Paul Meissner, Eine Serie von Türkentaufen in Leipzig, in: Familiengeschichtliche Blätter 36 (1938), Sp. 333 f., hier Sp. 333.

4 Johann Jakob Vogel, Leipzigisches Geschicht-Buch Oder Annales [...] Leipzig 1714.

Quellen berücksichtigt hat. In den Aufsätzen von Friedrich⁵ und Teply⁶ wird in Randbemerkungen auf die Leipziger »Türken« hingewiesen, ohne konkret darauf einzugehen. Erst Manja Quakatz hat sich mit dem Problem näher beschäftigt und eine tiefergehende Untersuchung durchgeführt,⁷ deren Ergebnis jedoch noch unbefriedigend ist. Die Gründe für die wenigen Ergebnisse sind in der schwierigen Quellenlage zu suchen. Neben der Chronik von Vogel, die erste Hinweise liefert, sind die Angaben in den Tauf- und Traubüchern der Leipziger Thomas- und Nikolaikirche entscheidend.⁸ In ihnen sind alle Taufen verzeichnet, die in Leipzig durchgeführt worden sind. Neben den normalen Taufen kann man hier auch vereinzelt Juden- oder Türkentaufen finden. Naturgemäß sind diese Bücher sehr umfangreich und die Suche nach einer kleinen Gruppe von »Türken« ist sehr aufwändig und umständlich, da auch die Register nur bedingt weiterhelfen. Die Einträge der Türkentaufen sind jedoch umfangreicher und aussagekräftiger als die der gewöhnlichen Taufen. In ihnen findet man nicht nur die normalen Angaben über die Täuflinge,⁹ sondern auch Details über ihre Ankunft und Herkunft sowie die Umstände ihrer Taufen. Als weitere wichtige Quelle ist die Abhandlung des Leipziger Professors Georg Lehmann zu nennen, der sich eingehend mit dem Problem der Türkentaufen beschäftigt und selbst eine durchgeführt hat.¹⁰

Die »Türken« gerieten in den Belagerungen und Feldzügen kaiserlicher Truppen im sogenannten Großen Türkenkrieg (1683–1699) in Kriegsgefangenschaft. Ausgelöst wurde dieser Konflikt durch die zweite Belagerung Wiens durch die Osmanen unter der

5 Markus Friedrich, »Türken« im Alten Reich. Zur Aufnahme und Konversion von Muslimen im deutschen Sprachraum (16.–18. Jh.), in: Historische Zeitschrift 294 (2012) 2, S. 329–360.

6 Karl Teply, Vom Los osmanischer Kriegsgefangener aus dem Großen Türkenkrieg (1683–1699), in: Südostforschungen 32 (1973), S. 33–72; sowie ders., Türkentaufen in Wien während des Großen Türkenkrieges 1683–1699, in: Jahrbuch des Vereins für Geschichte der Stadt Wien 29 (1973), S. 57–87.

7 Manja Quakatz, »Conversio Turci«. Konvertierte und zwangsgetaufte Türken. Religiöse und kulturelle Grenzgänger im Alten Reich (1683–1710), in: Norbert Spannenberger, Szabolcs Varga (Hrsg.), Ein Raum im Wandel. Die osmanisch-habsburgische Grenzregion vom 16. bis zum 18. Jahrhundert (Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropa 44), Stuttgart 2014, S. 215–234; sowie dies., »Gebürtig aus der Turkey«: Zu Konversion und Zwangstaufe osmanischer Muslime im Alten Reich um 1700, in: Schmidt-Haberkamp, Barbara (Hrsg.), Europa und die Türkei im 18. Jahrhundert/ Europe and Turkey in the 18th Century, Bonn 2011, S. 417–432.

8 Zu finden sind die Taufbücher im Kirchlichen Archiv Leipzig (im Folgenden: KirchAL). An dieser Stelle möchte ich mich recht herzlich für die tatkräftige Unterstützung durch den Archivar, Herrn Klaus Klein, bedanken.

9 Normalerweise beinhalten die Einträge nur die folgenden Angaben: Taufname, Datum, Name des Täufers, Name und Beruf des Vaters, Name der Mutter, Namen und Berufe der Taufpaten.

10 Georg S. Lehmann, D. Georg Lehmanns Antwort/ Auf die von einem guten Freunde ihm schriftlich fürgelegte Frage: Ob die im Kriege gefangene Türcken/ und sonderlich dero Kinder zur h. Tauffe können und sollen befördert werden? Wie auch/ was von der Socinianer Tauffe zuhalten sey? Mit beygefugtem Aufsatz des ganzen actus, als ein Türckischer Knabe von 7 biß 8. Jahren der wegen seines Ingenii, innerhalb Jahres-Frist die deutsche Sprache/ und den Catechismum Lutheri hurtig gefasset daß er in beysenn vieler hundert Personen/ sein Glaubens-Bekätnuß mit Verwunderung freudig ablegen können/ getauft wurde, Leipzig 1688 (VD17 39:146931Z).

Führung ihres Großwesirs Kara Mustafa. Das Schlüsselereignis war die Entsatzschlacht am Kahlenberg vor den Toren Wiens im September 1683, in der die Osmanen eine schwerwiegende Niederlage erlitten. In den folgenden 16 Jahren wurden die Osmanen durch die Truppen des Kaisers in die Defensive gedrängt und verloren nach und nach wichtige Festungen und Gebiete. Nach der verlorenen Schlacht von Zenta 1697 war der Kriegswille gebrochen und im Frieden von Karlowitz 1699 mussten die Osmanen große Teile Ungarns an die Habsburger abtreten. Ein kleines Kontingent kursächsischer Soldaten kämpfte zeitweilig mit den kaiserlichen Truppen. Dieser Krieg brachte noch eine andere Entwicklung mit sich. Durch die Kriegsführung auf osmanischem Boden gerieten erstmals sehr viele »Türken« in Kriegsgefangenschaft.¹¹ Obwohl man sich im westlichen Europa auf bestimmte Regeln der Kriegsführung geeinigt hatte, fanden diese im Großen Türkenkrieg nur bedingt Anwendung. Wer in Kriegsgefangenschaft geriet, der verlor jegliche Ansprüche auf seine persönliche Freiheit, sein Schicksal lag vollständig in der Hand des Gegners. Diese waren im Prinzip an keine moralischen oder juristischen Grenzen gebunden und konnten mit ihren Gefangen tun, was sie wollten. Selbst Mord oder Totschlag lagen im Bereich des Möglichen, ohne dafür Konsequenzen fürchten zu müssen. Die meisten dieser Kriegsgefangenen wurden jedoch verkauft.¹² Schon kurz nach erfolgreichen Belagerungen setzte ein schwunghafter Handel mit der menschlichen Beute ein. Die Versuche der kaiserlichen Behörden, diese Praxis zu verhindern oder einzudämmen, blieben zumeist erfolglos. Zu wertvoll war die Beute, die an Händler weiterverkauft oder für ein großes Lösegeld freigelassen wurde. Die Männer wurden als billige Arbeitskräfte eingesetzt oder mussten den Rest ihres Lebens auf Galeeren verbringen.¹³ Frauen und vor allem Kinder hatten jedoch einen ganz anderen Wert. Ihre Herkunft machte sie im Alten Reich, fern der Grenze zum Osmanischen Reich, zu etwas Besonderem und Exotischem. Die »Türken« kannte man nur aus den zahlreichen Flugblättern, in denen sie als grausame und ungläubige Barbaren dargestellt wurden, deren Ziel die Vernichtung des christlichen Abendlandes war. Umso mehr interessierte man sich für die »Türken«, die in die eigene Stadt kamen. An den Fürstenhöfen fand man eine besondere Rolle für die Kriegsgefangenen, sie mussten in orientalischen Uniformen, oder was man dafür hielt, als sogenannte Kammertürken ihr Leben verbringen

11 Teply, Vom Los (Anm. 6).

12 Vgl. zur Kriegsgefangenschaft in der Frühen Neuzeit: Bernhard R. Kroener, Der Soldat als Ware. Kriegsgefangenenschicksale im 16. und 17. Jahrhundert, in: Heinz Duchhardt (Hrsg.), Krieg und Frieden im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit. Theorie-Praxis-Bilder (Veröffentlichungen des Instituts für europäische Geschichte Mainz, Abteilung für Universalgeschichte, Beiheft 32), Mainz 2000, S. 271–296, hier S. 275; sowie Daniel Hohrath, »In Cartellen wird der Werth eines Gefangen bestimmt.« Kriegsgefangenschaft als Teil der Kriegspraxis des Ancien Régime, in: Rüdiger Overmans (Hrsg.), In der Hand des Feindes: Kriegsgefangenschaft von der Antike bis zum zweiten Weltkrieg, Köln, Weimar, Wien 1999, S. 141–170, hier S. 153.

13 Teply, Vom Los (Anm. 6), S. 37–39.

und wurden regelrecht ausgestellt.¹⁴ In den vom Bürgertum geprägten Städten wurden sie zumeist in Türkentaufen zur Schau gestellt, danach verlor man schnell wieder das Interesse. Beide Aspekte, sowohl der An- und Verkauf »türkischer« Kriegsgefangener als auch die anschließende Taufe, lassen sich in Leipzig in unterschiedlicher Intensität und Ausführung finden.

Sklavenhandel in Leipzig?

Zwischen 1684 und 1705 kamen insgesamt neun »türkische« Kinder im Alter zwischen sieben und neunzehn Jahren sowie drei »türkische« Frauen nach Leipzig, von denen eine noch auf dem Markt verstarb.¹⁵ Eine der »Türkinnen« war schwanger nach Leipzig gekommen und brachte ihr Kind hier zur Welt.¹⁶ Es starb allerdings zwei Monate später.¹⁷ Männliche, erwachsene »Türken« lassen sich in Leipzig nicht nachweisen, obwohl einige Indizien auf ihre Anwesenheit hindeuten. Es war nicht ungewöhnlich, dass sich die Männer der Taufe verweigerten und an ihrem Glauben festhielten. So geht zum Beispiel aus einer Liste »türkischer« Kriegsgefangener in Kassel hervor, dass sich von den 22 erwähnten männlichen »Türken« nur ein einziger taufen ließ.¹⁸ Auch die zeitgenössischen Drucke der Leipziger Professoren Lehmann und Ittig lassen darauf schließen, dass die tatsächliche Anzahl »türkischer« Kriegsgefangener größer war als in den Kirchenbüchern verzeichnet wurde. So schreibt Lehmann von »[...] etlichen gefangenen Türcken [...] dieselben in grosser Anzahl gefangen bekommen/ auch nicht wenig in unser Sachsen-Land gebracht und feil gebothen haben [...]«¹⁹, während Ittig zu berichten weiß, dass »[...] die Sklaverei von neuem unser Land überrollt als Folge der durch Gottes Hilfe erfolgreichen Kriege gegen die Türken, deren Gefangene uns in bisher unbekannter Zahl erreichen.«²⁰ Es muss an dieser Stelle bei Vermutungen bleiben, die genaue Anzahl lässt sich nicht näher bestimmen. Im Vergleich zu anderen Gebieten im Alten Reich nimmt Leipzig keine

¹⁴ Vgl. Friedrich, Türken (Anm. 5), S. 349.

¹⁵ Stadtarchiv Leipzig (im Folgenden: StadtAL), Leichenbücher der Leichenschreiber 1680–1689, S. 294, Nr. 6.

¹⁶ Vogel, Leipzigisches Geschicht-Buch (Anm. 4), S. 848: »Dieser Tage brachte ein fremdder Kauffmann aus Ungarn ein schwangeres Türckisches Weib [...] mit sich nacher Leipzig [...] Das Weib kam bald dar-auff nieder/ und brachte ein Knäblein zur Welt/ welches den 20 Octobriss in der Kirchen zu St. Nicolai [...] durchs Bad der Wiedergeburt der Christlichen Kirche einverleibet und Paulus genennt wurde.«

¹⁷ StadtAL, Leichenbücher der Leichenschreiber 1680–1689, S. 253.

¹⁸ Otto Spies, Eine Liste türkischer Kriegsgefangener in Deutschland aus dem Jahre 1700, in: Islam 39 (1964), S. 233–241, hier S. 238–241.

¹⁹ Lehmann, Antwort (Anm. 10), S. 14f.

²⁰ Gottfried Nicolaus Ittig, Disputatio Iuridica De Mancipiorum Turcicorum Manumissione Baptismo implicita / Quam Consensu; autoritate Magnifici Ictorum Ordinis In Celeberrima Academia Lipsiensi Praeside Dn. Godofredo Nicolao Ittigio ... d. 10. Maii, Anno M.DC.LXXXIX. Publico examini subiicit H. L. Q. C. Johannes Christianus König/ Ossatiensis, Leipzig 1689 (VD17 1:005895U), S. 341.

besondere Position ein. Für das gesamte Kurfürstentum Brandenburg lassen sich beispielsweise im Untersuchungszeitraum nur etwa 22 Türkentaufen, die meisten in Berlin, nachweisen.²¹ In Erfurt konnte man offenbar nur drei »Türken« taufen.²² Die Spitzenpositionen im Alten Reich nehmen München mit 350 bzw. Wien mit 651 Türkentaufen ein. Acht der »türkischen« Kriegsgefangenen wurden nach der Erstürmung der Festung Ofen im September 1686 gefangen genommen. Die Kriegsgefangenen stammten nicht immer aus Ofen, sondern kamen vor allem aus den Balkanprovinzen des Osmanischen Reiches. Der achtjährige Mechmet wurde in der Nähe von Sofia in Bulgarien geboren.²³ Ein sechzehnjähriger »Türke« kam aus Belgrad.²⁴ Eine Ausnahme bildet die »Türkin« Rabia, deren Vater ein arabischer Priester war.²⁵

Die beiden »türkischen« Frauen waren mit Offizieren des osmanischen Heeres verheiratet, während ihre Väter hohe Würdenträger waren. Die »Türkin« Heusche war die Ehefrau eines »türkischen« Leutnants²⁶ und die Tochter eines Paschas. In ihrem Taufeintrag ist es so beschrieben: »[...] Ihr Vater ist gewesen Osman Bassa. Ihre Mutter hat geheißen Assia Katana. Ihr Ehemann ist gewesen Che Mechmet Chiauski, einer, so in Gesandschafft am Türkischen Hof gebraucht worden. [...]«.²⁷ Ihr Vater könnte der ehemalige Statthalter in Ofen zwischen 1644 und 1645, ein gewisser »Vezir Oszmán pasa«²⁸, gewesen sein. Ihr Mann bekleidete ebenfalls eine wichtige Position am »türkischen« Hof in Ofen. Die »Türkin« Habba Reckin war die Tochter eines Hauptmanns und auch mit einem »türkischen« Hauptmann verheiratet: »[...] eine Türkkin tauffen lassen, derer Nahme Habba Reckin, ihr Vater aber bey denen Türcken ein Hauptmann, dergleichen auch ihr Ehemann Heße Brun da 600 Mann comandiret gewesen [...].«.²⁹ Die älteren »Türkinnen« waren also nicht nur mit hohen osmanischen Offizieren verheiratet, sondern stammten auch meist aus der gleichen sozialen Schicht. Bei den »türkischen« Kindern lässt sich ähnliches beobachten. Der Vater des Achmet Pascha Fische war, wie der Name schon andeutet, ebenso ein Pascha: »Den 21. tauffte Hr. L. Gottlob Friedrich Seligman Achmet Pascha Fische aus der Ungarischen Haupt-Stadt Ofen, ein

21 Stephan Theilig, *Türken, Mohren und Tataren. Muslimische (Lebens-) Welten in Brandenburg-Preußen im 18. Jahrhundert* (Kulturen – Kommunikation – Kontakte 16), Berlin 2013, S. 100–105.

22 Alexander Schunka, *Türken taufen in Thüringen. Muslime und lutherische Geistlichkeit im Erfurt des 17. Jahrhunderts*, in: *Mitteilungen des Vereins für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt* 73, Neue Folge 20 (2012), S. 160–184.

23 KirchAL, Taufbuch St. Nikolai 1685–1689, S. 275, Nr. 117.

24 KirchAL, Taufbuch St. Thomas 1698–1701, S. 192: »[...] Ist ein Türkischer »Knabe« von 16 Jahren ohne gefolge gebürtig von Belgrad getaufft [...], vgl. dazu auch: Vogel, *Leipzigisches Geschicht-Buch* (Anm. 4), S. 932.

25 KirchAL, Taufbuch St. Nikolai 1685–1689, S. 375, Nr. 137.

26 Ebd., S. 312, Nr. 261.

27 Ebd.

28 Antal Gévay, *A' budai pasák*, Bécs 1841, S. 35, Nr. 67.

29 KirchAL, Taufbuch St. Nikolai 1690–1697, S. 238f., Nr. 6.

gebohrener Türck. Dessen Vater Orutscha Pascha, die Mutter Silkadea von Coniz. P.«³⁰ Der siebenjährige Christian Joseph von Ofen war der Sohn eines »[...] fürnehmer Türkischen Officirer«.³¹ Über die Verwandschaftsverhältnisse der restlichen »Türken« lassen sich in den Taufbüchern keine Angaben finden.³²

Die »türkischen« Kriegsgefangenen kamen auf verschiedenen Wegen nach Leipzig. Ein kursächsischer Leutnant brachte einen zwölfjährigen »Türken« aus Ofen mit. So berichtet Vogel von einem »[...] türkische[n] Knabe[n]/ ungefähr von 12 Jahren, welchen ein Lieutenandt Anno 1686 mit von Ofen aus Ungarn gebracht [...]«.³³ Das war allerdings der einzige Fall in Leipzig. Viel öfter kam es vor, dass die Kriegsgefangenen auf dem Markt beziehungsweise der Messe, an Leipziger Kaufleute verkauft wurden oder dort starben. In einigen Quellen wurden die Kriegsgefangenen aus der Sklaverei freigekauft, in anderen wurden sie nur verkauft. Ein schönes Beispiel für die Verwendung der unterschiedlichen Begriffe für ein und denselben Vorgang ist der Verkauf des jungen »Türken« Christian Joseph von Ofen. Im Taufbuch und bei Lehmann ist ausschließlich von einem Freikauf die Rede: »Hr. Adam Schmeisser, b. [Bürger] u. [...] Cramer alhr. Hat nach Eroberung der Haupt-Stadt Ofen in Hungarn einen kleinen Türken von ungefähr 7 Jahren durch ranzion überkommen, selben zu sich genommen [...]«³⁴ Der Leipziger Chronist Vogel hingegen schrieb: »Den 17 May [1686] ward obgedachter Türkiischer Knabe/ so in Ofen war gefangen und von einem Ungarischen Kauffmann an einen hiesigen Cramer um zehn Reichsthaler war verkauft worden [...]«³⁵ In den Einträgen der Taufbücher und bei Lehmann wird immer von einem »Freikauf« gesprochen, während Vogel eher zum »Verkauf« tendierte. Der Grund liegt in den Voraussetzungen zur Taufe. Nur ein freier Mensch mit einem freien Willen konnte seinen Glauben wechseln und sich freiwillig taufen lassen. Die Entscheidung musste von dem Konvertiten selbst getroffen werden, ohne dass Druck auf ihn ausgeübt wurde. Bei einem Freikauf war der Kriegsgefangene theoretisch frei und unabhängig, in der Praxis war er jedoch auf die Fürsorge seines Freikäufers angewiesen. Die Verwendung des Begriffes »Freikauf« sollte dieses weiterhin bestehende Abhängigkeitsverhältnis verschleiern, um die Taufe zu legitimieren. Für die Kriegsgefangenen machte es keinen großen Unterschied, ob sie »verkauft« oder »freigekauft« worden sind. An ihrem Status änderte das zunächst nicht viel. Erst nach der Taufe trat eine gewisse Verbesserung ein.

30 KirchAL, Taufbuch St. Nikolai 1685–1689, S. 324, Nr. 306.

31 Lehmann, Antwort (Anm. 10), S. 71.

32 Wie bei den Taufen von Johann Friedrich (KirchAL, Taufbuch St. Nikolai 1685–1689, S. 226, Nr. 247), Christian Ludwig (KirchAL, Taufbuch St. Nikolai 1685–1689, S. 267, Nr. 89), Johann Wilhelm Paulus (KirchAL, Taufbuch St. Nikolai 1685–1689, S. 275, Nr. 117), Christina Gertraud (KirchAL, Taufbuch St. Thomas 1702–1709, S. 24, Nr. 26/191).

33 Vogel, Leipzigisches Geschicht-Buch (Anm. 4), S. 855.

34 KirchAL, Taufbuch St. Nikolai 1685–1689, S. 193, Nr. 124; vgl. dazu auch Lehmann, Antwort (Anm. 10), S. 71 f.

35 Vogel, Leipzigisches Geschicht-Buch (Anm. 4), S. 852.

Ähnlich erging es dem achtjährigen Mehemet: »[...] ein sonst gewesener Türck welcher geheisen Mehemet [...] hirher gebracht u. von Hr. Hanß Georg Lampen, b. u. Tuchhändlern umb einen Christen zu werden, an sich erkaufft [...].«³⁶ Zeitgleich mit dem Freikauf von Christian Joseph von Ofen wurde die »Türkin« Heusche an einen anderen Kaufmann verkauft: »Dieser Tage brachte ein fremdder Kauffmann aus Ungarn ein schwangeres Türkisches Weib [...] mit sich nacher Leipzig/ und verkauffte jenes vor einen Centner Zucker/ [...] zwenen Leipzigischen Kauffleuten.«³⁷ 1684 wurde auf der Ostermesse ein »Mohr« für 50 Reichstaler von einem portugiesischen Juden verkauft. Der »Mohr« floh jedoch in eine Kirche und machte dabei so einen Lärm, dass schließlich der zufällig in Leipzig weilende Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel, Rudolf August (1664–1704), auf ihn aufmerksam wurde. Er kaufte den »Mohren« dem ursprünglichen Käufer ab und nahm ihn mit nach Braunschweig. Dort wurde er getauft und diente als Kammermohr.³⁸ Neben dem Verkauf »türkischer« Kriegsgefangener wurden diese auch verschenkt. Eleonora Constantia von Reybold hatte eine »Türkin« geschenkt bekommen, die in Ofen gefangen genommen worden war.³⁹

Diese Beispiele belegen, dass auf den Leipziger Messen Menschen weiterverkauft worden sind. Sklaverei, Leibeigenschaft und Knechtschaft waren für die Zeitgenossen im Bezug auf die »türkischen« Kriegsgefangenen ein und dieselbe Bezeichnung für ihren rechtlichen Status. So verwendete beispielsweise der Leipziger Professor Lehmann die Begriffe synonym: »[...] solche gefangene zu kauffen/ und als leibeigene zugebrauchen, [...] die gefangenen Feinde zu Sclaven zu machen, [...] die Fessel einer ewigen Knechtschaft anzulegen [...].«⁴⁰ Dementsprechend kann das Geschäft mit den »türkischen« Kriegsgefangenen als Sklavenhandel bezeichnet werden, der jedoch nie die Ausmaße seines afrikanischen Pendants angenommen hat.

Im Fall der »Türken« Christian Joseph von Ofen und Heusche war der Verkäufer ein Händler aus Ungarn. Die besondere Lage der Stadt als Knotenpunkt zwischen den zwei wichtigsten Handelsstraßen im Alten Reich, der »via regia« als Ost-West und der »via imperii« als Nord-Süd-Verbindung, spielte eine wichtige Rolle, denn Leipzig nahm dadurch eine bedeutende Position im Handel mit Ost- und Südosteuropa ein. In Leipzig konnten besonders viele Messegäste aus Ost- und Südosteuropa nachgewiesen werden. Es ist daher keine große Überraschung, dass auf den Leipziger Messen »türkische« Kriegsgefangene von Händlern aus Ungarn angeboten worden sind. In Leipzig gab es drei große Messen, die regelmäßig zu Ostern, am Michaelistag und zu Neujahr für je-

36 KirchAL, Taufbuch St. Nikolai 1685–1689, S. 275, Nr. 117.

37 Vogel, Leipzigisches Geschicht-Buch (Anm. 4), S. 848.

38 Ingeborg Kittel, Mohren als Hofbediente und Soldaten im Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel, in: Braunschweigisches Jahrbuch 46 (1695), S. 78–103, hier S. 80.

39 KirchAL, Taufbuch St. Nikolai 1690–1697, S. 238f., Nr. 6: »[...] Hochgedachter gnäd. Frau als eine Leibeigene geschencket worden [...].«

40 Lehmann, Antwort (Anm. 10), S. 15–18.

weils drei Wochen abgehalten worden sind.⁴¹ Die meisten der »türkischen« Kriegsgefangenen in Leipzig wurden besonders um Ostern oder an Michaelis auf den Messen verkauft. Geht man davon aus, dass die Kriegsgefangenen ca. ein Jahr lang unterrichtet worden sind und dementsprechend ein Jahr vom jeweiligen Tauftag abgezogen werden muss, dann kommt man mit einem Spielraum von drei Wochen (der Dauer der Messen) auf die jeweiligen Feiertage. Zwei Beispiele zur Verdeutlichung: der zwölfjährige »Türke« Christian Ludwig wurde am 27. März 1688 getauft.⁴² 1687 feierte man das Osterfest am 30. März, also genau ein Jahr bevor man den »Türken« getauft hatte. Ähnlich war es bei der Taufe des »Türken« Achmet Pascha Fische. Dieser wurde am 21. Oktober 1688 getauft⁴³, der Michaelistag war am 29. September.

Die Türkentaufen in Leipzig

Die in Leipzig nachweisbaren »türkischen« Kriegsgefangenen konvertierten nach ihrem Verkauf auf den Messen ausnahmslos zum Christentum. Die »Türkentaufe« ist dabei ein zeitgenössischer Begriff, dessen Herkunft nicht ganz klar ist. Vereinzelt fand sie schon im 16. Jahrhundert statt, nahm im 17. Jahrhundert immer mehr zu und erreichte ihren Höhepunkt am Ende des 17. Jahrhunderts.⁴⁴ Sie trat bei allen drei Konfessionen innerhalb des Reiches auf.

Die Rechtmäßigkeit einer Konversion in der Frühen Neuzeit war maßgeblich abhängig von der freien Entscheidung des Konvertiten für den Glaubenswechsel, wie es der Leipziger Professor Georg Lehmann in seiner Abhandlung deutlich machte: »[...] daß kein Leibeigener von seinem Herrn gezwungen werden könne/ seine einmal angenommene und bekannte Religion wider seinen Willen und (wohl irriges) Gewissen zu leugnen und zu verändern [...].«⁴⁵ Er begründet das damit, dass man nur Gott und keinem Menschen durch die Religion dient. Wer seinen Kriegsgefangenen zur Konversion zwingt, verstößt nach Lehmann gegen das Naturrecht und das Göttliche Recht. Lehmann spricht dem Besitzer des Kriegsgefangenen aber auch eine gewisse Sorgfaltspflicht zu, die dieser seinem Kriegsgefangenen gegenüber schuldig ist: »[...] und hat er durchaus zu sorgen / daß es seinem und ihm zugehörigen Knechte nicht nur hier in

⁴¹ Vgl. zur Rolle Leipzig als Messestadt: Susanne Schötz, Leipzig im Schnittpunkt von via regia und via imperii. Über Bedeutung und Akteure des Messehandels, in: *Via regia. 800 Jahre Bewegung und Begegnung*. Katalog zur 3. Sächsischen Landesausstellung Görlitz 2011, Dresden 2011, S. 86–90, hier S. 86.

⁴² KirchAL, Taufbuch St. Nikolai 1685–1689, S. 267, Nr. 89.

⁴³ Ebd., S. 324, Nr. 306.

⁴⁴ Teply, *Vom Los* (Anm. 6), S. 54f.

⁴⁵ Lehmann, Antwort (Anm. 10), S. 31. Lehmann stellt hier theologisch begründete Überlegungen an, wie man mit den »türkischen« Kriegsgefangenen verfahren könnte. Eine rechtserhebliche Regelung hat es für dieses Problem in Sachsen nie gegeben.

dieser Welt nach seinem Stande/ sondern auch dort in der Ewigkeit wohlgehen möge.«⁴⁶ Er schlussfolgert daraus, dass der Herr seinen Leibeigenen »[...] auf den rechten Weg [...]«⁴⁷ bringen müsse. Für Lehmann ist entscheidend, dass der Kriegsgefangene nicht gezwungen wird, den christlichen Glauben anzunehmen, sondern den Glaubenswechsel aus innerer Überzeugung vollziehen will. Durch den gewaltsamen Zwang würden aus den »türkischen« Kriegsgefangenen Heuchler, die den christlichen Glauben nur vorspielen, um aus ihrer Zwangslage entkommen zu können.⁴⁸

Ganz anders bewertete der Professor diesen Sachverhalt bei der Taufe von »türkischen« Kindern beziehungsweise den Kindern von Kriegsgefangenen. Hier sieht er die Herren in der Pflicht, die Kinder in der christlichen Religion unterrichten und schließlich taufen zu lassen. Entscheidend war dabei, ob die »türkischen« Kinder schon die Fähigkeit besaßen, ihren Verstand zu benutzen, um die Taufe ablehnen zu können. Dann gelten, zumindest formal, die gleichen Regeln wie bei den Erwachsenen. Die Kinder, denen man die Fähigkeit zum Widerspruch noch nicht zutraute, sollten nach Lehmann problemlos, auch gegen den Widerstand ihrer Eltern, vom Besitzer zur Taufe gebracht werden.⁴⁹ Allerdings macht Georg Lehmann hierbei eine entscheidende Einschränkung. Obwohl die Kinder nicht zur Taufe gezwungen werden könnten, sollten sie trotzdem von ihrem Ziehvater in der christlichen Religion und in der dafür notwendigen deutschen Sprache unterrichtet werden.⁵⁰ Lehmann umschreibt diesen Vorgang so: »[...] sie werden mit der Zeit durch Gottes des h. Geistes Beystand die Wahrheit erkennen/ und die h. Tauffe samt dem ganzen wahren Christenthum willig und gerne auf und annehmen«.⁵¹ Interessant ist dabei, dass der Professor kein genaues Alter nennt, ab wann die »türkischen« Kinder in der Lage wären, der Taufe zu widersprechen. Abhängig macht er diese Fähigkeit zum Widerspruch durch die Befähigung zum »Ja« oder »Nein«, also ob sie ihren Verstand gebrauchen können.⁵² Demnach könnte Lehmann das Mindestalter für einen Widerspruch bei vier bis sechs Jahren angesetzt haben. Das Recht auf die Verweigerung impliziert aber auch, dass sich die »türkischen« Kinder recht früh in ihrem Leben für einen Glaubenswechsel entscheiden konnten. Dieses niedrige Alter steht in einem Widerspruch zu den Regelungen bei einem Konfessionswechsel, also der Konversion innerhalb des Christentums, von Kindern.⁵³ Auch hier war die Verstandesreife von entscheidender Bedeutung. Bei den Protestanten wurde der Konfessionswech-

46 Ebd., S. 35 f.

47 Ebd., S. 37.

48 Ebd., S. 42.

49 Ebd., S. 33.

50 Ebd., S. 44.

51 Ebd.

52 Ebd., S. 33.

53 Vgl. dazu Dagmar Freist, Kinderkonversionen in der Frühen Neuzeit, in: Ute Lotz-Heumann, Jan-Friedrich Mißfelder, Matthias Pohlig (Hrsg.), Konversion und Konfession in der Frühen Neuzeit (Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte 205), Heidelberg 2007, S. 393–424, hier S. 420 f.

sel von Kindern nur ermöglicht, wenn die Kinder ihr neues Glaubensbekenntnis und die Anwendung ihres Verstandes eindeutig und zweifelsfrei nachweisen konnten. Aufgrund der individuellen Anlagen der Kinder konnte man kein allgemeingültiges Alter festlegen, sodass ein möglichst hohes Konversionsalter angestrebt wurde. In der Regel lag dieses bei 14 Jahren, konnte aber auch bis zum 18. Lebensjahr gehen. Das Konversionsalter wurde so hoch angesetzt, um zu verhindern, dass die Kinder verführt oder unter Druck gesetzt werden.

Lehmann setzte das Konversionsalter für die »türkischen« Kriegsgefangenen deutlich niedriger, nämlich fast zehn Jahre unter dem üblichen Konversionsalter, an. Die Gefahr der Verführung ist durch den frühen Unterricht der »türkischen« Kinder gegeben. Diese Diskrepanz erklärt sich natürlich durch die unterschiedlichen Begleitumstände. Die Konversionen von Kindern waren zwischen den Konfessionen stark umstritten, sodass sich hier feste Regeln herausbilden mussten, um langwierige Rechtsstreitigkeiten und konfessionelle Konflikte zu vermeiden.⁵⁴ Die beteiligten Konfessionen achteten darauf, dass keine Seite nachteilig behandelt wurde. Ganz anders sah die Sache bei einem Religionswechsel vom Islam zum Christentum aus. Hier waren die »türkischen« Kinder zumeist der Willkür ihrer Besitzer und der christlichen Gesellschaft ausgeliefert, weil es keine Institutionen gab, die die Umstände der Konversionen kontrollieren oder diese gar verhindern konnten.

Die verschiedenen Überlegungen Lehmanns wurden in Leipzig zum Teil in die Praxis umgesetzt. Zwei »türkische« Frauen wollten sich nicht taufen lassen. Die »Türkin« Habba Reckin verweigerte zunächst den Unterricht, der für eine Taufe und das Ablegen des Glaubensbekenntnisses notwendig war. Erst durch »[...] Gottes Gnade soviel gefruchtet, daß sie die fundamente unsers Glaubens wohl geleget, eine Christin getauft zu werden u. dabey zu leben und zusterben von Hertzen verlanget«.⁵⁵ Ihren anfänglichen Widerstand konnte die »Türkin« nicht lange durchhalten und ließ sich schließlich doch taufen. Ähnlich erging es der »Türkin« Heusche. Sie war ebenfalls nicht bereit, den Glauben zu wechseln, und konnte ihren Widerstand fast zwei Jahre lang aufrecht erhalten. Erst am 23. Oktober 1688 wurde sie getauft. Ihr Täufer, der Diakon Gottlob Friedrich Seligmann (1654–1707), vermerkte offenbar mit einem Stolz in ihrem Taufbucheintrag: »Den 23. Okt. 1688 war der XII. o. post. Trinit. ist diese Person zum I. Mahl zum hochwürdigen abendmahl gegangen.«⁵⁶ Die Verweigerung der Konversion traf dabei nicht nur die »Türkin« selbst, sondern auch ihr Kind, das in Leipzig auf die Welt gekommen war. Gegen ihren ausdrücklichen Widerstand wurde es am 20. September 1686 auf den Namen Paulus getauft: »[...] jedoch ohne Wissen und Willen der Mutter/ weil diese den Christlichen Glauben anfänglichen durchaus nicht annehmen/

⁵⁴ Ebd., S. 396–399.

⁵⁵ KirchAL, Taufbuch St. Nikolai 1690–1697, S. 238f., Nr. 6.

⁵⁶ KirchAL, Taufbuch St. Nikolai 1685–1689, S. 312, Nr. 261.

noch das Kind tauffen lassen wollte [...]«⁵⁷ Das Kind starb wenige Monate später. In Leipzig wurden drei »Türken« getauft, die jünger als 12 Jahre waren. Christian Joseph von Ofen (sieben Jahre alt)⁵⁸, Johann Wilhelm Paul (acht Jahre alt)⁵⁹ und Wilhelm Ludwig (zwölf Jahre alt)⁶⁰ wurden alle in Leipzig unterrichtet, bevor sie getauft worden sind. Nach der Taufe wurde der Unterricht fortgesetzt. So bat Lehmann in seiner Rede die Taufpaten: »[...] Ihr/ in Christo Jesu herzlich geliebte Freunde und Freundinnen/ werdet euch nunmehr an heischig machen/ den lieben Knaben iemehr und mehr in der Christlichen Religion unterrichten zu lassen/ auch zu einem Christlichen Leben und Wandel vermahnen und anhalten [...]«⁶¹ Der Täufer von Wilhelm Ludwig hielt weiteren Unterricht für notwendig: »[...] daher ich ihn noch [...] nicht zum Heil. Nachtmahl admittiren, sondern vorhero noch mehr informieren lassen wollen, bis etwa noch eine Jahreszeit verflossen«.⁶²

Voraussetzung für die Taufe war die Fähigkeit, ein klares Glaubensbekenntnis abgeben zu können. Dafür waren Grundkenntnisse der deutschen Sprache und des christlichen Glaubens notwendig. Die Dauer des Unterrichts für die »türkischen« Kriegsgefangenen bewegte sich in der Regel zwischen ein bis zwei Jahren. Lehmann berichtet, dass der Konvertit: »[...] innerhalb Jahresfrist die deutsche Sprache/ und den Cethismum Lutheri hurtig gefasset [...]«⁶³ hat. Im Taufbucheintrag von Christian Joseph von Ofen umschreibt Lehmann den Unterricht so: »[...] u. ihn die teutsche Sprache, hernach saine zur Evangelischen Religion nohtwendigsten Hauptstücke aufs beste informiren lassen [...]«⁶⁴ Ähnlich klingt die Beschreibung des Unterrichtes bei der Taufe von Johann Friedrich: »[...] welchen Hr. Abraham Richter, b. u. Handelsmann alhier auf sein begehrn nach vorher gethaner Unterweisung des waren Christenthumbs [...]«⁶⁵ Der achtjährige »Türke« Wilhelm Ludwig wurde von seinem Besitzer zum Unterricht geschickt, bis dieser ihn taufen ließ: »[...] auf [...] Herrn Dasers recommnentation, nach vorher gegangener [...] informatetion in den Catechismo [...]«⁶⁶

Die Quellen in Leipzig sagen nichts darüber aus, wie der Unterricht konkret ausgesehen hat. Ein Blick auf das benachbarte Brandenburg vermittelt aber einen guten Eindruck, wie die Vorbereitungen zur Taufe abgelaufen sein könnten: »In allen drei Residenzstädten [Berlin, Potsdam, Königsberg] fand der Unterricht durch reformierte Prediger statt [...] als Grundlage für das Erlernen des Deutschen sowie des christlichen

57 Vogel, Leipzigisches Geschicht-Buch (Anm. 4), S. 848, vgl. auch Ittig, Disputatio (Anm. 20), S. 22.

58 KirchAL, Taufbuch St. Nikolai 1685–1689, S. 193, Nr. 124.

59 Ebd., S. 275, Nr. 117.

60 KirchAL, Taufbuch St. Thomas 1678–1691, S. 332.

61 Lehmann, Antwort (Anm. 10), S. 66.

62 KirchAL, Taufbuch St. Thomas 1678–1691, S. 332.

63 Lehmann, Antwort (Anm. 10), Deckblatt.

64 KirchAL, Taufbuch St. Nikolai 1685–1689, S. 193, Nr. 124.

65 Ebd., S. 226, Nr. 247.

66 KirchAL, Taufbuch St. Thomas 1678–1691, S. 332.

Glaubens dienten Gesangbücher wie auch die jeweiligen Katechismen: der Katechismus Martin Luthers sowie der reformierte Heidelberger Katechismus. Weiterhin ist die Verwendung von ABC-Lesebüchern wie dem »Libellus a-b-c-darius« überliefert [...] Die Methode bestand wohl hauptsächlich in einem drillmäßigen Memorieren [...] Neben dem Memorieren bildete auch die aktive Konversation einen gewissen Schwerpunkt des Unterrichtes.⁶⁷ Für den Unterricht in Brandenburg-Preußen wurden besonders sprachbegabte Prediger herangezogen.⁶⁸ In Leipzig verwendete man den Katechismus von Martin Luther für den Unterricht, wie es bei den Taufen von Christian Joseph von Ofen und Wilhelm Ludwig beschrieben wird.⁶⁹ Die »türkischen« Kriegsgefangenen wurden höchstwahrscheinlich zusammen unterrichtet, da sich acht der zwölf Taufen, davon fünf allein im Jahr 1688, innerhalb von nur drei Jahren abspielten und man für den Unterricht im Schnitt zwischen ein und zwei Jahren gebraucht hat.

Der Unterricht war die Voraussetzung für die eigentliche Taufe. Die Taufe galt dabei als »[...] Neuanfang, der durch die Taufe selbst initiiert wird, ein Abschied vom Alten und Beginn des Neuen. Allein die Reinwaschung der Seele durch den Beistand des Geistes, symbolisiert durch das Wasser, gibt die Hoffnung auf die christliche Ewigkeit«.⁷⁰ Nach Quakatz war die Taufe ein öffentliches Ritual, das die christliche Gemeinde von ihrer Umwelt abgrenzte. Wer in diese Gemeinschaft aufgenommen werden wollte, musste sich diesem Ritual unterziehen.⁷¹ Die Taufe war also ein Initiationsritual, dass den Ungläubigen in die Gemeinschaft der Gläubigen aufnehmen sollte. Anhand der Taufe Christian Josephs von Ofen lässt sich der Ablauf der Taufen rekonstruieren. Zunächst hielt Georg Lehmann in seiner Funktion als Superintendent eine kurze Rede, in der er vor allem Bezug auf die Taufen von anderen Ungläubigen wie zum Beispiel Juden oder Heiden nimmt.⁷² Er beschreibt, wie und warum diese Menschen zum Christentum bekehrt werden sollten.⁷³ Anschließend berichtet er kurz vom Schicksal des jungen »Türken«, der bei der Eroberung Ofens seine Eltern verlor und nach Leipzig gebracht wurde.⁷⁴ Als nächstes folgte die Frage an die Taufpaten, ob sie bereit wären, den Täufling weiterhin zu unterstützen. Die Taufpaten sollten dabei nicht nur für den Täufling sorgen und ihn weiter in der christlichen Religion unterrichten, sondern bezeugten auch »[...] die sichtbare Legitimation der Mitgliedschaft in der christlichen Gesellschaft«.⁷⁵ Nach

⁶⁷ Theilig, Türken (Anm. 21), S. 57f. Die theologischen Unterschiede zwischen lutherischer und reformierter Konfession spielen hier keine so große Rolle. Wichtig ist hier die Methode, weniger der Inhalt.

⁶⁸ Ebd., S. 59.

⁶⁹ Vgl. Lehmann, Antwort (Anm. 10), Deckblatt: »[...] Cethismum Lutheri [...]« u. KirchAL, Taufbuch St. Thomas 1678–1691, S. 332: »[...] in den Catechismo [...].«

⁷⁰ Theilig, Türken (Anm. 21), S. 68.

⁷¹ Quakatz, »Conversio Turci« (Anm. 7), S. 222f.

⁷² Lehmann, Antwort (Anm. 10), S. 52.

⁷³ Ebd., S. 52–59.

⁷⁴ Ebd., S. 63.

⁷⁵ Theilig, Türken (Anm. 21), S. 69.

dem »Vater Unser« wandte sich Lehmann nun dem »Türken« zu. Zunächst musste der Junge seinem alten Glauben abschwören, bevor er dann sein neues, jetzt christliches, Glaubensbekenntnis ablegte. Mit Hilfe einiger Fragen wie zum Beispiel: »[...] Was hat denn Christus für dich gethan/ daß du dich seiner trötest?«⁷⁶ versucht Lehmann, die Festigung des Glaubensbekenntnisses zu überprüfen. Um diese Fragen beantworten zu können, waren grundlegende Kenntnisse notwendig. Dafür wurden die Kriegsgefangenen unterrichtet. Nachdem der Täufling alle Fragen Lehmanns zu dessen Zufriedenheit beantwortet hatte, wurde er schließlich getauft. Damit war das Ziel der sichtbaren »[...] Erneuerung des seelischen Zustandes, die letztliche Entfremdung des Fremden [...] sowie des nochmaligen Abschwörens von der heidnischen Vergangenheit, symbolisiert durch das Ablegen des ureigenen Namens und die Annahme einer neuen Identität«⁷⁷ erfüllt. Die äußeren Umstände der Taufe wurden im Taufbuch detailliert wiedergegeben: »Die Gefattern traten im Tauffstein, hernach der Hr. Superind. u. wurde erst L. Gesungen: Kom h. Geist, herr Gott nach diesen hielt der Hr. Superind. einen Sermon, hernach als dieser vollbracht, lauter etliche gebete von der Tauffe [...] er ihn den obengedachten Catechißmus frag, u. als er alles wol u. vernehmlich beantwortet hatte, fragte ihn der Hr. Superintd.: So ist nun du lieber Knabe noch dein begehrn u. wollen, daß du wilst getaufft seyn? u. gab laut diese antwort: ja ich will getaufft seyn. u. Als dann geschahe die Tauffe [...] u. wurde zum beschluß gesungen: Nun bitten wir den h. Geist [...]«⁷⁸ Das Lied »Nun bitten wir den heiligen Geist«, das am Ende der Taufe gesungen wurde, ist nach Theilig ein »Taufklassiker«, der seit dem 13. Jahrhundert existierte und gerne bei Taufen gesungen wurde. Nach Theilig sollte mit diesem Lied der Beistand Gottes erbeten werden, damit der Täufling von der Liebe Gottes erfüllt wird.⁷⁹ Abgeschlossen wurde die Beschreibung des Taufaktes, sowohl bei Lehmann als auch im Taufbuch, durch die namentliche Auflistung der Taufpaten. Man darf dabei nicht vergessen, dass diese Taufe vor mehreren hundert Menschen in aller Öffentlichkeit durchgeführt worden ist.⁸⁰ Die anderen Türkentaufen liefen nach einem ähnlichen Muster ab.

Die Türkentaufen in Leipzig unterschieden sich nur in Details von anderen Tauen im mitteldeutschen Raum. Bei einer Taufe in Magdeburg wurde zum Beispiel der Täufling von zwei weiß gekleideten Jungfrauen zum Altar geleitet.⁸¹ Manchmal wurden auch mehrere »Türken« auf einmal getauft, wie zum Beispiel 1690 in Erfurt. Hier wurde die Taufpredigt, wie bei Lehmann, mit der Beschreibung der Taufe abgedruckt. Die drei »Türken« waren ein Jahr lang unterrichtet worden und wurden öffentlich vor einer großen Menschenmenge getauft. Ebenso wie in Leipzig mussten sich die Täuflinge den

76 Lehmann, Antwort (Anm. 10), S. 67.

77 Theilig, Türken (Anm. 21), S. 70.

78 KirchAL, Taufbuch St. Nikolai 1685–1689, S. 193, Nr. 124.

79 Theilig, Türken (Anm. 21), S. 68 f.

80 Lehmann, Antwort (Anm. 10), Deckblatt.

81 Theilig, Türken (Anm. 21), S. 72 f.

Fragen des Predigers stellen. Nach der vollzogenen Taufe zog der Taufzug durch die Straßen der Stadt.⁸²

Die Aufgabe der Taufpaten war ursprünglich die religiöse und sittliche Unterweisung des Konvertiten. Gerade bei den Taufen der evangelisch-lutherischen Kirche im städtisch-bürgerlichen Milieu wurde es im 17. und 18. Jahrhundert üblich, möglichst angesehene Paten für die Taufen zu gewinnen. Ziel war, die soziale Vernetzung des Getauften zu fördern und auch wertvolle Patengeschenke zu bekommen. Die Paten übernahmen dabei eine Art geistige Verwandtschaft mit dem Getauften, die im Todesfall der Eltern auch zu einer Versorgungspflicht für die Waisen werden konnte. In der Regel war die Anzahl der Taufpaten auf drei beschränkt. In Leipzig verteilen sich zwischen 1687 und 1702 neunundfünfzig Taufpaten auf zwölf Türkentaufen. Auffällig ist, dass bei acht der zwölf Taufen mehr als drei Taufpaten anwesend waren. In anderen Einträgen in den Taufbüchern der Nikolai- und Thomaskirche wurde nur sehr selten die übliche Anzahl von drei Taufpaten überschritten. Bei zwei Judentaufen zwischen 1714 und 1715 lassen sich jedoch Parallelen zu den Türkentaufen finden.⁸³ Zwar wurde auch hier die übliche Anzahl von drei Taufpaten nicht überschritten, aber ihr gesellschaftlicher Rang ist sogar noch deutlich höher anzusetzen. So ließ sich die Königin in Polen und Kurfürstin von Sachsen durch einen Adeligen vertreten.⁸⁴ Neben den elf bürgerlich geprägten Türkentaufen lässt sich auch eine vom Adel geprägte finden. Hier waren sogar insgesamt zehn Taufpaten anwesend.

Die Taufpaten kamen aus den höchsten Kreisen der Stadt. Bei fast jeder Türkentaufe war mindestens ein Ratsmitglied anwesend. Bei den Taufen von Christian Ludwig (27.03.1688) und Christina Gertraud (30.06.1702) waren mit Jakob Born dem Älteren (1638–1709) und Franz Conrad Romanus (1668/1671–1746) sogar zwei aktuelle Bürgermeister Taufpaten. Erst nach den Taufen der »Türken« wurden drei Taufpaten in den Rat gewählt. So nahm zum Beispiel Paul Winckler (1659–1710) 1688 an der Taufe von Johann Wilhelm Paul teil und wurde dann 1695 in den Rat der Stadt Leipzig gewählt. Ähnlich verhielt es sich mit Johann Franz Born (1669–1732) und Johann Alexander Christ (1648–1707), die 1687 bzw. 1688 Taufpaten bei einer Türkentaufe waren und 1695 bzw. 1699 Ratsmitglieder wurden. Letzterer schaffte es sogar 1703, 1704 und 1706 zum regierenden Bürgermeister. Neben Christ wurden noch zwei weitere Taufpaten später Bürgermeister. Dies gelang Johann Friedrich Falckner (1642–1703), Taufpate am 21.10.1688, insgesamt viermal (1697, 1699, 1700 und 1702). Aber insbesondere die Rolle Georg Wincklers (1650–1712) bei den Türkentaufen ist sehr interessant. Er war 1688 bei gleich zwei Türkentaufen Taufpate, ließ sich 1686 und 1688 von seiner Tochter Catharina Elisabeth sowie 1688 von seiner Frau Catharina Sophia vertre-

⁸² Vgl. zur Erfurter Taufe: Schunka, Türken (Anm. 22), S. 178–184.

⁸³ Vgl. KirchAL, Taufbuch St. Nikolai 1712–1716, S. 232 und S. 305.

⁸⁴ Ebd., S. 232.

ten.⁸⁵ So war er direkt und indirekt im Jahr 1688 bei fast allen Türkentaufen vertreten, mit einer einzigen Ausnahme, und trug mit seiner Familie die Verantwortung für fünf »türkische« Kriegsgefangene, die aber nicht zwangsläufig in seinem Besitz gewesen sein müssen. 1708 und 1711 wurde er Bürgermeister. Ähnlich wie Georg Winckler ließen sich auch andere Mitglieder des Rates von ihren Ehefrauen oder Töchtern vertreten. So taucht die Frau des Bürgermeisters Adrian Steger (zwischen 1686 und 1698 sechs Mal Bürgermeister), Elisabeth Steger, 1688 und auch nach dem Tod ihres Mannes 1702 als Taufpatin auf. Für die wichtigen Leipziger Familien waren die Türkentaufen eine gute Gelegenheit, sich für eine Ratsmitgliedschaft vor großem Publikum zu bewerben.

Neben den Paten aus dem Umfeld des Leipziger Stadtrates waren auch Mitglieder der Universität wie der schon mehrfach zitierte Prof. Georg Lehmann oder kursächsische Militärs wie der Generalkriegszahlmeister Johann Lemmel (1644–1705)⁸⁶ und Beamte wie der Oberpostmeister Daser Taufpaten bei Türkentaufen.

Der Oberpostmeister Wilhelm Ludwig Daser (1645–1709) spielte wie sein Konkurrent Johann Jakob Kees oder Käse d. Ä. (1645–1705) eine interessante Rolle bei den Türkentaufen in Leipzig. Sie konkurrierten in dieser Zeit um das Amt des kursächsischen Oberpostmeisters.⁸⁷ Der Handelsmann Kees war Pate bei der Taufe von Christian Joseph von Ofen am 17.05.1687⁸⁸ und bei dem Glaubenswechsel von Johann Friedrich am 21.10.1688.⁸⁹ Der Oberpostmeister Wilhelm Ludwig Daser (1645–1709) hingegen war am 09.10.1687 Taufpate⁹⁰ und ließ am 02.12.1688 selbst einen »türkischen« Jungen in der Thomaskirche taufen.⁹¹ Interessant ist dabei, dass Daser immer dann an einer Türkentaufe beteiligt war, wenn auch Kees vor ihm als Taufpate in Erscheinung getreten war. Beide, sowohl Kees als auch Daser, waren erbitterte Konkurrenten um das Amt des kursächsischen Oberpostmeisters und die damit verbundenen Einnahmen. Von 1684 bis 1691 hatte dieses Amt Ludwig Daser gepachtet, bis es dann 1691 an Johann Jakob Kees überging. Mit dem Regierungsantritt von August dem Starken

⁸⁵ Vgl. dazu KirchAL, Taufbuch St. Nikolai 1685–1689, S. 138, Nr. 289; S. 267, Nr. 89; S. 275, Nr. 117; S. 312, Nr. 261; S. 324, Nr. 306; KirchAL, Taufbuch St. Thomas 1678–1691, S. 332.

⁸⁶ Bei der Taufe von Johann Friedrich, KirchAL, Taufbuch St. Nikolai 1685–1689, S. 226, Nr. 247. Johann Lemmel ist eine interessante Figur, weil er bei der Schlacht am Kahlenberg 1683 dabei war und 1686 aus Ofen zwei türkische Mädchen mitbrachte, die er auf seinem Gut taufen ließ. Vgl. dazu: Hans-Dietrich Lemmel, Die Familie Lemmel und August der Starke, in: Familienforschung in Mitteldeutschland in den Ländern Mecklenburg-Vorpommern, Brandenburg, Berlin, Sachsen-Anhalt, Thüringen und Sachsen 39 (1998) 1, S. 193–204.

⁸⁷ Vgl. dazu Kurt Krebs, Das Kursächsische Postwesen zur Zeit der Oberpostmeister Johann Jakob Kees I und II (Die Geschichte der Familie Kees 2), Leipzig, Berlin 1914, S. 18–23, Erwin Probst, Kees, Johann Jakob der Ältere, in: Neue Deutsche Biographie 11, Berlin 1977, S. 390f., Maria Hübner, Die Familie Kees in Leipzig, Zöbigker und Gautzsch, Beucha • Markkleeberg 2016.

⁸⁸ KirchAL, Taufbuch St. Nikolai 1685–1689, S. 193, Nr. 124.

⁸⁹ Ebd., S. 324, Nr. 306.

⁹⁰ KirchAL, Taufbuch St. Nikolai 1685–1689, S. 226, Nr. 247.

⁹¹ KirchAL, Taufbuch St. Thomas 1678–1691, S. 332.

1694 ging die Pacht erneut an Daser, der sie 1696 endgültig an Kees verlor. Vor dem Hintergrund dieses offensichtlich erbitterten Machtkampfes gewinnt die Teilnahme der beiden an den Türkentaufen in Leipzig eine ganz andere Dimension. Kees musste bemüht sein, seinen Konkurrenten um das Amt auszustechen. Er hatte es in erster Linie mit finanziellen Argumenten versucht, aber er könnte sich durch die Teilnahme an einer Türkentaufe einen kleinen Vorteil versprochen haben. Daser jedenfalls schien seinem Konkurrenten diesen Vorteil nicht einräumen zu wollen und zog zweimal nach. Sie wollten den Kurfürsten beziehungsweise dessen engste Berater beeindrucken, indem sie sich durch ihre Rolle als Taufpaten von Ungläubigen der Öffentlichkeit als barmherzige Christen präsentierten. Ein Indiz für diese These ist, dass der Kurfürst am 27.10.1687, also nur 18 Tage nach der Teilnahme an einer Türkentaufe, Wilhelm Ludwig Daser versicherte, dass er das Oberpostamt weiter bekleiden darf.⁹² Die Rolle von Daser und Kees als Taufpaten für »türkische« Kriegsgefangene endete mit der Taufe im Dezember 1688, obwohl die endgültige Entscheidung über die Verpachtung des kursächsischen Postwesens erst 1696 fiel.

Die Taufen der »Türken« stießen für kurze Zeit auf ein sehr großes Interesse in Leipzig. Die mit Abstand meisten Taufen wurden zwischen 1686 und 1689 durchgeführt. In diesen drei Jahren wurden insgesamt neun »Türken« getauft, während in den folgenden 13 Jahren nur noch drei »Türken« zum Christentum konvertierten. Das liegt natürlich vor allem daran, dass 1686 ungewöhnlich viele Gefangene bei der Eroberung von Ofen gemacht worden sind und dadurch auch relativ viele »Türken« in den folgenden drei Jahren getauft werden konnten. Die Anzahl der Taufpaten nahm nach 1693 spürbar ab, bei den letzten beiden Taufen von Johann Christian und Christina Gertraud hatte sich die Anzahl der Taufpaten längst wieder auf die normale Anzahl von drei eingependelt. Unter Umständen lag das aber auch an der Kirche. In der Thomaskirche wurden insgesamt nur drei Türkentaufen (1688, 1700, 1702) durchgeführt, die Anzahl der Taufpaten blieb dabei immer exakt bei drei. In der Nikolaikirche hingegen waren es, mit Ausnahme der Taufe des in Leipzig geborenen »Türken« Paulus 1686 und des achtjährigen Johann Wilhelm Paul 1688, immer mindestens vier Taufpaten. Nach 1693 wurden in der Nikolaikirche jedoch keine »Türken« mehr getauft. Der Höhepunkt der Leipziger Türkentaufen lag eindeutig im Jahr 1688 mit fünf getauften »Türken« und dreizehn Taufpaten.

Die Leipziger Taufen, vor allem die in der Nikolaikirche, waren gut besucht und erfreuten sich eines großen Interesses seitens der Einwohner. Georg Lehmann schrieb beispielsweise auf dem Deckblatt seiner Abhandlung: »[...] daß er in beyseyn vieler hundert Personen / sein Glaubensbekannuß mit Verwunderung freudig ablegen können / getaufft wurde.«⁹³ Unter ähnlichen Umständen verlief die Taufe der »Türkin« Eleonora

⁹² Krebs, Das Kursächsische Postwesen (Anm. 87), S. 18.

⁹³ Lehmann, Antwort (Anm. 10), Deckblatt.

Constantia Maximiliana 1693: »[...] Man hat außer dieser obigen Standes Personen noch mehr dergleichen vermuthet, dahero solcher Acte vor dem Altar, in dem Chor auf einem bekleideten Tisch in gegenwarth vielen Volkes ungeachtet gedoppelter Wache vor zwey Thüren stunden, verrichtet worden.«⁹⁴ Offenbar war der Andrang des Volkes so groß, dass trotz verstärkter Wachen die Taufe in der Öffentlichkeit vollzogen werden musste. Bei ihrer Taufe waren insgesamt zehn Paten, soviel wie bei keiner anderen Türkentaufe in Leipzig, darunter mindestens vier adelige Verwandte der Besitzerin und Vertreter der Stadt Leipzig, anwesend. Die Standesunterschiede und nicht eine stille Inszenierung dürften meiner Ansicht nach der Grund für die Wachen gewesen sein. Entscheidende Unterschiede zu den katholisch geprägten Wiener Taufen hat es nicht gegeben. Teply schreibt, dass auch in Wien eher schlichte bürgerliche Taufen stattgefunden haben.⁹⁵ Die Anzahl der Taufpaten schwankt, wie in Leipzig, zwischen drei und zwölf pro Taufe.⁹⁶ Ohnehin ist es schwierig, Vergleiche zwischen den Türkentaufen in Leipzig und Wien anzustellen. Ganz abgesehen von dem äußerst unterschiedlichen Bild der Städte, hier die Handels- und Kaufmannsstadt, dort die kaiserliche Residenzstadt, und den daraus resultierenden Milieus, ist auch die Quellenlage ganz anders. Wie Teply selbst zugibt, sind die Taufbucheinträge in Wien bei weitem nicht so umfangreich wie in Leipzig, sodass die genauen Umstände der Taufen eher unbekannt bleiben.⁹⁷

Meistens wurden die »Türken« an einem Sonntag, vermutlich nach dem Gottesdienst, getauft, aber es gab auch Taufen unter der Woche. Die Taufstage waren abhängig vom Erscheinen der »türkischen« Kriegsgefangenen in Leipzig, weil sie zumeist ein Jahr später als die jeweilige Oster- oder Michaelismesse stattfanden. Nur Christian Joseph von Ofen wurde einen Tag nach Pfingsten getauft, die restlichen Taufen fanden an keinen besonderen Festtagen, wie Ostern oder Christi Himmelfahrt, statt. Bei den Taufnamen der »türkischen« Kriegsgefangenen dominieren »Johann« und »Christian« bzw. dessen weibliche Formen »Christina« und »Christiana«. Insbesondere der Name Johann besitzt eine stark symbolisch aufgeladene Wirkung. Es ist die Kurzform von Johannes. Dieser Name leitet sich vom hebräischen Jochanan ab und hat die Bedeutung »Gott ist gnädig«.⁹⁸ Ohnehin ist die Verbindung zu Johannes dem Täufer offenkundig. Auch der Name »Christian« ist in seiner ursprünglichen, griechischen Bedeutung interessant. Er leitet sich vom griechischen Christianos ab und bedeutet »Anhänger Christi«. Häufig erhielten die Getauften neben den hier genannten christlichen Namen noch einen zweiten Vornamen, die jedoch deutlich mehr variieren und nicht sonderlich ungewöhnlich sind. Neben diesen stark religiös geprägten Namen kam es aber auch vor, dass die Getauften nach den Namen ihrer Besitzer benannt worden sind. So wurde ein zwölfjähriger »tür-

⁹⁴ KirchAL, Taufbuch St. Nikolai 1690–1697, S. 238–239, Nr. 6.

⁹⁵ Teply, Türkentaufen (Anm. 6), S. 76.

⁹⁶ Ebd.

⁹⁷ Ebd., S. 64 u. 76.

⁹⁸ Walter Burkart, Neues Lexikon der Vornamen, Köln 1990, S. 222.

kischer« Knabe auf den Namen »Wilhelm Ludwig« getauft, als sein Besitzer wird zwar nur »Hr. Dahser« angegeben,⁹⁹ es handelte sich jedoch um Wilhelm Ludwig Daser, den schon mehrfach erwähnten Oberpostmeister. Auch Eleonora Constantia Frau von Reybold ließ ihre Leibeigene offensichtlich auf ihren Namen taufen. Die »Türkin« Habbia Reckin wurde nach ihrer Taufe »Eleonora Constantia Maximiliana« gerufen.¹⁰⁰ Der Namenszusatz »Maximiliana«, übersetzt so viel wie »die Größte«, verdeutlicht nochmal den repräsentativen Aspekt bei der Namensgebung, weil die »Türkin« nicht nur den Namen ihrer Herrin, sondern auch dessen Superlativ als Taufnamen tragen sollte. Die Unterschiede in der Namensgebung zeigen die unterschiedlichen Motive der Türkentaufen in Leipzig auf. Während ein Großteil der Besitzer religiös aufgeladene Namen bevorzugte, gab es auch zwei, die die repräsentative Seite mehr betonen wollten. Beide Arten der Namensgebung, also sowohl die christlich-symbolisch motivierte als auch die repräsentative, konnte Teply auch in Wien feststellen.¹⁰¹ Ähnlich wie in Wien lassen sich die Nachnamen der Getauften in Leipzig nur in Ausnahmefällen bestimmen. Zwar werden viele der »Türken« im Register der jeweiligen Taufbücher mit dem Nachnamen »Thürk« versehen, aber weitergehende Recherchen unter diesem Namen in den Traubüchern der Kirchen ergaben nur ein einziges Ergebnis. Eine Ausnahme bildet dabei der »Türke« Christian Joseph von Ofen, der in den folgenden Jahren den Nachnamen seines Pflegevaters Adam Schmeisser annahm.

Neben dem bereits skizzierten Motiv der Repräsentation wurden die »türkischen« Kriegsgefangenen auch aus einem Gefühl der religiösen Verpflichtung heraus getauft. Dieses Motiv wird immer wieder in wissenschaftlichen Untersuchungen zu dem Phänomen der Türkentaufen genannt.¹⁰² Den ungetauften »Türken« drohte nach Meinung der Christen das ewige Fegefeuer. Lehmann sah in dem Besitz der Kriegsgefangenen nicht nur eine Verpflichtung des Besitzers, für das weltliche Wohl seiner Leibeigenen zu sorgen, sondern legte diesem auch eine Sorgfaltspflicht für das Wohl der Sklaven in der Ewigkeit auf.¹⁰³ Aus diesem Grund mussten diese getauft werden. Ein weiteres Indiz für dieses Gefühl der religiösen Verpflichtung ist der Freikauf der »türkischen« Kriegsgefangenen. Dieses Motiv für die Taufen lässt sich nur schwer fassen, weil es so gut wie gar nicht direkt genannt wird. Selbst in der Taufpredigt von Lehmann lassen sich diesbezüglich keine genauen Aussagen finden. Teply nennt auch Mitleid als ein mögliches Taufmotiv, aber auch dieses lässt sich nur schwer in Leipzig nachweisen, da die Einträge in den Taufbüchern meist sehr neutral gehalten sind und nur wenig über die eigentlichen Motive der Taufe offenbaren.

99 KirchAL, Taufbuch St. Thomas 1678–1691, S. 332.

100 KirchAL, Taufbuch St. Nikolai 1690–1697, S. 238–239, Nr. 6.

101 Teply, Türkentaufen (Anm. 6), S. 78–80.

102 Vgl. Teply, Türkentaufen (Anm. 6), S. 73; Friedrich, Türken (Anm. 5), S. 336.

103 Lehmann, Antwort (Anm. 10), S. 36.

Das Leben nach der Taufe

Nach der erfolgten Taufe stellte sich für die Leipziger Bürger das nächste Problem. Wie sollte mit den Kriegsgefangenen nun weiter verfahren werden? Sollte man sie freilassen oder weiterhin in ihrem Abhängigkeitsverhältnis belassen? In der Theorie war diese Frage umstritten. Während Georg Lehmann die Freilassung nach der Taufe vor allem aus religiösen Gründen ablehnte, drehte sich der Streit der Gelehrten Christian Thomasius und Gottfried Ittig um juristische Fragestellungen. Christian Thomasius war 1688 selbst Taufpate eines zwölfjährigen »Türken«.¹⁰⁴ In seiner Schrift geht er kurz darauf ein: »Selbst ich habe an diesem Ort, [...] die Rolle des Paten bei der Taufe desselben türkischen Sklaven ertragen [...]«¹⁰⁵ Thomasius vertrat in seiner Disputation vom 5. Oktober 1693 die These, dass die Taufe nicht automatisch die Freilassung der Kriegsgefangenen aus der Sklaverei bedeuten musste.¹⁰⁶ Er widersprach der Argumentation seines Leipziger Kollegen Gottfried Ittig, der für eine Freilassung nach der Taufe plädiert hatte.¹⁰⁷ Thomasius sah dieses Problem vor allem unter dem Blickwinkel des wirtschaftlichen Wertes, den die Kriegsgefangenen für ihren Besitzer hatten. Er schreibt, dass die Freilassung der Sklaven ohne irgendeine Entschädigung nicht im Interesse der Besitzer liegen könne.¹⁰⁸ In einem konkreten Beispiel beschreibt er, dass der christliche Verkäufer eines Sklaven dem jüdischen Käufer den Wert des Sklaven schuldet, sollte dieser innerhalb von drei Monaten zum Christentum konvertieren, da Juden keine christlichen Sklaven haben durften.¹⁰⁹ Thomasius argumentiert, dass dieser Sklave nach seiner Konversion und dem Rückkauf in der Gewalt des ursprünglichen Verkäufers bleibe¹¹⁰ und so auch nicht durch die Taufe seine Freiheit erlangen konnte. Problematisch für seine Argumentation war die Tatsache, dass Christen keine christlichen Sklaven haben durften. Dieses Gegenargument versuchte Thomasius durch den Verweis auf die antike Sklaverei zu entkräften, wo es nach seiner Schilderung durchaus vorkam, dass Christen christliche Sklaven besessen hätten.¹¹¹ Er ging auch auf Verordnungen der Päpste ein, nach denen Kriegsgefangene durch die Taufe befreit werden sollten, und versucht diese wieder durch

¹⁰⁴ KirchAL, Taufbuch St. Thomas 1678–1691, S. 332.

¹⁰⁵ Christian Thomasius, In Academia Fridericana Celeberrimi Autoris De Ratione Status Dissertationem XV. & XVI. De Votorum Pluralitate De Arbitrio Imperatoris, Deque Regiments Imperii, Deputatione, Circularibus Conventibus, Et Visitatione Camerae, Cum adiuncta Quaestione An Mancipia Turcica per Baptismum manumittantur? Publice ventilabunt Die XIX. Octobris MDCCXCI. horis antemer. a X. ad XII. & pomeridianis a III. ad V. Christianus Thomasius, ICtus & Prof. Publ. & Respondens Hennigius Adolphus Koch/ Hoyensis, Halle 1693 (VD17 3:317555V), S. 3.

¹⁰⁶ Ebd., S. 2f.

¹⁰⁷ Ittig, Disputatio (Anm. 20), S. 22.

¹⁰⁸ Thomasius, An Mancipia (Anm. 105), S. 2f.

¹⁰⁹ Ebd., S. 4.

¹¹⁰ Ebd.

¹¹¹ Ebd., S. 6f.

Beispiele aus der Geschichte zu entkräften.¹¹² Thomasius wollte die Freilassung nach der Taufe weniger durch juristische Argumente verhindern – so hält er zum Beispiel das römische Recht für nicht anwendbar auf seine Fragestellung¹¹³ – sondern er wollte sie mit Beispielen aus der römischen und Kirchengeschichte für ungültig erklären. Er sieht in der Freilassung nach der Taufe einen finanziellen Nachteil für die Besitzer, die die Sklaven gekauft und sich davon einen gewissen Nutzen versprochen hatten. Thomasius schreibt weiter, dass durch die Freilassung der »türkischen« Kriegsgefangenen nach einer Taufe nicht nur finanzielle Nachteile für die Besitzer entstünden, sondern die öffentliche Ordnung ebenso gefährdet sei. Seiner Meinung nach würden die »Türken« nur vortäuschen, gute Christen zu sein, um so möglichst schnell wieder ihre Freiheit zu erlangen, und die Konversion wäre kein Herzenswunsch.¹¹⁴ Aus dem gleichen Grund lehnt Georg Lehmann die Freilassung der »Türken« nach der Taufe ab. Er argumentiert, dass die Kriegsgefangenen durch eine Konversion, die nur die schnellstmögliche Freilassung zum Ziel hat, ihren Anspruch auf das Paradies im Jenseits verlieren würden.¹¹⁵ Ein Glaubenswechsel, der nur durch das Versprechen auf weltliche Güter, wie Freiheit, Ehre und materielle Dinge, ermöglicht wird, lehnt er eindeutig ab.¹¹⁶ Entscheidendes Kriterium ist für ihn der freiwillige, innere Glaubenswechsel ohne weltliche Versprechungen und Zwang. Allerdings sieht er Gewalt und Zwang zur Durchsetzung des Glaubens nach der erfolgten Taufe als legitim an.¹¹⁷ In einem prägnanten Satz fasst Thomasius seine Position zusammen: »Die Stadt würde so sehr mit bösen Menschen angefüllt werden und die Rechte der Herren ohne einen öffentlichen Nutzen oder Not würden geschwächt werden.«¹¹⁸ Die Formulierung »Die Stadt würde so sehr mit bösen Menschen angefüllt werden« erscheint dabei natürlich zunächst sehr übertrieben, Thomasius spielte hier mit den Ängsten der Einwohner vor den »barbarischen Türken«, um seiner Argumentation die entsprechende Schärfe zu geben.

Die Realität sah anders aus. Thomasius selbst schrieb, dass er mit seinen Argumenten nicht erfolgreich war: »[...] obwohl jedoch der Herr eben nach der Taufe die Herrschaft über diesen Sklaven behalten hat, sowie davor hatte, und diesen nicht tags darauf einem anderen zu schenken, hat er [ihn] verstößen.«¹¹⁹ Er nimmt dabei Bezug auf die Taufe des zwölfjährigen »Türken«, bei der er selbst als Pate aktiv war. Bei dem Besitzer handelte es sich um den damaligen Oberpostmeister Wilhelm Ludwig Daser, der sich in dieser Zeit in einem erbitterten Kampf mit Kees um sein Amt befand. Obwohl er finanzielle

¹¹² Ebd., S. 8.

¹¹³ Ebd., S. 2.

¹¹⁴ Ebd., S. 3.

¹¹⁵ Lehmann, Antwort (Anm. 10), S. 45.

¹¹⁶ Ebd., S. 46.

¹¹⁷ Ebd., S. 40.

¹¹⁸ Thomasius, *An Mancipia* (Anm. 105), S. 3.

¹¹⁹ Ebd., S. 3.

Einbußen durch die Freilassung hinnehmen musste, wurde dem »Türken« die Freiheit geschenkt. Der Besitz eines getauften Christen dürfte seinem Ansehen nicht gut getan haben, insbesondere vor dem Hintergrund des Konkurrenzkampfes mit Kees. Die Spur der meisten »türkischen« Kriegsgefangenen nach der Taufe verläuft sich durch die christlichen Taufnahmen und fehlende Hinweise auf entsprechende Nachnamen.¹²⁰ Nur in zwei Fällen war es möglich, ihr weiteres Leben zu rekonstruieren.

Der »türkische« Knabe, der den christlichen Taufnamen Christian Joseph erhielt, war nach seinem Taufbucheintrag ca. sieben Jahre alt,¹²¹ als er 1686 nach Leipzig kam. Er muss zwischen 1679 und 1680 geboren worden sein. Sein Geburtsort und sein Geburtsname sind unbekannt. Nach Georg Lehmann war sein Vater ein »[...] fürnehmer Türkischer Officirer«.¹²² Die Historiker Metzke¹²³ und Teply¹²⁴ gehen davon aus, dass die »Türkin« Heusche, die 1686 zusammen mit dem »türkischen« Knaben auf dem Markt verkauft wurde, dessen Mutter war. Dafür spricht, dass der Mann dieser »Türkin« »[...] einer, so in Gesandschaft am Türkischen Hof gebraucht worden [...]«,¹²⁵ also ein hoher osmanischer Würdenträger war. Das würde zur Beschreibung Lehmanns als vornehmem Offizier passen. Allerdings war nach Vogel der Ehemann der Frau ein Leutnant,¹²⁶ der Vater des Jungen soll hingegen ein Aga, also ein Hauptmann, gewesen sein.¹²⁷ Metzke und Teply berufen sich auf die Auflistung der Türkentaufen bei Paul Meissner, der diesen Zusammenhang in der Tat so formuliert hat: »[...] ein schwangeres türkisches Weib [...] und dessen [...] 6–7-jähriger Knabe [...]«,¹²⁸ Meissner hingegen wird sich auf den Eintrag von Johann Vogel in dessen Leipziger Chronik bezogen haben. Dort heißt es: »Dieser Tage brachte ein fremder Kaufmann aus Ungarn ein schwangeres Türkisches Weib und einen jungen Türcken/ ungefähr von 6 bis 7 Jahren [...] mit sich nacher Leipzig [...]«¹²⁹ Nach dieser Schilderung ist keine Verwandtschaft zwischen diesen beiden »Türken« erkennbar. Dafür spricht auch die Formulierung von Lehmann, nach der beide Elternteile bereits gestorben waren: »[...] weil eben das Kind und nicht seine Eltern [...] sind erhalten worden«,¹³⁰ und die unterschiedlichen Angaben über den militärischen Rang des Vaters. Zwischen der »Türkin« Husche und Christian Joseph

120 Zwar lassen sich einige Türken in den Registern der Taufbücher der Nikolaikirche mit dem Nachnamen »Thürk« finden, aber diese Namen tauchen in anderen Quellen nicht wieder auf.

121 KirchAL, Taufbuch St. Nikolai 1685–1689, S. 193, Nr. 124: »[...] einen kleinen Türken von ungefähr 7 Jahren [...]«.

122 Lehmann, Antwort (Anm. 10), S. 71.

123 Hermann Metzke, Türken in Mitteldeutschland im 16.–18. Jahrhundert, in: Familie und Geschichte (1996) 2, S. 256–266, hier S. 258.

124 Teply, Vom Los (Anm. 6), S. 53.

125 KirchAL, Taufbuch St. Nikolai 1685–1689, S. 312, Nr. 261.

126 Vogel, Leipzigisches Geschicht-Buch (Anm. 4), S. 857.

127 Ebd., S. 848.

128 Meissner, Eine Serie (Anm. 3), Sp. 333.

129 Vogel, Leipzigisches Geschicht-Buch (Anm. 4), S. 848.

130 Lehmann, Antwort (Anm. 10), S. 63.

bestand keine Verwandtschaft, die sich zweifelsfrei nachweisen lässt. Die verfügbaren Quellen berichten, dass er bei der Belagerung der Stadt Ofen gefangen genommen wurde.¹³¹ Nachdem der türkische Knabe in Ofen gefangen wurde, brachte ihn ein ungarischer Kaufmann nach Leipzig, wo er 1686 für 10 Reichstaler in den Besitz des Handelsmannes Adam Schmeisser »[...] durch ranzion [...]«¹³², also einem Freikauf, gelangte.¹³³ Lehmann bezeichnet den Handelsmann als den »[...] Patron und Gutthäter [...]«¹³⁴ des Knaben, der ihn »[...] an Vaters statt [...]«¹³⁵ angenommen hatte. Im Taufbucheintrag wird Adam Schmeisser ebenfalls als Pflegevater des Jungen genannt.¹³⁶ Adam Schmeisser ließ den Jungen anschließend so lange unterrichten, bis dieser schließlich am 17. Mai 1687, einen Tag nach Pfingsten, getauft werden konnte. Bei dieser Taufe erhielt er den Taufnamen Christian Joseph von Ofen.

1690, nur drei Jahre nach seiner Taufe, tritt der nun zehnjährige Knabe als der Verfasser eines Gedichtes anlässlich des Todes einer seiner Taufpaten, nämlich Anna Susanna Schamberg (1668–1690), auf.¹³⁷ Der Aussagewert des eigentlichen Textes ist nicht sehr groß. Auch ermöglicht er kaum Rückschlüsse darauf, wie gut der junge »Türke« nach vier Jahren in Leipzig Deutsch sprechen und vor allem schreiben konnte, da der Text vor dem Druck sicherlich überarbeitet wurde. Aber das Gedicht verdeutlicht noch einmal, wie sehr der Täufling mit seinen Taufpaten auch lange nach der Taufe verbunden blieb. Die Verfasserangabe ist interessant. Seinem Behelfsnachnamen »von Ofen« hatte sich jetzt noch der Nachname seines Pflegevaters hinzugesellt.

Im gleichen Jahr taucht in den Matrikeln der Universität Leipzig ein gewisser Christian Joseph Schmeisser aus Leipzig auf.¹³⁸ Offenbar ist er schon recht früh von seinem Pflegevater immatrikuliert worden, unter den wohlhabenden Bürgern der Stadt eine übliche Praxis. Die Universität verließ er schließlich 1701.¹³⁹ Interessant ist, dass der

131 Vgl. KirchAL, Taufbuch St. Nikolai 1685–1689, S. 193, Nr. 124: »[...] nach Eroberung der Hauptstadt Ofen [...]«; Vogel, Leipziger Geschicht-Buch (Anm. 4), S. 852: »[...] so in Ofen war gefangen [...].

132 KirchAL, Taufbuch St. Nikolai 1685–1689, S. 193, Nr. 124; Vogel, Leipziger Geschicht-Buch (Anm. 4), S. 848 und 852.

133 Vgl. dazu Artikel »Ranzion« im Deutschen Rechtswörterbuch (DRW). Online: <http://www.rzuser.uni-heidelberg.de/~cd2/drw/e/ra/nzio/ranzion.htm> (31.10.2014).

134 Lehmann, Antwort (Anm. 10), S. 71.

135 Ebd.

136 KirchAL, Taufbuch St. Nikolai 1685–1689, S. 193, Nr. 124.

137 Christian Joseph von Ofen Schmeisser, Jammer und Trost / welcher bey volckreicher Beeredigung der Wohl-Delne / Sitt-Ehr und Tugend- Hochbelobten D. Anna Susanna Schambergin gebohrnen Falcknerin/ des Herrn Johann Christian Schambergs/ Philosophiae und Medicinae Doctoris, gewesenen Fr. Ehe-Liebsten/ Mit heissen Thränen aus Sinn und Feder flosse von dero Pathen Christian Joseph Schmeißer/ von Ofen, Leipzig 1690 (VD17 39:115999L).

138 Georg Erler (Hrsg.), Die jüngere Matrikel der Universität Leipzig 1559–1809. Als Personen- und Ortsregister bearbeitet und durch Nachträge aus den Promotionslisten ergänzt. Band 2: Die Immatrikulationen vom Wintersemester 1634 bis zum Sommersemester 1709, Leipzig 1909, S. 392.

139 Ebd.

Historiker Georg Erler ihn als »[...] baptisatus Turca [...]«¹⁴⁰ führt. Ein erneuter Hinweis auf seine »türkische« Abstammung. Das »von Ofen« ist jetzt ganz dem Nachnamen seines Pflegevaters gewichen. Am Palmsonntag 1710 heiratete der nun ca. dreißigjährige ehemalige Muslim Barbara Elisabeth Schütze, die Tochter des Schneidermeisters Leonhard Schütze.¹⁴¹ In seinem Traubucheintrag wird jetzt nicht mehr auf seine »türkische« Abstammung verwiesen. Der Namenszusatz »von Ofen« taucht gar nicht mehr auf. Eingetragen wurde er nur als Christian Joseph Schmeisser. In diesem Traubucheintrag findet sich auch erstmals eine Angabe über seinen ausgeübten Beruf: »[...] Hochw. Raths bestalter Accis-bedienter u. Schlagschreiber alhier.«¹⁴² Demnach war der »Türke« bei der Stadt angestellt und für die Eintreibung der Akzise, einer Einfuhrsteuer, die an den Toren der Stadt erhoben wurde, mit verantwortlich. Dazu passt auch die Bezeichnung »Schlagschreiber«, gemeint ist damit aber eigentlich der Torschreiber. Im deutschen Wörterbuch der Brüder Grimm wird der Begriff Schlagschreiber so definiert: »schlagschreiber, m.schreiber an einem schlagbaum Campe (vgl. thorschreiber).«¹⁴³ Ein Torschreiber hingegen ist ein »[...] schreiber am stadtthor, der die ein- und ausgehenden personen und waaren aufzeichnet, die pässe affordert, die steuerzettel gibt [...]«¹⁴⁴ In Leipzig waren die Torschreiber zumeist für die Registrierung der Besucher der Stadt, insbesondere der Gäste, während der Leipziger Messen zuständig.¹⁴⁵ Die Heirat mit der Tochter eines Schneidermeisters zeigt auch, dass Christian Joseph Schmeisser mehr oder weniger in der gleichen Schicht geblieben ist, die auch durch seine Taufpaten repräsentiert wurde. Er wurde jedenfalls nicht bloß ein Bediensteter seines Pflegevaters, sondern konnte mit dessen Hilfe studieren und sich vergleichsweise unabhängig machen. Nach der Hochzeit verliert sich die Spur des Christian Joseph Schmeisser und seiner Familie.

Auch der Lebensweg des jungen »Türken« Mehemet lässt sich relativ gut nachverfolgen. Er wurde wie Christian Joseph bei der Belagerung von Ofen gefangen genommen und in Leipzig verkauft. Der ungenaue Taubucheintrag lässt es nicht zu, dass man von einem Freikauf sprechen kann. Dort steht geschrieben, dass er »[...] hirher gebracht u. Von Hr. Hans Georg Lampen, b. u. Tuchhändlern umb einen Christen zu werden, an sich erkaufft [...]«¹⁴⁶ Er wurde also von dem Tuchhändler Georg Lampe gekauft, damit dieser aus ihm einen Christen machen konnte. Der weitere Lebenslauf lässt vermuten, dass es sich tatsächlich um einen Freikauf gehandelt hat. Mehemet wurde am 25. April

¹⁴⁰ Ebd.

¹⁴¹ KirchAL, Taubuch St. Nikolai 1699–1718, S. 292.

¹⁴² Ebd.

¹⁴³ Artikel »schlagschreiber«, in: Jacob und Wilhelm Grimm, Deutsches Wörterbuch, 16 Bände, Leipzig 1854–1961, Quellenverzeichnis Leipzig 1971. Online Version: <http://woerterbuchnetz.de/cgi-bin/WBNetz/genFOplus.tcl?sigle=DWB&лемид=GS10181> (31.10.2014).

¹⁴⁴ Artikel »thorschreiber«, in: Deutsches Wörterbuch (Anm. 143). Online Version: <http://woerterbuchnetz.de/cgi-bin/WBNetz/genFOplus.tcl?sigle=DWB&лемид=GS10181> (31.10.2014).

¹⁴⁵ Schötz, Leipzig (Anm. 41), S. 89.

¹⁴⁶ KirchAL, Taubuch St. Nikolai 1685–1689, S. 275, Nr. 117.

1688 auf den Namen Johann Wilhelm Paul getauft. Sein Alter schätzte man auf ca. acht Jahre. Demnach müsste er also um 1680, wie Christian Joseph Schmeisser, geboren worden sein. Über seine Eltern ist nichts weiter bekannt, nach seinem Taufbucheintrag stammte er aus der Stadt »Ufrannie« in der Nähe von Sofia, der heutigen Hauptstadt Bulgariens.¹⁴⁷ Ein gewisser Johann Paul Türcke aus Altenburg wurde zum Wintersemester 1716 an der Universität Leipzig immatrikuliert und schloss diese im Februar 1720 als Baccalaureus und Magister ab.¹⁴⁸ Die Tatsache, dass er offenbar zwischendurch in Altenburg lebte und dann zum Studium nach Leipzig kam, spricht dafür, dass die Mobilität der ehemaligen Kriegsgefangenen nach der Taufe uneingeschränkt war. Ein knappes Jahr später, am 29. Juli 1721, heiratete Johann Paul Türck die Jungfrau Juliana Regina, die Tochter des Leipziger Kaufmanns Georg Hirschvogel.¹⁴⁹ Widersprüchlich sind die Angaben der akademischen Titel. Während Erler ihn als Baccalaureus und Magister aufführt, wird er im Taufbucheintrag als »[...] Philosophiae et Juris Utriusque Doctor«¹⁵⁰ bezeichnet. Der Nachname »Türcke« oder Thürck lässt auf eine »türkische« Abstammung schließen, wie sie auch schon in den Registern der Taufbücher auftauchen.¹⁵¹ Im Gegensatz zu Christian Joseph Schmeisser wurde Johann (Wilhelm) Paul erst recht spät immatrikuliert, nämlich im Alter von 26 Jahren. Auch die Heirat war vergleichsweise spät, erst mit 41 Jahren. Das lässt auf eine weniger entschlossene Unterstützung und Fürsorge durch seinen Käufer schließen. Nach der Heirat verliert sich ebenfalls seine Spur.

Neben den hier skizzierten Lebensläufen der ehemaligen »türkischen« Kriegsgefangenen aus dem Großen Türkenkrieg konnte Manja Quakatz noch den Lebenslauf eines weiteren »Türken« im Leipzig des 18. Jahrhunderts erforschen.¹⁵² Dessen Herkunft und die Umstände seiner Taufe sind unbekannt. Nach den Forschungsergebnissen von Quakatz tauchte der Türke Wolff Christoph Lustig zwischen 1719 und 1721 mehrmals in dem Innungsbuch der Leipziger Schneiderzunft auf. Dieser wollte möglichst schnell ein Schneidermeister werden und beantragte 1720, zur Meisterschaft zugelassen zu werden.¹⁵³ Nach einigen Auseinandersetzungen mit der Zunft und der Heirat mit einer Einwohnerin der Stadt Leipzig bekam er 1721 den Meisterbrief ausgehändigt.¹⁵⁴ Dabei lassen sich Parallelen zu den hier geschilderten Beispielen finden. Auch bei Wolff Christoph Lustig spielte, nach Quakatz, die »türkische« Herkunft nach der

¹⁴⁷ Ebd.

¹⁴⁸ Georg Erler (Hrsg.), *Die jüngere Matrikel der Universität Leipzig 1559–1809. Als Personen- und Ortsregister bearbeitet und durch Nachträge aus den Promotionslisten ergänzt. Band 3: Die Immatrikulationen vom Wintersemester 1709 bis zum Sommersemester 1809*, Leipzig 1909, S. 428.

¹⁴⁹ KirchAL, Traubuch St. Nikolai 1719–1731, S. 122.

¹⁵⁰ Ebd.

¹⁵¹ KirchAL, Register über die Taufbücher zu St. Nikolai 1685–1722, S. 369.

¹⁵² Quakatz, Gebürtig (Anm. 7), S. 423–428.

¹⁵³ Ebd., S. 426.

¹⁵⁴ Ebd.

Taufe keine Rolle mehr.¹⁵⁵ Die Entscheidung, ihn zur Meisterschaft zuzulassen, wurde offenbar nicht von seiner Herkunft abhängig gemacht. Wie auch Christian Joseph und Johann Wilhelm Paul heiratete er eine Einheimische. Quakatz schreibt: »[...] Getaufte ehemalige osmanische Gefangene [...] versuchten die Zeitgenossen vor allem im Beruf [...] je nach individuellen Stand und persönlichen Fähigkeiten [...] zu integrieren und ihre spezifischen Stärken für die Gesellschaft nutzbar zu machen.«¹⁵⁶ Insgesamt lässt sich feststellen, dass die Herkunft und Abstammung der »Türken« in Leipzig nach ihrer Taufe keine Rolle mehr spielten und im Laufe der Zeit auch ihre Exklusivität verloren. Das kurzzeitige Interesse für die »türkischen« Kriegsgefangenen verging schnell wieder. Auch für andere Teile des Reiches wurden ähnliche Beobachtungen gemacht.¹⁵⁷ In der Behandlung durch weltliche und geistliche Obrigkeitene scheinen sich die ehemaligen »türkischen« Kriegsgefangenen nicht mehr von den »normalen« Untertanen unterschieden zu haben. Bitten und Petitionen wurden genauso verhandelt und behandelt wie bei anderen Untertanen.¹⁵⁸ Der Status des Gefangenen scheint dem Status eines Untertanen gewichen zu sein. Die Integration ehemaliger »türkischer« Gefangener ging sogar so weit, dass einige Konvertiten in den Dienst der christlichen Kirchen traten¹⁵⁹ oder im Militär dienten. Ludwig Maximilian Mehemet von Königstreu wurde von seinem Herrn, dem Kurfürsten von Hannover und König von England, geadelt. In London galt er als enger Vertrauter des Königs.¹⁶⁰ Die Heirat mit christlichen Frauen und Männern war bei weitem keine Seltenheit.¹⁶¹ All das spricht für eine vollständige Assimilierung der »türkischen« Kriegsgefangenen in die christliche Gesellschaft.

Zusammenfassung

Die zweite Belagerung Wiens 1683 löste eine Kette von Ereignissen aus, die Südosteuropa entscheidend beeinflussen sollten. Das Osmanische Reich wurde aus Ungarn zurückgedrängt, die Macht der Habsburger stieg. Erstmals wurden die Kämpfe auf osmanischen und nicht mehr auf ungarischen Gebieten ausgefochten. Eine Folge dieser Entwicklungen war der sprunghafte Anstieg von Kriegsgefangenen aus dem Osmanischen Reich. Die christlichen Soldaten fühlten sich gegenüber ihren Feinden nicht an

¹⁵⁵ Ebd., S. 428.

¹⁵⁶ Ebd.

¹⁵⁷ Vgl. Friedrich, Türken (Anm. 5), S. 347–349.

¹⁵⁸ Ebd.

¹⁵⁹ Ebd., S. 348.

¹⁶⁰ Ebd., S. 349.

¹⁶¹ Teply, Türkentaufen (Anm. 6), S. 86f.

die moralischen Grundsätze des frühen Kriegsrechtes¹⁶² gebunden, und so setzte kurz darauf ein schwunghafter Handel mit der menschlichen Beute ein. Obwohl der Großteil der Gefangenen vor Ort, also in Ungarn und den Erblanden, den Besitzer wechselte, verschlug es auch einige »Türken« in die nördlichen Territorien des Alten Reiches. Ob nun in Brandenburg oder Hannover, überall tauchen vereinzelte »Türken« oder kleine Gruppen auf. Auch nach Leipzig hatte es »türkische« Kriegsgefangene verschlagen. Sie kamen als Beute kursächsischer Offiziere, die in Ungarn gekämpft hatten, oder wurden von ungarischen Kaufleuten auf den drei großen Messen der Handelsstadt verkauft. Die tatsächliche Anzahl der »türkischen« Kriegsgefangenen in Leipzig lässt sich heute nicht mehr genau bestimmen, nachweisbar sind aber dreizehn Frauen und Kinder. Sie waren oft mit »türkischen« Offizieren und Würdenträgern verheiratet oder waren deren Nachkommen.

Leipzig war ein Zentrum für den Handel mit »türkischen« Kriegsgefangenen. Grundvoraussetzung dafür war die Bedeutung Leipzigs für den Handel mit Ost- und Südosteuropa, die durch die Lage der Stadt an den zwei wichtigen europäischen Handelsstraßen »via imperii« und »via regia« bedingt war. Die »türkischen« Kriegsgefangenen wurden auf den Messen verkauft oder verschenkt. Auffällig ist dabei, dass in Leipzig keine erwachsenen »türkischen« Männer getauft worden sind und auch nicht in anderen Quellen genannt werden. Ähnlich wie in Kassel, wo die ungetauften »Türken« verzeichnet worden sind und wo es offenbar einen regen Handel mit den Kriegsgefangenen gab, könnte es in Leipzig auch viele ungetaufte, männliche »Türken« gegeben haben, die möglicherweise auf den Messen an Besucher oder Bürger verkauft wurden. Die »Türken« wurden zunächst aus ökonomischen Gründen nach Leipzig gebracht. Man erhoffte sich durch den Verkauf der Kriegsgefangenen an Leipziger Bürger und Besucher der Messen offenbar einen besseren Profit als bei einem Verkauf in kriegsnahen Regionen.

Nach ihrem Kauf oder Freikauf wurden die »türkischen« Kriegsgefangenen unterrichtet und lernten so die elementarsten Glaubensgrundsätze des lutherisch geprägten Christentums. Die »Türken« sollten dabei den Glauben aus freien Stücken und ohne Druck durch ihre Herren annehmen, um ihr Seelenheil zu sichern. An dieser Stelle ist das christlich-religiöse Motiv für eine Taufe deutlich erkennbar. Im Grunde ging es dabei um die Rettung der Seele vor der ewigen Verdammnis. Faktisch scheint es aber

162 Ursprünglich galten Kriegsgefangene als persönliche Beute ihrer Besieger, aber im Laufe des 17. Jahrhunderts ging die Verantwortung immer mehr an »staatliche« Institutionen über. Durch die Entwicklung von Söldnerheeren zu stehenden Heeren wurden Soldaten durch ihre Ausbildung und Bewaffnung für den »Staat« immer wertvoller, die ursprünglichen Lösegeldforderungen wurden durch sogenannte Ranzionskartelle ersetzt. Kriegsgefangenschaft wurde immer mehr normiert, der Kriegsgefangene war kein rechtloses Subjekt mehr. Diese Ausbildung eines frühen Kriegsrechtes galt allerdings nicht für Kriege mit dem Osmanischen Reich. Hier blieben die Kriegsgefangenen persönliche Beute der Sieger. Vgl. dazu Kroener, Der Soldat als Ware (Anm. 12), S. 271–296.

so gewesen zu sein, dass die Kriegsgefangenen zur Taufe gezwungen oder zumindest genötigt wurden. Den »türkischen« Kindern hatte man ohnehin keine Wahl gelassen, so begann man direkt nach dem Verkauf auf den Messen mit dem Unterricht und der Vorbereitung der Taufe. Das Alter der jungen »Türken« spielte, anders als bei einem Konfessionswechsel innerhalb des Christentums, kaum eine Rolle. Zwei ältere »Türkinnen« scheinen sich zunächst gegen den Zwang zur Taufe gewehrt zu haben, gaben dem Druck aber schließlich doch noch nach. Über den Unterricht selber kann man nur wenig sagen, vermutlich hat er in der Regel ein Jahr gedauert. Als Unterrichtsmaterial wurde der Katechismus von Martin Luther verwendet. Die eigentliche Taufe lässt sich nur an dem Beispiel des jungen Christian Joseph Schmeisser rekonstruieren und weist keine besonderen Merkmale auf.

Die Taufen der »Türken« hatten einen hohen repräsentativen Charakter. Für diese Beurteilung der Leipziger Türkentaufe ist die Gruppe der Taufpaten von Bedeutung. Bei acht von zwölf Türkentaufen wurde die übliche Anzahl von drei Taufpaten überschritten, im Extremfall waren sogar zehn Paten anwesend. Viele Taufpaten waren Mitglieder des Leipziger Stadtrates, wohlhabende Kaufleute, Bürgermeister oder kursächsische Beamte und Offiziere. Selbst der Adel war bei so mancher Türkentaufe vertreten. Insgesamt drei Paten wurden nach der Taufe in den Rat der Stadt gewählt, drei weitere schafften es gar in das Amt des Bürgermeisters. Welchen konkreten Einfluss die Rolle als Taufpate auf die Wahlen hatte, lässt sich allerdings nicht abschließend bestimmen. Auch bei der Vergabe des Amtes des Oberpostmeisters von Kursachsen spielten Leipziger Türkentaufen möglicherweise eine kleine Rolle. So treten die beiden Konkurrenten um das Postamt, Johann Jakob Käse und Wilhelm Ludwig Daser, zwischen 1687 und 1688 bei vier verschiedenen Taufen als Paten auf. Der repräsentative Charakter der Taufen wird durch das rege öffentliche Interesse unterstrichen. Mindestens zwei der zwölf Taufen wurden vor hunderten Zuschauern durchgeführt. Das öffentliche Interesse an den »türkischen« Kriegsgefangenen war jedoch nur von kurzer Dauer, die meisten von ihnen wurden zwischen 1687 und 1693, also innerhalb von nur fünf Jahren, getauft. Danach nehmen die Anzahl der Taufen und die der Taufpaten spürbar ab. Ein weiteres Indiz für den repräsentativen Charakter der Türkentaufen ist die Namensgebung. In zwei von den zwölf Fällen wurden die »Türken« nach ihrem Herren bzw. ihrer Herrin benannt. In der Regel dominierten aber christlich geprägte Vornamen wie Christian oder Johann in ihren verschiedenen Variationen. Die »türkischen« Kriegsgefangenen wurden auf den Leipziger Messen aufgrund ihres hohen symbolträchtigen Wertes für die Repräsentation von Leipziger Kaufleuten gekauft und getauft. Man kann in diesem Zusammenhang von einem repräsentativen Motiv zum Erwerb der »Türken« sprechen. Die Taufe eines »Türken« sollte die Barmherzigkeit und die Nächstenliebe der Paten repräsentieren und demonstrieren, um so persönliche Vorteile wie zum Beispiel Ämter zu erlangen. Diesem Ziel wurden auch christlich-religiöse Motive, wie die Rettung vor der ewigen Verdammnis durch die Taufe, untergeordnet. So lässt sich zum Beispiel erklären, warum man die

»Türken« zur Taufe zwang, anstatt auf ihren Wunsch zur Konversion zu warten, der aus theologischer Sicht erstrebenswerter gewesen wäre.

Die Türkentaufen am Ende des 17. Jahrhunderts weckten nur kurzzeitig das Interesse der Leipziger Bürger und waren schnell wieder vergessen. Wie die Lebensläufe von Christian Joseph Schmeisser und Johann Wilhelm Paul Thürk gezeigt haben, gelang es ihnen, sich vollständig in die christliche Gesellschaft zu integrieren. Ihre »türkische« Herkunft spielte schon nach kurzer Zeit fast keine Rolle mehr und wurde gerade in den späteren Jahren in den Quellen kaum noch thematisiert.

Das Ringen zwischen akademischer Korporation, Stadt und Landesherrschaft sowie bürgerlichen Reformkräften um den Universitätszugang in Leipzig (1600–1830)

Jens Schubert

Die universitäre Gemeinschaft entschied seit dem Mittelalter auf der Grundlage ihrer Statuten selbstständig über die Aufnahme von akademischen Bürgern. Der Zutritt neuer Mitglieder zur Universität durch Immatrikulation von Studierenden und die Zugehörigkeit zum privilegierten Rechtskreis stellte ein grundlegendes Element korporativer Eigenständigkeit dar. Unter dem historisch wechselvollen Einfluss innerer und äußerer Kräfte, dazu gehören die Korporation selbst, der Rat und der Landesherr, aber auch Aufklärer und bürgerliche Reformer, werden Identitätsprobleme der universitären Gemeinschaft sichtbar. Zunächst sorgten Konflikte mit dem Magistrat um Abgrenzung der Universitätsverwandten von der Totalität der Bevölkerung im städtischen Raum für eine Schärfung der begrifflichen Repräsentanzen, wer für einen *Studiosus* bzw. *Academicus* zu halten war und wer nicht. Seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurden zunehmend arme und ältere, weniger leistungsfähige und verheiratete sowie unangepasste Studierende vom Universitätszugang abgedrängt und ausgeschlossen. Das sich mit Hilfe bürgerlicher Leistungs- und Verteilungsprinzipien sowie durch Moralisierung und Gemeinwohl rhetorik gegen 1800 herausbildende soziale Exklusionsmuster widerspiegelt bereits die Klasseninteressen des aufsteigenden Bildungsbürgertums und der akademisch gebildeten Bürokratie einschließlich der universitären Oberschicht der ordentlichen Professoren.

Der vorliegende Beitrag¹ nimmt die Entwicklung der Normen, wer immatrikuliert werden konnte und als Universitätsangehöriger anzusehen war, zum Ausgangspunkt, um die zunehmenden Einschränkungen der universitären Selbstbestimmung sowie den Abbau der relativ freizügigen Immatrikulation und sozialen Teilhaberechte gegen Ende der Ständegesellschaft zu untersuchen.

1 Der Artikel basiert auszugsweise auf meiner Dissertation (Jens Schubert, Statistische Untersuchung des Universitätsbesuches in Leipzig um 1800. Eine innovative Methode zur Hochrechnung der Studierendenfrequenz auf Grundlage der Matrikel und der Sittenzeugnisse, Diss.-Schr., Leipzig 2015). Der Druck der Arbeit in erweiterter Form ist geplant. Eine grundlegende Aufgabe der Untersuchung bestand darin, die Aussagekraft der neuzeitlichen Matrikel der Universität Leipzig umfassend zu prüfen, um die darin enthaltenen Einstreibesummen als eine Ausgangsbasis für die Hochrechnung der Studierendenfrequenz zu verwenden (ebd., S. 31–33). Dabei war eine entscheidende Frage, ob neben den Studenten und Gelehrten auch andere Personen als Universitätsbürger aufgenommen wurden, die keine Studien trieben, dem städtischen Rechtskreis zu entkommen suchten und die akademischen Privilegien zu Unrecht in Anspruch nahmen (ebd.).

Die Ausübung »bürgerlicher Gewerbe und Hantierungen« durch Universitätsangehörige war eine unverzichtbare Einkommensquelle und trug wesentlich zur Sicherung der materiellen Lebensgrundlage besonders der prekären akademischen Schichten bei. Sie führte regelmäßig zu erheblichen Auseinandersetzungen mit dem Rat.² Konflikte entstanden auch aus der Störung der öffentlichen Ordnung durch anstößiges und delinquentes Verhalten von Studenten und aus unklaren Zuständigkeiten, wenn beispielsweise die Eigentumsrechte städtischer Bürger gegenüber nicht immatrikulierten Studierenden bei uneingelösten Zahlungsversprechen gewahrt werden mussten. Der Rat forderte dementsprechend eine Begrenzung bürgerlicher Erwerbstätigkeiten von Universitätsverwandten, eine Einschränkung bei der Aufnahme neuer Studenten und deren schärfere Überwachung einschließlich des Ausschlusses von Gesetzesbrechern und Nicht-Studierenden, welche die Immatrikulation missbrauchten, sowie eine Klärung des gerichtlichen Status von Studierenden ohne Immatrikulation. Die Streitigkeiten wurden in den Rezessen von 1605 und 1721 beigelegt. Die komplizierten rechtlichen Überschneidungen im städtischen Raum und die scharfen Interessengegensätze beider lokaler Gewalten erschwerten die Lösung der Probleme.

Das Ringen zwischen universitären und städtischen Kräften unter Einflussnahme des Landesherrn zählt zu den vordringlichen Desideraten der Universitätsgeschichtsforschung.³ Es trug entscheidend dazu bei, die Normen für die Immatrikulation und die Regeln für die Ausübung bürgerlicher Erwerbstätigkeiten durch Universitätsverwandte zu präzisieren, weiterzuentwickeln und deren Einhaltung wirksam zu kontrollieren. Eine teilweise zu weitreichende Zugehörigkeit zur Universität wurde zu Beginn des 17. Jahrhunderts revidiert und ausgehend von den Statuten auf die entscheidenden Merkmale des aktiven Studierens und der Immatrikulation beim Rektor zurückgeführt. Personen, die keine Studien trieben, und Berufsgruppen, die lediglich der Universität nahe standen, wie Advokaten, Buchdrucker und Apotheker, wurden ausgeschlossen und der städtischen Jurisdiktion überlassen.⁴ Im Zweifelsfall mussten sie nun nachweisen, dass sie Lehrveranstaltungen besuchten und einen Wissensfortschritt erzielten.

1721 einigte man sich, dass der Rat die Universitätsverwandten in den städtischen Bürgerhäusern regelmäßig aufzeichnen durfte.⁵ Die relativ wenigen nicht immatrikulierten Studierenden wurden fortan während ihres Aufenthalts in Leipzig automatisch als Schutzverwandte der Universität in den akademischen Rechtskreis gezogen. Das betraf

2 Ebd., S. 32.

3 Ulrich von Hehl, Zum Stand der Leipziger Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte zur ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, in: Ulrich von Hehl (Hrsg.), Sachsen Landesuniversität in Monarchie, Republik und Diktatur. Beiträge zur Geschichte der Universität Leipzig vom Kaiserreich bis zur Auflösung des Landes Sachsen 1952 (Beiträge zur Leipziger Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte A 3), Leipzig 2005, S. 19–50, hier S. 48.

4 Schubert, Untersuchung (Anm. 1), S. 49.

5 Ebd., S. 73.

diejenigen »Brotstudenten«, die sich noch nicht für eine Immatrikulation entschieden hatten und die Universität zunächst nur kennenlernen wollten, sowie nicht eingeschriebene »Bildungsstudenten«, die meist vermögend waren und bereits eine gesellschaftliche Stellung besaßen. Diese wollten in Leipzig als kulturellem Zentrum lediglich ihre Gelehrsamkeit und Weltgewandtheit vervollständigen.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts griff vor dem Hintergrund der sich verschärfenden Krise der ständischen Gesellschaft der Landesherr unter Führung bürgerlicher Reformkräfte in die mit dem Rat ausgehandelten Regelungen und in die Selbstbestimmungsrechte der Universität ein. Das kursächsische *Mandat wegen Qualificirung junger Leute zu künftiger Dienstleistung* wurde 1793 zur Zäsur und zum Auftakt für weitere Einschnitte, die letztlich 1830 in die Beseitigung der korporativ-ständischen Universität mündeten.⁶ Der Kurfürst nahm die bisher weitgehend freie Immatrikulation seinen beiden Universitäten Leipzig und Wittenberg aus den Händen und machte sie von Schulzeugnissen abhängig. Dieser eklatante Rechtsbruch gegenüber der schwächeren Partialgewalt Universität wurde mit einer Gemeinwohl rhetorik begründet. Die Leistungs- und Anpassungsfähigkeit der Bewerber auf öffentliche Stellen müsse gesteigert werden.

Die universitäre Korporation hatte einerseits ein vitales Interesse, die Zahl ihrer Mitglieder und damit ihr politisch-ökonomisches Gewicht zu erhöhen und den Kreis der privilegierten Universitätsbürger auszudehnen.⁷ Dem kamen aufstrebende Schichten entgegen, die einen ehrenvollen akademischen Stand suchten.⁸ Steigende Immatrikulationen bedeuteten für die Universität mehr Geld, besonders einzelnen Mitgliedern an ihrer Spitze flossen Gebühren zu und erhöhten ihr Ansehen.⁹ Den Faktoren, die eine Vergrößerung der Quantitäten begünstigten, standen andererseits innere und äußere Momente gegenüber, die einer ungezügelten Expansion der akademischen Körperschaft Einhalt geboten. Insbesondere die materiellen Interessen der Stadtgemeinde mussten bei jeder Ausdehnung der akademischen Sonderrechte auf einen immer weiteren Berechtigtenkreis empfindlich berührt werden. Die Wahrnehmung der akademischen Freiheiten bedeutete für die Stadtgemeinde Einbußen im Hinblick auf Einkommen, Abgaben und Pflichten sowie eine Störung ihrer Rechtsordnung. Nicht zuletzt nutzte der Landesherr die Konflikte zwischen den universitären und städtischen Lokalgewalten, um seine politischen Eigeninteressen gegenüber den Universitäten durchzusetzen und zu deren Einhegung und Schwächung beizutragen.

6 Vgl. ebd., S. 88.

7 Vgl. Franz Eulenburg, Die Frequenz der deutschen Universitäten von ihrer Gründung bis zur Gegenwart, Leipzig 1904 (Neudruck: Berlin 1994), S. 19; vgl. Georg Erler, Die jüngere Matrikel der Universität Leipzig 1559–1809, Band 1: Die Immatrikulationen vom Wintersemester 1559 bis zum Sommersemester 1634, Leipzig 1909, S. XXXXVII.

8 Erler, Matrikel (Anm. 7), ebd.

9 Vgl. Eulenburg, Frequenz (Anm. 7), S. 20; Erler, Matrikel (Anm. 7), S. XXXXVII.

Bevor wir uns dem Ringen zwischen den Hauptkräften zuwenden, muss danach gefragt werden, ob die Vergünstigungen gleichermaßen für alle einen attraktiven Anreiz boten, um die Zugehörigkeit zur Universität zu suchen. Franz Eulenburg, dessen Zusammenstellung der Immatrikulationszahlen an den Universitäten im Reich (1904) mit Abstrichen als ein Meilenstein der Universitätsgeschichte gilt, vertrat die Ansicht, dass die Freiheiten der Universitätsbürger und ihre herausgehobene gesellschaftliche Position in Gestalt von Vorrechten, Steuererleichterungen und Statusgewinnen generell einen Anreiz darstellten, zur Universität gehören zu wollen.¹⁰ Die neuere Forschung hingegen sieht zumeist die reale Wirkung der Vorteile und Privilegien auf einen kleinen Kreis von Doktoren und Professoren beschränkt, mithin auf jene »aristokratische« Klasse, die zur gehobenen Sozialhierarchie an den Universitäten gehörte oder ihr zumindest nahe stand.¹¹ Nur eine kleine Minderheit hatte Anteil an den Reichtümern der Universität, »was die Profession, das Stift und die Collegiatur, und andere Beneficia mehr eintragen«.¹² Der Nutzen einer Einschreibung in die Studentenmatrikel darf für die große Masse nicht überbewertet werden. Eine Immatrikulation war mit erheblichen Gebühren und mit der Pflicht zum regelmäßigen Kollegienbesuch, also zum fortgesetzten aktiven Studieren, verbunden. Zudem musste man Latein verstehen, um aufgenommen zu werden.

Akademiker waren seit der Mitte des 18. Jahrhunderts dem Personensteuerzwang auf Einkommen und Besitz bei der Universität unterworfen, nur Studierende ohne Erwerbstätigkeit und größeres Vermögen sowie unverschuldet Arme waren davon befreit.¹³ Intensive Nachforschungen der landesherrlichen Steuerbehörden zwischen 1808 und 1817 über die Einkommenssituation der Universitätsangehörigen einschließlich einer vollständigen Revision aller Wohnungen in der Stadt und den Vorstädten systematisch nach dem Häuserverzeichnis förderten unter Einvernahme der Säumigen über ihre in Leipzig teils längst zurückliegende Studien- und Erwerbstätigkeit zutage, dass sich viele Akademiker der Abgabenpflicht dauerhaft entzogen hatten, indem sie häufig die Wohnung wechselten, das Ende ihres Studiums nicht bekannt war und indem sie die Immatrikulation unterließen, wenn sie von auswärts kamen.¹⁴ Die Universität

¹⁰ Vgl. Eulenburg, Frequenz (Anm. 7), S. 20.

¹¹ Vgl. Willem Frijhoff, Der Lebensweg der Studenten, in: Walter Rüegg (Hrsg.), Geschichte der Universität in Europa. Band 2: Von der Reformation zur Französischen Revolution 1500–1800, München 1996, S. 287–334, hier S. 298. Dagegen vertritt Maria Rosa di Simone die generalisierende Auffassung Eulenburgs (Dies., Die Zulassung zur Universität, in: ebd., S. 236–262, hier S. 236).

¹² Vgl. Johann Gottlieb Reichel, Thränen und Seuffzer wegen der Universität Leipzig denen getreuen Land Ständen geoffenbahret. 1742, Leipzig 1929, S. 9.

¹³ Vgl. Universitätsarchiv Leipzig (im Folgenden: UAL), Rektor Rep. II/ IX/ I 131, Acta die Anno 1747 ausgeschriebene Kopf-Steuer betr., Bl. 7–9, 12 u. 41 f.

¹⁴ Vgl. Schubert, Untersuchung (wie Anm. 1), S. 176, 180 f. u. 183; UAL, Rektor Rep. II/ IX/ I 368 Universität Individual Vernehmungs-Protocoll der Personensteuer-Contribuenten in der Stadt Leipzig welche ihren Beytrag bey der Universität entrichten 1815 sowie ebd., Rektor II/ IX/ I 382 Individual Vernehmungs Protocoll der Personensteuer-Contribuenten in den Vorstädten Leipzigs, welche ihre Beyträge bey der Universität entrichten 1816.

hatte schon nach dem Siebenjährigen Krieg eingestehen müssen, dass sie einerseits einen Großteil »ihre[r] Jurisdictions-Verwandten und Contribuenten [Steuerzahler, J.S.] selbst noch nicht kennt« und andererseits viele sich »für Academicos in denen Rathsspecificationen aus[geben], die bey uns weder bekannt, noch inscribiert sind«.¹⁵ Seitdem hatte sich nichts gebessert. Einen erheblichen Teil insbesondere der unteren und prekären akademischen Schichten (Privatgelehrte, Informatoren, Sprachlehrer, Schreiber, Rechenmeister, Kupferstecher u.a.) gelang es teilweise über mehrere Jahrzehnte, sich der Steuerzahlung und jeglicher Administration zu entziehen.¹⁶ Die schwierigen, sich überschneidenden Rechtsverhältnisse in der Stadt, der unzureichende bürokratische Apparat und das mangelhafte Meldewesen beförderten die Missstände.¹⁷ Verzeichneten die offiziellen Steuerlisten in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts stets etwa 310 Universitätsverwandte, so verdoppelte sich diese Zahl durch intensive Ermittlungen der Verwaltung auf 620 Steuerpflichtige im Jahr 1816.¹⁸ Die Dunkelziffer lag demnach bei 100 Prozent, wahrscheinlich aber noch darüber.¹⁹ Für die breite Masse der akademischen Bevölkerung überwogen also offenbar die Nachteile einer Immatrikulation und einer Zugehörigkeit zur Universität. Folglich hatten sie zumindest ab der Mitte des 18. Jahrhunderts wegen der Personensteuerpflicht nur ein geringes Interesse an einer Einschreibung. Ihnen gelang es oft, sich dauerhaft der akademischen wie der städtischen Obrigkeit zu entziehen. Für die »Brotstudenten« hingegen, die in der Regel keine Steuern zahlen brauchten, blieb die Immatrikulation unverzichtbar, um Zeugnisse ihrer Studentätigkeit und ihres Wohlverhaltens zu erlangen, damit sie am Ende in eine Anstellung und in ein Amt gelangen bzw. eine juristische oder medizinische Praxis ausüben konnten.

Zwischen 1594 und 1605 war es in Leipzig zu Streitigkeiten zwischen dem Rat und der Universität gekommen.²⁰ Die Stadt beschwerte sich, dass »in die collegia solche leutte, so einem erbaren rath zuwieder, eingenom[m]en, [...] sonsten auch allerley jungen von den rectoribus academiae eingeschrieben wurden«.²¹ Die vielen Scholaren an den Kollegien störten durch Disziplinlosigkeiten die öffentliche Ordnung und begingen Delikte in der Stadt. Die Universität sei zu großzügig bei der Vergabe ihrer Privilegien und Befreiungen und missbrauche diese, um Personen aufzunehmen, die hernach mit »übelem Verhaltten und Unthatten« auffallen.²² Die scharfen Anschuldigungen des Rats

15 UAL, Rektor Rep. II/ IX/ I 195, Extract ex Actis. Die bey der Universitaet Leipzig seit Laetare 1764 erwachsenen Personen-Steuer-Reste und rückständigen Defects-Beantwortungen betr. 1764–1775, Bl. 3 u. 9.

16 Schubert, Untersuchung (Anm. 1), S. 180f.

17 Vgl. ebd., S. 177.

18 Ebd., S. 183f.

19 Vgl. ebd., S. 185.

20 UAL, Rektor Rep. II/ XI 005, Schiedt zwischen der Vniuersitet vnd dem Rathe zu Leipzigk Anno 1605.

21 Ebd., Bl. 10r.

22 UAL, Rektor Rep. I/ I 010, Acta die im April Anno 1602 gehaltene Visitation der Universität Leipzig betr., Bl. 50r.

wirkten befremdlich.²³ Die Universität wies den Missbrauch ihrer Freiheiten strikt von sich.²⁴ Sie konnte vor der vom Kurfürsten eingesetzten Visitationskommission nachweisen, dass sie das Verhalten der Immatrikulierten beaufsichtigt hatte, insbesondere dass alle Übeltäter zunächst einem Studium nachgegangen waren.²⁵ Man hatte die statuten-gemäßen Kontroll- und Sorgfaltspflichten erfüllt und widerlegte in jedem Einzelfall die wenig stichhaltigen Vorwürfe der Stadt.²⁶

Die kurfürstliche Visitationskommission klärte zuerst die grundlegende Frage, wer für ein Mitglied der Universität zu halten sei.²⁷ Der Name des Betreffenden musste sich in der Matrikel finden.²⁸ Die Eintragung belegte die vollzogene Immatrikulation beim Rektor. Zudem musste ein wirkliches Studieren nachweisbar sein, damit die formale Aufnahme in den Rechtskreis der Universität gerichtlich wirksam wurde.²⁹ Der regelmäßige Besuch des Tischs mit anderen Studenten und die Betreuung durch einen Präzeptor, einen akademischen Unterweiser und Erzieher für studentische Neulinge, wurden als hinreichende Indizien für eine Studentätigkeit gewertet.³⁰

Da vermögenslose Studierende gezwungen waren, Geld zu verdienen und dabei auch standesfremde, bürgerliche Verrichtungen ausübten, unterstellte der Rat, dass sie damit unwürdig geworden wären, Universitätsbürger zu sein.³¹ Die Universität widersprach erfolgreich unter Berufung auf das Gemeinwohl und die Staatsvernunft.³² Viele arme Studierende müssten bürgerliche Tätigkeiten bei Kauf- und Handwerksleuten verrichten, um ihr Studium und ihren Lebensunterhalt zu bestreiten, trotzdem studierten diese weiter, um am Ende zum Nutzen der Allgemeinheit in Kirchen- und Schuldienste zu treten und der göttlichen Gnaden des Gelehrtenstandes teilhaftig zu werden.³³ Die Stadt müsse folglich bürgerliche Erwerbstätigkeiten unvermögender Studierender wegen des öffentlichen Nutzens dulden.³⁴

Bei kriminellen Taten wurden die Studenten aus der akademischen Gemeinschaft entfernt und ihre Immatrikulation in der Matrikel gelöscht.³⁵ Die Stadt forderte jedoch in

²³ Ebd., Bl. 49 r.

²⁴ Ebd.

²⁵ Ebd.

²⁶ Vgl. UAL, Rektor Rep. II/ XI 006, Widerlegung der Klag Puncten des Raths wider die Vniuersitet. Item, Klag Puncten der Vniuersitet wider den Rath, A[nn]o 1605, Bl. 1–60.

²⁷ UAL, Rektor Rep. II/ XI 005, Schiedt (Anm. 20), Bl. 2r.

²⁸ UAL, Rektor Rep. I/ I 010, Visitation (Anm. 22), Bl. 50.

²⁹ Ebd.

³⁰ Ebd.

³¹ Ebd.

³² Ebd.

³³ Ebd., Bl. 50 v.

³⁴ Ebd.

³⁵ Ebd., Bl. 51 r; dazu auch Georg Erler, Die jüngere Matrikel der Universität Leipzig 1559–1809, Band 2: Die Immatrikulationen vom Wintersemester 1634 bis zum Sommersemester 1709, Leipzig 1909, S. XXXf.

Unkenntnis der akademischen Rechtsordnung, dass allein auf Begehren des Rates ein Universitätsverwandter, der eine Straftat begangen hat, seine Privilegien verliere.³⁶ Die Universitätsstatuten verlangten dagegen, dass von Seiten des Universitätsgerichts eine Untersuchung des Falles und eine Urteilsverkündung vor einem Ausschluss stattfinden müssen.³⁷

Die Universität konnte vor der Visitationskommission belegen, dass sie bei vorgefallenen Straftaten selbstständig gehandelt und die akademischen Täter nach einem ordentlichen Verfahren aus der universitären Gemeinschaft entfernt hatte. Damit hatte sie nicht nur ihren Pflichten genüge getan, sondern auch in ihrem eigenen Interesse einem weiteren Ansehensverlust in der Öffentlichkeit vorgebeugt. Das galt auch für Studenten, die durch ein sozial erheblich abweichendes Verhalten auffielen und deren intellektuelle Möglichkeiten deutlich eingeschränkt waren: Jedermann sei bewusst gewesen, erklärte die Universität über einen devianten Straftäter, »das[s] dieser Gallus ein armer und fast ganz blöder Mensch, so nicht wohl im Haubte verwahret, sondern weder Verstant noch judicium [Urteilsvermögen, J. S.] gehabett: So ist [...] er excludiret und ewigk verwiesen word[en].«³⁸ Dessen Armut erschien überdies als ein erschwerender Umstand.

Wenn zwei sich streiten, weiss der Volksmund, lacht der Dritte. Der Landesherr wandte sich nun seit der kursächsischen Universitätsordnung von 1580 wieder einer stärkeren Verordnungstätigkeit über die Universitäten zu. Als Ergebnis der Visitatio nen verordnete Kurfürst Christian II. im Jahr 1602 den beiden Universitäten Leipzig und Wittenberg eine Ordnung zur Hebung der »Lehr-Disciplin und Christliche[n] Zucht«.³⁹ Man solle es damit in Zukunft »nützlich und rühmlich« halten, sodass »in Bestellung der Kirch, Schulen und Regimenten« nicht nur die »getrewe Landschafft« in Kursachsen zufrieden gestellt werde, sondern »auch den Außländisch[en] die ihr Kind der Lehr, G[ottes]furcht und guter Zucht halben, mit großen Unkosten dahin schicken, geholffen und also der gemeine Nutz [...] befördert werde«.⁴⁰

Den beiden Universitäten wurde aufgetragen, im Wettbewerb⁴¹ um in- und ausländische Studenten ihre Attraktivität durch mehr Disziplin und Kirchenzucht zu erhöhen. Angesehene und gut besuchte Hochschulen waren nicht zuletzt ein ökonomischer Faktor für das Land. Der Rektor und Vize-Rektor wurden für die Einhaltung der öf-

36 UAL, Rektor Rep. I/ I 010, Visitation (Anm. 22), Bl. 50f.

37 Vgl. ebd.

38 Ebd., Bl. 51 r.

39 UAL, Rektor Rep. I/ I 010 a, Acta Abschrift der von Christian II. von Sachsen ausgegangenen Ordnung, wie es in beiden unsrern Universitäten Leipzig und Wittenberg mit Lehr-Disciplin und sonstem allenthalben gehalten werden soll [1602], 1873, Bl. 9v.

40 Ebd.

41 Zu den sich eintrübenden Zukunftsaussichten in akademischen Tätigkeiten: Manfred Rudersdorf, Weichenstellung für die Neuzeit. Die Universität Leipzig zwischen Reformation und Dreißigjährigem Krieg. 1539–1648/1660, in: Enno Bünz, Manfred Rudersdorf, Detlef Döring (Hrsg.), Geschichte der Universität Leipzig 1409–2009. Band 1: Spätes Mittelalter und Frühe Neuzeit. 1409–1830/31, Leipzig 2009, S. 327–515, hier S. 450.

fentlichen Disziplin und des Fleißes der Studierenden verantwortlich gemacht, mussten halbjährlich Rechenschaft ablegen und konnten bei Pflichtverletzungen bestraft werden.⁴² Der Konflikt zwischen dem Rat und der *Alma mater Lipsiensis* nutzte dem Landesherrn, um gegen die Hochschulen seine Eigeninteressen zur Geltung zu bringen. Man kann daher den Universitäten als schwächere Partialgewalten ein grundsätzliches Bedürfnis unterstellen, größeren Auseinandersetzungen mit dem Rat als städtischen Gegenspieler besser aus dem Weg zu gehen.

Der *Churfürstlich Sächsische Commissarien Schiedt zwischen der Löblichen Universität und dem Rath Anno 1605* diktieren dem Rektor, ausgehend von den Universitätsstatuten, welche Personen immatrikuliert werden durften und wer von einer Aufnahme auszuschließen war.⁴³ Die Verordnung lieferte abgesehen von einzelnen Abänderungen die Grundlage für die Aufnahme akademischer Mitglieder bis zum Ende der korporativ-ständischen Universität im Jahr 1830. Noch in Napoleonischer Zeit wurde der akademischen Bürgerschaft die Gültigkeit der Rechtsgrundlagen versichert, die in den Rezessen von 1466, 1580, 1605 und 1721 zwischen dem Rat und der Universität ausgetragen worden waren.⁴⁴

Seit 1605 zählten alle diejenigen zu den Universitätsbürgern, die Theologie, Jura, Medizin und Philosophie studierten.⁴⁵ Sie mussten Lektionen hören und Studien treiben.⁴⁶ Die Studierenden, die immatrikuliert werden wollten, hatten zur Einschreibung entweder ein Schul- bzw. Universitätszeugnis vorzuweisen oder sich einem öffentlichen Präzeptor der philosophischen Fakultät während ihrer Studien anzuvertrauen, der sie zur Immatrikulation empfahl.⁴⁷ Die Aufnahme neuer Universitätsmitglieder lag somit als Grundpfeiler ihrer Eigenständigkeit in den Händen der akademischen Korporation. Die Tätigkeit der Präzeptoren wurde wiederum vom Rektor, Kanzler und den Fakultäten überwacht.⁴⁸

Wollten Personen in den Genuss der Privilegien der akademischen Gemeinschaft kommen, mussten sie sich immatrikuliert haben und »in summa ihres studirens pflegen«.⁴⁹ Die Graduierten und »Scholaren, sie seindt beweibet oder noch ledig«, wurden der Vorrechte teilhaftig.⁵⁰ Ebenso deren Ehefrauen und Kinder, die ohne Immatri-

42 UAL, Rektor Rep. I/ I 010 a, Lehrdisziplin (Anm. 39), Bl. 19f.

43 UAL, Rektor Rep. II/ XI 005, Schiedt (Anm. 20), Bl. 2r.

44 UAL, Gerichtsam VI 016, Acta ergangene gnädigste Mandate, Patente, Edikte, Generalia, Ausschreiben, Missive u. Verordnungen betr., 1806–1809, Bl. 79 v.

45 UAL, Rektor Rep. II/ XI 005, Schiedt (Anm. 20), Bl. 2 r.

46 Ebd.

47 Ebd., Bl. 3 r.

48 [Universitätsordnung], Hertzogen zu Sachsen/ [...] Verordnung/ Wie es [...] beyden Vniuersiteteten/ zu Leipzig vnd Wittenberg/ mit lahr/ disciplin vnd sonstem allenthalben/ jetzo und künfftig/ gehalten werden sol [...], Leipzig 1580 (VD 16 ZV 16323), S. CCCCXXXIII f.; zum Gehorsamsversprechen des Präzeptors beim Rektor für den Zögling: Erler, Matrikel (Anm. 35), S. XXIX.

49 UAL, Rektor Rep. II/ XI 005, Schiedt (Anm. 20), Bl. 2.

50 Ebd.

rikulation als Schutzverwandte der Universität galten, gleichermaßen die Witwen der Lehrer und der Präzeptoren sowie der Universitätsbote, ferner die nahen Verwandten der Universitätsbürger für acht Tage, wenn sie Leipzig besuchten.⁵¹ Nicht graduierte Personen, die im Umfeld der Universität gelehrt Berufe ausübten, erlangten nur die Privilegien, wenn sie weiter ihre Studien pflegten und ihren Kenntnisfortschritt (»profectus«) mit einem Schein belegen konnten, sonst kamen sie unter den Rat, das betraf die Schreiber, Famuli, Advokaten, Prokuratoren und Notare.⁵² Diese Bestimmung wurde später wieder gelockert. Die Buchdrucker und -händler sowie Apotheker, die durch ihre Berufstätigkeit der Universität lediglich nahe standen, wurden Stadtbürger.⁵³ Ebenso wer sich nicht von den Studien ernährte und stattdessen bürgerliche Tätigkeiten aufnahm.⁵⁴ Vor allem Handel, Gastronomie, Gewerbe, Handwerk und Ackerbau führten zum Verlust der akademischen Vorrrechte.⁵⁵ Der zwischen Rat und Universität 1580 geschlossene Vertrag über die bürgerliche Nahrung der Universitätsverwandten blieb in Kraft.⁵⁶ Im Ganzen wurde die Immatrikulation in ihrer Bedeutung als verbindlicher Rechtsakt für die Begründung einer Zugehörigkeit zum privilegierten Rechtskreis der akademischen Bürger und Schutzverwandten gestärkt.⁵⁷ Zweifel am Gerichtsstand einzelner Personen, die beispielsweise städtische Grundstücke besaßen oder dort verstarben, wurden ausgeräumt.⁵⁸

Die rechtliche Grauzone, die immer wieder Anlass zu Streitigkeiten zwischen Rat und Universität geboten hatte, verschwand allmählich. An den deutschen protestantischen Universitäten des 16. und 17. Jahrhunderts war von den Landesherren »ein vielschichtiges System von Disziplinierung und Kontrolle, das auf Schulzucht und Lebensführung gleichermaßen zielte«, eingerichtet worden, resümiert der Universitätshistoriker Ulrich Rasche.⁵⁹

Die sich überschneidenden städtischen und akademischen Rechte besonders bei der Ausübung von Gewerben und Hantierungen durch Universitätsangehörige blieben bis zur Eingliederung der Universitätsverwandten in die städtische Bürgerschaft 1830 Ursache wiederkehrender Konflikte zwischen Rat und Universität. Im kurfürstlich bestätigten Rezess zwischen Rat und Universität von 1721 wurden die Bestimmungen über die

51 Ebd., Bl. 2f.

52 Ebd., Bl. 2 u. 4.

53 Vgl. Carl Christian Gretschen, Die Universität Leipzig in der Vergangenheit und Gegenwart, Dresden 1830, S. 64.

54 UAL, Rektor Rep. II/ XI 005, Schiedt (Anm. 20), Bl. 3.

55 Ebd.

56 Ebd., Bl. 3v.

57 Schubert, Untersuchung (Anm. 1), S. 51.

58 Ebd.

59 Vgl. Ulrich Rasche, Cornelius relegatus in Stichen und Stammbuchbildern des frühen 17. Jahrhunderts. Zur Memoria studentischer Standeskultur in deren Formationsphase, in: Einst und Jetzt 53 (2008), S. 15–47, hier S. 15.

Immatrikulation von 1605 leicht modifiziert. Ein Passus wurde eingefügt, wonach der Rektor Niemanden immatrikulieren und unter die Zahl der *Civium Academicorum* aufnehmen solle, welcher »bloß auff den Schein Collegia frequentiret.«⁶⁰ Ein Missbrauch sollte auf Drängen des Rats verhindert werden. Die Universität verpflichtete sich, unwürdige Personen zurückzuweisen und die vereinbarten Grenzen der akademischen Zugehörigkeit einzuhalten.⁶¹ Der Rektor ließ sich vom Rat jedoch nicht verpflichten, eine lateinische Sprachprüfung als Ausleseinstrument bei der Immatrikulation von Studierenden einzurichten.⁶² Die Universität konnte kein Interesse haben, durch verschärfte Aufnahmeverbedingungen entgegen den andernorts auf Universitäten üblichen Gepflogenheiten ihre Wettbewerbsfähigkeit um Studenten zu beeinträchtigen.

Zum beiderseitigen Vorteil vereinbarten Rat und Universität 1721, dass die Schreiber der vier Stadtviertel bei ihren jährlichen Visitationen der Einwohner der Stadtgemeinde die Universitätsangehörigen in Bürgerhäusern verzeichnen durften.⁶³ Der Rektor erhielt die Namenslisten und wurde dadurch über deren Wohnung in der Stadt informiert.⁶⁴ Für ein mögliches Zitieren vor das Universitätsgericht war das eine unerlässliche Voraussetzung. Schon 1605 hatte der Rektor ein Namensverzeichnis von der Stadt gefordert.⁶⁵

Der zunehmende Wettbewerb um Studenten hatte bereits 1699 zum Verzicht auf den bis dahin üblichen Eid bei der Immatrikulation beigetragen. Leipzig musste sich den niedrigeren Zugangsvoraussetzungen konkurrierender Nachbaruniversitäten anpassen. Trotzdem blieb das Randproblem der sich nicht immatrikulierenden Studenten (»non inscripti«) bestehen. Manche Studierende entschieden sich erst nach reiflicher Überlegung für eine Inschrift und wollten den Lehrbetrieb, die Studiengenossen und die Stadt erst einmal für mehrere Wochen kennenlernen, bevor sie den erheblichen Kostenaufwand für die Immatrikulation tätigten und sich damit für längere Zeit an die

⁶⁰ UAL, Urkunden, 1721–06–30, Magister und Doktoren der Universität Leipzig und Bürgermeister und Rat der Stadt Leipzig schließen einen Vergleich wegen der Abgrenzung beiderseitigen Jurisdiktion, unfoliiert; mit ähnlichem Wortlaut ebd., 1721–08–22, König August II. von Sachsen konfirmiert den am 30.06.1721 zwischen der Universität und dem Rat geschlossenen Vergleich, wie auch einen über die 21 danach noch strittig gebliebenen Punkte, unfoliiert.

⁶¹ Ebd.

⁶² Ebd.

⁶³ Stadtarchiv Leipzig (im Folgenden StadtAL), Tit. VII C 151 bis 153, Acta die Verzeichnisse der in Bürger-Häusern wohnenden Herren Studiosorum, 1731, 1802, 1817 und 1831; ebd., Tit. VII C 68 b, Acta die gnädigst anbefohlene Aufzeichnung der sämtlichen in hiesigen Chur-Fürstenthum und Landen befindlichen jungen Mannschaft von 18 bis mit 35 Jahren, Streitigkeit mit dem academischen Concilio enthaltend, 1733; vgl. UAL, Urkunden, 1721–06–30 (Anm. 60), unfoliiert.

⁶⁴ »Musterschreiber oder andere zur Consignation derer Einwohner hiesiger Stadt von Ihm geordnete Personen, bey der vorzunehmenden Visitation und Auffzeichnung, [sollten] zugleich die Namen derer in Bürgerhäusern sich auffhaltenden Studiosorum auffschreiben« (ebd.); ähnlicher Wortlaut: Ebd., 1721–08–22 (Anm. 60), unfoliiert.

⁶⁵ UAL, Rektor Rep. II/ XI 005, Schiedt (Anm. 20), Bl. 7–9, Punkt 6.

Alma mater Lipsiensis banden.⁶⁶ Der Vergleich von 1721 erweiterte die früheren Bestimmungen hinsichtlich der Nicht-Inskribierten wesentlich, dass nämlich »[d]iejenigen, so Studirens wegen sich alhier befinden, und actu studentes sind, sogleich auf bescheinete Immatriculation, oder dafern solche unterlaßen worden, nach Verlauff 6 Wochen, da sie anhero kommen, ipso jure pro Academicis zuachten« sind.⁶⁷

Diese weit gefasste Regelung stellte nun jeden, der sich zum Zweck des Vorlesungsbesuchs in Leipzig aufhielt, unter die Obhut der Universität, ohne die Hürden der Immatrikulation überwinden zu müssen und die erheblichen Einschreibekosten von insgesamt fünf Talern aufzubringen.⁶⁸ *Non inscripti* galten jetzt automatisch von Rechts wegen sechs Wochen nach ihrer Ankunft in Leipzig als akademische Schutzverwandte. Eine Rechtsbindung an die Universität entstand allein durch das Hören der akademischen Lektionen als konkludentes Handeln. Ein Rechtsverhältnis als Studierender zur Gemeinschaft der Lernenden und Lehrenden wurde also nicht nur durch ausdrückliche Willenserklärung zum Studieren beim Rektor im Verfahren der Immatrikulation begründet. Die durch die 6-Wochen-Regelung festgelegte automatische Zugehörigkeit der Studierenden ohne Immatrikulation unter die universitäre Jurisdiktion diente 1721 der Abwehr konkurrierender städtischer Rechte und der Verhinderung von Streitigkeiten mit dem Rat. Die nicht immatrikulierten Studierenden wurden unter die Gerichtshoheit der Universität gezogen, damit den Bürgern der Stadt im Umgang mit Studenten insbesondere bei Krediten Rechtssicherheit erwuchs.⁶⁹ Die Ränder der universitären Gemeinschaft wurden gefestigt, um das Eigentum der städtischen Gläubiger zu sichern und die Bürger vor Schaden zu bewahren. Das war auch im Interesse der Universität. Den *non inscriptis* wurden der Zugang zu den Kollegien und der Hörerstatus gewährt. Eine in allen Rechten sichere Exemption vor fremdem Zugriff wurde ihnen im Zweifelsfall freilich nicht garantiert. Nur die förmliche Immatrikulation beim Rektor einschließlich Gelöbnis und Inskription in Verbindung mit einer nachfolgenden Aufnahme des Vorlesungsbesuchs verlieh vollumfänglich die Rechte eines Studierenden und vertraute

⁶⁶ Vgl. UAL, Gerichtsamt XIV B 03, Acta die gesuchten und ertheilten Testimonia Academia betr., 1689–1716, Bl. 17f.

⁶⁷ Schubert, Untersuchung (Anm. 1), S. 68; UAL, Urkunden, 1721–06–30 (Anm. 60), unfoliiert; ähnlicher Wortlaut ebd., 1721–08–22 (Anm. 60), unfoliiert; ähnlich auch ebd., Gerichtsamt I 118, Acta die Inscription derer Studiosorum betr. 1781.

⁶⁸ Schubert, Untersuchung (Anm. 1), S. 68 f.; Die Kosten der Einschreibung beliefen sich im Jahr 1789 auf 5 Reichstaler, davon drei für die Deposition und zwei für die Inskription, Sächsisches Staatsarchiv, Hauptstaatsarchiv Dresden (im Folgenden: StA D, 10024 Geheimer Rat (Geheimes Archiv), Loc. 10534/ 7, Nachrichten die Verfassung der Univ. Leipzig betr., 1789, Bl. 1. Für das Jahr 1742 werden ebenfalls 5 Reichstaler genannt (Reichel, Thränen (Anm. 12), S. 37).

⁶⁹ Vgl. zu den Problemen der Kredite bei nicht Immatrikulierten: UAL, Urkunden, 1699–11–22, Kurfürst Friedrich August I. von Sachsen verordnet, dass ankommende Studenten statt der bisherigen Eidesleistung dem Rektor gegenüber Gehorsam geloben, unfoliiert.

diesen dem Schutz der Universität an.⁷⁰ Nicht zuletzt hatte man mit dem Vergleich von 1721, wie schon mit der Abänderung der Eidesleistung 1699, immer auch eine Verbesserung der Attraktivität der Universität, der zahlenmäßigen Größe ihrer Körperschaft und damit der Einnahmen im Blick. Die sich verstärkenden Ware-Geld-Beziehungen und die materiellen Interessen der Stadtbürger trugen zum Rezess von 1721 bei.

Der Vergleich von 1721 bestimmte, dass ein Akademiker, der Handelstätigkeiten aufnahm oder »sein vitae genus [Lebensart, J. S.] gänzlich mutirte, und allein Bürgerliche Nahrung trieb«, »sein forum Academicum« [Gerichtsstand vor der Universität, J. S.] verlor und wieder unter den Stadtrat gehörte.⁷¹ 1729 wurde vom Rat erneut Beschwerde geführt, dass der »Schreiberey« zugetane und teils »Herren-Diener« sich bei der Universität inskribiert hätten, um sich von der Auslosung zu befreien.⁷² 1733 sollten für die Errichtung der Land-Miliz wieder »junge Mannschaften« bestimmt werden.⁷³ Der Magistrat konnte seine Kritik nun mit Fakten untermauern und nannte 35 Universitätsverwandte, die nicht studierten, sondern in Handel und Gewerbe tätig waren bzw. überwiegend »bürgerliche Nahrung« trieben.⁷⁴ Diese erzielten »von [den] Studiis nicht eines Pfennigs werth«, wurde der Universität vom Rat vorgeworfen.⁷⁵ An den akribischen Eintragungen lässt sich ablesen, wie umfangreich und tiefgründig der Rat Erkundigungen über die Erwerbs situation von Universitätsbürgern eingeholt hatte. Die Vorwürfe waren berechtigt. Gemessen an der großen Masse aller Universitätsbürgers ist dies jedoch eine kleine, zu vernachlässigende Anzahl, welche die Zuverlässigkeit der Matrikel und der daraus entnommenen Immatrikulationssummen nicht in Frage stellt.

70 Vgl. UAL, Rektor M 11, Rektormatrikel 1780–1823, Joh. Friedrich Zimmermann, Immatrikulationsdatum 01.10.1798, suchte im Jahr 1820 um eine Beglaubigung an: »Magnifice [...] Ich bin am 26ten Octbr. 1798 unter dem Rectorat Sr. Magnificenz des Herrn Johann Georg Eck inscribit und habe mich bisher mit Ausübung der Wundarzneykunst zu der ich legitimirt bin, beschäftigt. Im Jahr 1814 kaufte ich eine Barbiergerechtigkeit, die ich noch besitze und gerieth hierdurch in dieser Hinsicht unter die Jurisdiction des Stadtmagistrats, muß aber in Personalsachen wie jeder Academicus der ein Hauß besitzt, Ew. Magnificz. [...] Jurisdiction unterworfen bleiben. Ich bin mit einer Personalklage beym hiesigen Stadtgericht belangt worden und habe exceptionem fori incompetentis vorgeschrützt, zu deren Beweis ich ein Attestat, daß Ew. Magnific. [...] Jurisdiction ich in persönlichen Angelegenheiten die die Barbiergerechtigkeit nicht betreffen, unterworfen bin, gebrauche [...] 15ten November 1820« (UAL, Gerichtsam XIV B 19, Erteilte Attestate betr. de anno 1819 [–1828], 30.11.1820). Zimmermann wurde daraufhin von der Universität bescheinigt, »daß derselbe auch ununterbrochen wegen seine Person betreffender Ansprüche und Klagen Unserm foro unterworfen geblieben« und »daß bey hiesiger Vniuersität er den 1. Octobr. 1798 inscribiret worden, und dann [!] medicinische Vorlesungen besuchet habe« (ebd.).

71 UAL, Urkunden, 1721–08–22 (Anm. 60), unfoliiert.

72 StadtAL, Tit. VII C 68 b, Acta die gnädigst anbefohlene Aufzeichnung der sämtlichen in hiesigen Chur-Fürstenthum und Landen befindlichen jungen Mannschaft von 18 bis mit 35 Jahren, Streitigkeit mit dem academischen Concilio enthaltend, 1733, Bl. 53f.

73 Ebd.

74 Ebd.

75 Ebd.

Universitätsverwandte mit ausschließlich »bürgerlicher Nahrung« 1733 vom Rat verzeichnet (StadtAL, Tit. VII C 68 b, Aufzeichnung (Anm. 72), Bl. 46–50)

[Name]	[Erwerbstätigkeit und Verhältnisse im Hausstand]	[Wohnung]
Johann Ernesti	hat sich verheiratet zwei Jahre nachdem er die Thomasschule verlassen hat, ernährt sich durch Gold-Spinn-Mühle	in der Güttnerin Hause
Geyer	hält einen Tisch-Pursche, ist schon länger ein Traitent	im Merleckischen Haus
Richter	ernährt sich vom Uhrmachen, hat viel zu tun und treibt es schon lange	im Haus v. Fr. Haußmann
Fehrmann	verheiratet, hält Näh-Mägde, verkauft zu Messzeiten auf dem Markt genähzte Sachen	Stephan Richters Miethäusern
Stiefel	reist jedes Jahr mit einem Landkramer, der das Fuhrwerk besorgt, auf die Messe	
Johann David Kirst	treibt starken Galanteriehandel, zeitweise arbeiten viele Leute für ihn, bezahlt im Namen seiner Frau jährlich 8 rt. Schutzgeld in der Kontributionsstube	Heinzens Haus
Mylau	handelt mit Tuch, reist mit seiner Frau auf Messen u. Jahrmarkten und verdient von Studiis nicht eines Pfennigs werth	Fleischergasse
Schultze	hat letzten Sommer einen Garten gepachtet und Kaffee, Tee und Bier ausgeschenkt sowie ein Billardtisch aufgestellt	
Hüfner	ernährt sich von Uhrmachen	auf dem Pauliner Kolleg
Johann George Weber	macht Schokolade, die seine Frau verkauft	in Schultzens Haus
Dr. Carpzov	schenkt Wein im Durchgang von Trebsens Hof aus und gibt im Namen des verstorbenen Alberti 6 g. zum quanto	
Ernst Wilhelm Häuser	hat den Gast- und Weinschank i. d. Fleischergasse gepachtet, seine Frau gibt 6 g. zum quanto	
Johann Chrn. Richter	Informator. Treibt Handel mit Holz, Butter u. Käse.	Hat ein Haus in der Bettelgasse, mit seiner Frau je zur Hälfte ein Lehen, sind davon mit 6 g. angelegt.
Pesch	gießt Licht und ernährt sich davon	auf d. Thomaskirchhof
Fr. W. Tamm	Ist vor 4 Jahren von der Thomasschule gezogen, hat danach geheiratet. Ist Speisewirt, spinnt Silber und Gold.	in Haußmannischen Hause
Meyer	hat Näherinnen angestellt und ernährt sich davon	i. Kants Haus

<i>Chrn. Zimmerman</i>	<i>hat zeitweise viel Leute angestellt, die Galanteriewaren herstellen, damit handelt er</i>	<i>i. d. Goldenen Gans</i>
<i>Joh. George Hettig</i>	<i>Informator. Neben seiner Frau hat er viele Näherinnen angestellt und handelt mit Nähwaren, womit er gute Einkünfte hat.</i>	<i>i. Herz, Fleischer-gasse</i>
<i>Apel</i>	<i>Handelt mit Galanteriewaren, besucht mit seiner Frau auswärtige und Leipziger Messen und Märkte, ernährt sich ausschließlich davon. Seine Frau gibt jährl. 4 rt. Schutzzgeld.</i>	<i>i. Frauenkolleg</i>
<i>Petzsche</i>	<i>Näht mit seiner Frau und Näherinnen Marsilie.</i>	<i>mit seiner Frau im Frauenkolleg</i>
<i>Chrn. Adam Reichert</i>	<i>40 Jahre alt, Kannengießergeselle von Beruf, Frau u. Kinder, die sich von der Reifröckeherstellung ernähren, er sticht Zinnsachen, ist erst vor 3 Jahren inskribiert worden</i>	
<i>Augustin</i>	<i>wurde schon vor einigen Jahren inskribiert, verkauft Medizin, war vorher Leinweber</i>	
<i>Lischke</i>	<i>reitet Pferde zum Reiten zu und ernährt sich davon, studiert aber nicht</i>	
<i>Jänicke</i>	<i>hat die Tertia auf der Thomasschule besucht, danach ist er aber Lakai geworden, hat sich eine Frau genommen und kurz vor dem Aufgebot inskribieren lassen, seine Frau ernährt ihn mit nähen</i>	
<i>Chrn. Gottfr. Döring</i>	<i>ist Handelsdiener, die Jahre ausgestanden bey Hrn. Funken, hat sich aus Furcht der Soldaten inscribiren lassen</i>	<i>b. Nic. Rost am Brühl</i>
<i>Hartig</i>	<i>Handelsdiener, die Jahre ausgestanden bey Chrn. Heinr. Barteln, aus Furcht vor den Soldaten sich inscribiren lassen</i>	<i>b. Rost</i>
<i>Chrn. Hancke</i>	<i>gibt sich als Feldscheer aus, seine Frau versetzt und vertrödelt, wollen kein Wachgeld geben</i>	<i>i. Mittweydens Haus</i>
<i>Volckmer Keydel</i>	<i>gibt vor, dass er Schreiber ist</i>	<i>in Hartmanns Haus</i>
<i>Böcklin</i>	<i>Kupferstecher</i>	
<i>Rotsch</i>	<i>handelt mit alter Kleidung, dessen Frau macht Putz-Sachen</i>	<i>i. Valentins Haus</i>
<i>Haußmann</i>	<i>Maler</i>	<i>i. Langebecks Haus</i>
<i>Arnold Sperel</i>	<i>verheiratet, Samtschneider</i>	<i>i. Kleinen Fürsten-kolleg</i>
<i>Schwabe</i>	<i>Maler, verheiratet</i>	
<i>Gabriel Hottinger</i>	<i>Wirt im Kleinen Fürstenkolleg, sagt, er säße auf der Universitaet Rechnung, Speise- und Bierschenk</i>	
<i>Chrn. Gottlieb Webel</i>	<i>Mechaniker, zählt unter die Univ. Verwandten, betreibt aber auch anderes Handwerk</i>	

Die verbesserte Kontrolle über die bürgerliche Erwerbstätigkeit durch die Aufzeichnung der in Bürgerhäusern wohnenden Universitätsverwandten seit 1721 entsprach den vi-

talen städtischen Interessen und wirkte einer unerlaubten quantitativen Erhöhung der Universitätsbürger entgegen. Der Rat nahm bei Verstößen sein Recht wahr, Beschwerde bei der Universität einzulegen und drang erfolgreich auf die Einhaltung der Vereinbarungen.

Ab der Mitte der 1780er-Jahre wurde die Wirtschaft von einer Stagnationskrise erfasst, die von einer rigiden Politik der Ausgabenzurückhaltung des Staates mit dem Prinzip der Kriegsschuldentilgung verstärkte wurde.⁷⁶ Der Ausbau zum modernen Staatswesen, dessen Aufgabenbereiche sich vermehrten, erzeugte nicht nur in Kursachsen einen dauerhaft viel größeren Finanzbedarf.⁷⁷ Die Kredite kamen vom neu entstandenen Anleihemarkt.⁷⁸ Dafür musste eine finanzpolitische Ausrichtung auf Austerität im Interesse der Kapitalanleger vorgenommen werden.⁷⁹ Sie sicherte ihnen die zuverlässige Rückzahlung der Staatsschulden.⁸⁰ Der Staat begann allmählich als ideeller Gesamtkapitalist zu handeln, also die Interessen seiner Kapitaleigner zu seinen eigenen Interessen zu machen. Die Bedingungen für private Investoren sowie die Wettbewerbsfähigkeit und Kreditwürdigkeit wurden verbessert.

Eine gravierende Folge war die weitere Zusitzung der Überfüllungskrise am akademischen »Arbeitsmarkt« und die Zunahme sozialer Spannungen.⁸¹ Pauperismus entstand als Kehrseite des Kapitalwachstums. Selbst wer Arbeit hatte, war vor Armut nicht sicher. Reichten 1770 das Einkommen des Mannes und der Zuverdienst der Ehefrau, um eine 5-köpfige Familie zu ernähren, so mussten 1830 alle, einschließlich der Kinder, arbeiten, um zu überleben.⁸² Im 19. Jahrhundert sollte die dauerhafte Existenzunsicherheit zum herausragenden Merkmal der Lebenslage der Arbeiterklasse im Kapitalismus werden. Die Reformkräfte in Dresden betrieben bereits nach dem Siebenjährigen Krieg die finanzielle Sanierung des Staates auf Kosten der unteren und mittleren Schichten.

Die Stabilität der herrschenden Ausbeutungs- und Unterdrückungsverhältnisse wurde durch vermehrte Repressionen gesichert. Unter dem Eindruck der Entwicklung in Frankreich verstärkte der Rat in Zusammenarbeit mit der Universität schon 1789 seine Anstrengungen, um Universitätsangehörige strenger zu überwachen.⁸³

76 Schubert, Untersuchung (Anm. 1), S. 268.

77 Danny Weber, Das Handels- und Bankhaus Frege & Comp. in Leipzig (1739–1816) (Beiträge zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte 115), Leipzig 2007, Stuttgart 2008, S. 199 f. u. 215.

78 Ebd., S. 199.

79 Vgl. ebd.

80 Vgl. ebd.

81 Vgl. Detlef Döring, Die Leipziger Universität zwischen dem Siebenjährigen Krieg und der Zeit der Französischen Revolution, in: Anneliese Klingenberg, Katharina Middell, Matthias Middell (Hrsg.), Sächsische Aufklärung (Leipziger Studien zur Erforschung von regionenbezogenen Identifikationsprozessen 7), Leipzig 2001, S. 93–115, hier S. 95–98.

82 Jürgen Kuczynski, Geschichte des Alltags des deutschen Volkes, Band 3: 1810–1870, Berlin 1981, S. 327.

83 »Es ist zu veranstalten, und die Musterschreiber sind anzuweisen, daß sie bey der Aufzeichnung, die Universitätsverwandten von den eigentlichen Studenten genau unterscheiden, von jenen, was für Ge-

In Preußen begannen die unversorgten Predigtamtskandidaten von den Kanzeln aufrührerisch zu predigen.⁸⁴ Das Abitureglement sollte 1788 den Zugang zu den Universitäten drosseln und in Zukunft »auf dem stillen Wege des akademischen Unterrichts künftiger öffentlicher Volkslehrer«, so Immanuel Kant, die Probleme regulieren, damit die Gelehrten wiederum die Untertanen im Sinn der herrschenden Ordnung »bekehren« würden.⁸⁵

Auch Kursachsen sah sich wegen der bedrohlich anwachsenden Zahl erwerbsloser Studierter zum Handeln veranlasst. Man fürchtete eine Politisierung und ein Übergreifen revolutionärer Bewegungen auf die bedrückten Schichten. Die überzähligen Kandidaten der Theologie und des Lehramts mussten nun von einem Pastor angeleitet sowie in Listen erfasst, »fleißig beobachte[t]« und beurteilt werden.⁸⁶ Besonderes Augenmerk galt deren Predigten, Schriften und Korrespondenzen.⁸⁷ Das Predigen wurde eingeschränkt und bedurfte einer *licentiam concionandi* vom Superintendenten.⁸⁸ Theologen, die noch an der Universität studierten, wurde das Predigen generell verboten.⁸⁹

Die Gefährdung ihrer materiellen Lebensgrundlage und Zukunftsängste versetzten wahrscheinlich viele Menschen in einen Schockzustand. Das Phänomen des Schocks könnte zur Erklärung beitragen, warum die folgenden massiven Eingriffe des Landesherrn in das korporative Selbstbestimmungsrecht von den bereits geschwächten Universitäten ohne merklichen Widerstand hingenommen wurden. Naomi Klein hat mit ihren viel beachteten Thesen zur Schock-Strategie grundlegende Mechanismen einer Politik aufgedeckt, die sich möglicherweise übertragen lassen auf die Anfänge der bürgerlichen Klassenherrschaft um 1800:⁹⁰ Der Schock einer Krise wird von politischen Kräften genutzt, um Ziele durchzusetzen, die gegen die Interessen der Mehrheit der Bevölkerung gerichtet sind, zum Abbau sozialer Rechte beitragen und den Gegner schwächen. Sie wären in »normalen« Zeiten nicht durchsetzbar gewesen.

Den Erfolgen der restriktiven Politik des Landesherrn gegen die Eigenständigkeit und Selbstbestimmung der korporativen Universitäten gingen eine umfassende ideologische Beeinflussung der öffentlichen Meinung und eine moralische Erziehung der Bevölkerung durch Reformer zur Durchsetzung bürgerlicher Leistungs- und Verteilungs-

schäfte sie treiben, und ob sie beweibt sind, von allen aber, ihre Wohnungen in der Stadt und in den Vorstädten richtig bemerken sollen« (StadtAL, Tit. VII C 151, Verzeichnis [Anm. 63], Bl. 56).

⁸⁴ Immanuel Kant/Steffen Dietzsch (Hrsg.), *Der Streit der Fakultäten*, Leipzig 1984, zuerst 1798, S. 7.

⁸⁵ Ebd.

⁸⁶ StA D, 11125.1 Ministerium des Kultus und Öffentlichen Unterrichts, Band 1, Nr. 7428 Generale, von dem Superintendenten einzusendende Verzeichnisse der Pfarrer, Schullehrer und Kandidaten, 1788, unfoliiert.

⁸⁷ Ebd.

⁸⁸ Ebd.

⁸⁹ Ebd.

⁹⁰ Naomi Klein, *Die Schock-Strategie. Der Aufstieg des Katastrophen-Kapitalismus*, Frankfurt am Main 2009, engl. 2007.

prinzipien voraus. Das Ansehen der Universitäten wurde beschädigt, sie erschienen als wenig leistungsfähig, reformbedürftig und sittlich fragwürdig.

Der Aufklärungstheologe Johann David Michaelis klagte in seinem für den Hochschulumbau programmatischen *Raisonnement über die protestantischen Universitäten in Deutschland* schon 1773 über die Zunahme unversorger Kandidaten.⁹¹ Theologen müssten fünf bis zehn Jahre warten, um auf eine Stelle befördert zu werden.⁹² Es seien zu viele Studierende, »die verlangen, von ihren Studiis zu leben und vom Staat unterhalten zu werden«.⁹³ Michaelis diffamierte das Studieren der Armen und forderte dessen Einschränkung. Die *Pauperes* fielen angeblich dem Staat und der »studirten Welt« zur Last und wären »schädlich«.⁹⁴ Wegen ihrer schlechten Erziehung und »Cultur« sowie ihren geringen Mitteln würden die bedürftigen Studenten »nicht einmahl den niedrigen Grad von Brauchbarkeit« für Staat, Kirche oder Wissenschaft erreichen.⁹⁵ Der Universitätszugang solle von Ausnahmen abgesehen (»Genie«) den Vornehmen, den Reichen und mittelmäßig Begüterten vorbehalten bleiben.⁹⁶ Die Neigung der Armen zum Studium entstünde lediglich aus ihrer »Lust besser zu leben, als ihre Eltern« und »aus Abneigung von der schweren Arbeit«, keineswegs jedoch aus Liebe zur Wissenschaft, sondern nur aus eigennützigem Interesse an ihrem »Glück«.⁹⁷ Jeder solle an seinem durch Herkunft vorbestimmten sozialen Platz bleiben, da er dort dem Gemeinwohl den größeren Nutzen bringe.⁹⁸ Als wirksames Mittel, um die unteren Stände vom Studieren »abzuschrecken« und damit mehr »Vornehme ihre Söhne der Theologie widmeten«, sollten die Leistungsanforderungen erhöht und durch verschärfte Examen mehr Kandidaten abgewiesen werden.⁹⁹ Auf die Einhaltung der dreijährigen Mindeststudienzeit sei zu achten, da Arme oft nicht so lange studieren könnten.¹⁰⁰ Man solle Mittellose nicht fürs Studieren anwerben oder durch »thörichte Wohlthaten« dazu einladen.¹⁰¹

Im Gegensatz zu den richtungweisenden bürgerlichen Forderungen Michaelis' nach Exklusion der Armen und weniger Leistungsfähigen garantierten die überkommenen ständischen Rechtsnormen auf Grundlage der Statuten noch den weitgehend unbeschränkten Universitätszugang für »jedermann« (Rainer C. Schwinges), so er studieren wollte, Latein verstand und keine gänzlich andere »Lebensart«, namentlich als Hand-

91 Johann David Michaelis, *Raisonnement über die protestantischen Universitäten in Deutschland*, Band 3, Frankfurt und Leipzig, 1773.

92 Ebd., S. 161.

93 Ebd., S. 143.

94 Ebd., S. 150, 168 u. 171.

95 Ebd., S. 171.

96 Ebd., S. 169.

97 Ebd., S. 174f.

98 Ebd., S. 172.

99 Ebd., S. 161–163.

100 Ebd., S. 158.

101 Ebd., S. 150.

werker oder Herrendiener, eingeschlagen hatte. Das beließ manchem Sohn niederer Herkunft geringe soziale Aufstiegschancen. Viel häufiger war eine horizontale soziale Mobilität von benachteiligten anderen Schichten in das akademische Prekarat. Unter den krisenhaften Umständen verschärfte sich seit der Mitte der 1780er-Jahre der Kampf um die schwindenden Ressourcen des akademischen Feldes. Der traditionelle Zustrom der Armen und Benachteiligten an die Universitäten – besonders Leipzig galt als »Armenuniversität« – geriet um 1800 mit den erwachenden Klasseninteressen des neuen Bildungsbürgertums in Konflikt. Es sollte nicht mehr wie bisher fast jeder studieren können.

Michaelis begründete die zu errichtenden Bildungsschranken gegen arme Studenten mit der Gemeinwohlverpflichtung des Staates, den aufkommenden bürgerlichen Leistungs- und Verteilungsprinzipien sowie dem Nützlichkeitsdenken. Das neue Arbeitsethos und der Umbau des Armenregimes in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bedienten sich einer gesteigerten Repression und einer Verächtlichmachung nicht arbeitender Armer, die als selbstverschuldete und daher »unwürdige« Arme galten.¹⁰² Sie mündeten in der Ausgrenzung als unnütze Last und amoralische Müßiggänger.

Für einen Zugang der Armen zur Universität hatte sich hingegen 1718 der Theologe Johann Georg Walch unter Berufung auf das natürliche Recht und religiöse Vorstellungen ausgesprochen. Die Armen sollten angehalten werden, die Universitäten zu besuchen, wenn sie »ein gutes Naturell, das ist die nötige Fähigkeit des Verstandes, und eine sonderbare Neigung zum studieren« mitbringen.¹⁰³ Sie seien »[z]ur Erkenntniß der gelehrten Wissenschaften [...] verpflichtet«.¹⁰⁴ Dadurch solle »das persönliche Glück und das der Gesellschaft« befördert werden.¹⁰⁵

Entgegen diesen fortschrittlichen Bestrebungen der Frühaufklärung in der Ständegesellschaft wollte Michaelis ein halbes Jahrhundert später die traditionell relativ frei-zügigen Teilhaberechte des Einzelnen auf Universitätsbildung aus verschleierten bürgerlichen Klasseninteressen beseitigen. Diese erschienen im Gewand des Gemeinwohls. Arme sollten vom Studieren abgeschreckt und weniger Leistungsfähige durch verschärzte Prüfungen ausgeschlossen werden. Der geistige Boden wurde früh bereitet, um in der zugespitzten Lage von der Landesregierung 1793 in eine Politik des offenen Rechts-

¹⁰² Vgl. Gerhard K. Schäfer, Geschichte der Armut im abendländischen Kulturkreis, in: Ernst-Ulrich Husster, Jürgen Boeckh, Hildegard Mogge-Grotjahn (Hrsg.), Handbuch Armut und Soziale Ausgrenzung, Wiesbaden, 2. überarbeitete und erweiterte Auflage 2012, S. 257–278, hier S. 267, zuerst 2008; vgl. Manfred Rudersdorf, »Das Glück der Bettler«. Justus Möser und die Welt der Armen. Mentalität und soziale Frage im Fürstbistum Osnabrück zwischen Aufklärung und Säkularisation, Münster 1995, S. 318 f.

¹⁰³ Johann Georg Walch, Entwurf der allgemeinen Gelehrsamkeit und Klugheit zu studiren [...], Leipzig 1718, S. 19.

¹⁰⁴ Artikel »Gelehrsamkeit«, in: Johann Georg Walch, Philosophisches Lexicon [...], Leipzig, 2. erweiterte und verbesserte Auflage 1733, Sp. 1162–1170, hier Sp. 1166.

¹⁰⁵ Ebd.

bruchs gegen die Universitäten verwandelt zu werden, noch bevor das Reich 1806 als Garant der alten Ordnung von der politischen Bühne abgetreten war.

Das aufsteigende Bildungsbürgertum, für dessen Interessen sich Michaelis einsetzte, grenzte sich gegen Aufsteiger von »unten« und Wirtschaftsbürger von »oben« ab. Es wollte den Zugang zur Universität und ins akademische Berufssystem für sich allein beanspruchen. Dagegen hatte die Frühaufklärung eine Selbstfindung und Entfaltung der persönlichen Anlagen aller Gesellschaftsmitglieder gefordert. Die Freiheit des Bildungszugangs war eine Voraussetzung und ein grundlegendes Element der Befreiung des Einzelnen aus Unwissenheit und Unmündigkeit. Bildung eröffnet Lebenschancen und ermöglicht gesellschaftliche Teilhabe. In der Zurückweisung der humanistischen und emanzipatorischen Ziele der Aufklärung durch Michaelis deutete sich bereits eine Vertiefung des Widerspruchs zwischen Individuum und Gesellschaft wie auch zwischen Ideal und Wirklichkeit an, die den Rückzug in die Romantik und nach 1830 das spät-bürgerliche und antiaufklärerische Denken kennzeichnen sollten.

In den 1780er-Jahren verschärften sich in Deutschland die sozialen Gegensätze und eine Neigung zu Unruhen wurde spürbar.¹⁰⁶ Die beruflichen Zukunftsaussichten der jugendlichen Bildungsschicht hatten sich weiter verschlechtert und die schwindenden Erwerbsmöglichkeiten bei gleichzeitig steigenden Lebenshaltungskosten erzeugten Bedrängnis und große soziale Not. Die politischen Ereignisse in Frankreich seit 1789 und die Häufung von Tumulten der Studenten in Leipzig (1787, 1789, 1790, 1791 u. 1792) wurden von der Regierung als Vorboten und mögliche Auslöser größerer Auseinandersetzungen sehr ernst genommen.¹⁰⁷ Diese inneren und äußeren Momente gaben den Anstoß für die nun deutlich zunehmende landesherrliche Verordnungstätigkeit über die Universitäten.¹⁰⁸ Der Kurfürst ordnete an: die Beobachtung der Studierenden, die

106 Vgl. Horst Schlechte, Die Staatsreformen in Kursachsen 1762–1763. Quellen zum kursächsischen Rétablissement nach dem Siebenjährigen Kriege (Schriftenreihe des Sächsischen Landeshauptarchivs Dresden 5), Berlin 1958, S. 9.

107 Schubert, Untersuchung (Anm. 1), S. 86f.; UAL, Gerichtsamt IV 126, Die von einigen Studenten auf dem Gute Schönfeld verübten Excesse und erregten Unruhen betr., 1787; dergl. Gerichtsamt IV 127; ebd., Gerichtsamt IV 128, Die von einigen Studiosen im Ranstädter Thore allhier beim Einlaß verübten Excesse betr., 1789; ebd., Gerichtsamt IV 132, Die bei Gelegenheit der auf den Dörfern in diesem Jahr entstandenen Unruhen, ergangenen Rescripte und Mandate betr., 1790; ebd., Gerichtsamt IV 135, Die von einigen Studiosen erregten Unruhen betr., 1791; ebd., Gerichtsamt IV 140, Den am 22. Juli 1792 beim Einlaß im Petersthör vorgefallenen Excess betr., 1792.

108 StA D, 10088 Oberkonsistorium, Loc. 1779, Die Einschärfung derer in Beziehung auf das Verhalten der Studiosorum zu Leipzig ergangenen Vorschriften samt was dem anhängig, 1792–1810; UAL, Gerichtsamt IV 211, Acta die zu Erhaltung unter den Studiosis ergangene gnädigste Verordnungen und hierauf entworfene Gesetze betr., 1792–1793, Bl. 94–109; ebd., Gerichtsamt IV 210, Acta die gnädig anbefohlene Bedeutung der Studiosorum auf die Duelle, Spiele, Tumult und Polizey Mandate betr., 1790; ebd., Gerichtsamt IV 213, dergl. 1798; ebd., Rektor Rep. II/ IV 003, Acta Verordnung, die Handhabung der Disciplin namentlich dem Verbindungswesen gegenüber, 1792; Codex Augusteus, Rescript die Wiederholung und Einschärfung der, in Beziehung auf das Verhalten der Studiosen, ergangenen älteren Vorschriften betr. v. 26.11.1792, 2. Forts. (1805), Teil 1, Sp. 245–248; ebd., Rescript an

Zusammenarbeit von Rat, Universität und Garnison, den Einsatz der Miliz bei Tumulten, die Verfolgung verdächtiger Zusammenkünfte und Aufläufe, das Verbot des Tragens landsmannschaftlicher Zeichen, das Verbot des Wohnens der Studenten auf den Dörfern, in den Vorstädten und Gärten sowie die Aufstellung eines *Logis-Protocols* der Universitätsverwandten.¹⁰⁹

Das kursächsische *Mandat wegen Qualificirung junger Leute zu künftiger Dienstleistung* von 1793 wurde ein bedeutender Einschnitt.¹¹⁰ Es raubte den Universitäten die Freiheit, über die Aufnahme neuer Universitätsbürger selbst zu entscheiden. Bis dahin hatte die Empfehlung eines Präzeptors der Universität genügt, um immatrikuliert zu werden. Nun wurden Zeugnisse von Schulen unvermeidlich, welche die Studierfähigkeit und »sittliche« Eignung bescheinigten.¹¹¹ Der Universität wurde vom Staat vorgeschrieben, wen sie aufnehmen durfte. Eine eventuell unzureichende schulische Vorbildung konnte nun durch privaten Unterricht an der Universität nicht mehr aufgeholt werden. Mangelhaft vorbereitete Studenten schieden aus.

Das Mandat von 1793 sollte die Leistungs- und Anpassungsfähigkeit der Bewerber auf öffentliche Stellen durch gesteigerte Anforderungen erhöhen.¹¹² Wie es Michaelis vorgeschlagen hatte, wurden damit benachteiligte Schichten von den Universitäten und vom Bildungserwerb abgedrängt. Sie sollten in ihrer sozialen Herkunft verbleiben. Die Studierendenfrequenz in Leipzig ging weiter kräftig zurück.¹¹³ Das landesherrliche Mandat von 1793 wurde unter Berufung auf das Staatswohl und unter Rückgriff auf den Platonismus (»Jedem das Seine«) als gerechtfertigte Notwendigkeit dargestellt.¹¹⁴ Das Studium von Bildungsstudenten ohne Immatrikulation *ipso jure pro academicis*, wie es der Rezess von 1721 zwischen Rat und Universität erlaubt hatte, wurde damit abgeschafft.¹¹⁵

Die Krise der alten Gesellschaft wurde von den bürgerlichen Reformkräften genutzt, um das Immatrikulationsrecht, das sich auf die Statuten und Privilegien der akademischen Korporation stützte, in entscheidenden Punkten aufzuheben.¹¹⁶ Damit wurden

die Universität Wittenberg, die zu Erhaltung guter Ordnung unter den Studiosen zu beobachtenden Vorschriften betr. v. 26.11.1792, Teil 1, S. 249–254; ebd., Rescript an die Universität Leipzig, wegen des nämlichen Gegenstandes v. 26.11.1792, Teil 1, Sp. 253–260; ebd., Befehl die Ordensverbindungen der Studenten auf Universitäten betr. v. 14.01.1793, Teil 1, Sp. 259 f.; ebd., Befehl die Ordens-Verbindungen auf Universitäten betr. v. 07.01.1795, T. 1, Sp. 263 f.; Walter Friedensburg (Bearb.), Urkundenbuch der Universität Wittenberg, Teil 2: 1611–1813, Magdeburg 1927, S. 495–499 u. 507–509.

¹⁰⁹ StA D, 10088 Oberkonsistorium, Loc. 1779, Einschärfung (Anm. 108), Bl. 9–13 u. 26; UAL, Rektor Rep. II/ IV 003, Verordnung (Anm. 108), Bl. 1–3.

¹¹⁰ Codex Augusteus, Mandat wegen Qualificirung junger Leute zu künftiger Dienstleistung v. 27.02.1793, 2. Forts. (1805), Teil 1, Sp. 3–8.

¹¹¹ Ebd.

¹¹² Ebd.; vgl. Schubert, Untersuchung (Anm. 1), S. 88–96.

¹¹³ Ebd., S. 265.

¹¹⁴ Vgl. ebd., S. 90, 92.

¹¹⁵ Vgl. ebd., S. 114.

¹¹⁶ Vgl., ebd., S. 295.

die Grundlagen universitärer Eigenständigkeit im Zuge der bürgerlich-staatlichen Umwälzungen unterminiert.¹¹⁷ Die Aufklärungsrhetorik, so resümiert der Rechtshistoriker Michael Stolleis über das Vorgehen der Reformer, hat ganz wesentlich zum Abbau ständischer Regeln beigetragen, indem »sich das Unrecht in den Mantel der ›Staatsräson‹ oder des ›Gemeinwohls‹ hülte und wie leicht auf diese Weise Rechtsschranken durchbrochen, Recht und Moral absichtsvoll vermischt und das Eigeninteresse durch sprachliche Taschenspielertricks kaschiert werden konnten«.¹¹⁸

Die bürgerliche Kritik an den alten Universitäten kam 1801 auch aus den eigenen Reihen der ordentlichen Professoren, die den Kurfürsten zu weiteren Eingriffen gegen die korporative Verfasstheit ermunterten: »Im Verhältnis zu dieser beträchtlich verminderten Zahl der Studirenden scheint die Zahl der Lehrenden [...] in der juristischen und philosophischen Facultät zu sehr zugenommen zu haben [...] Da die Universität selbst und jede Facultät insbesondere, vermöge ihrer Verfassung und ohne persönliche Ungerechtigkeit, es kaum verhindern kann, daß jeder, der den vorgeschriebenen Weg einschlägt, sich zum Lehrer aufwirft, so [...] bitten [wir], [...] die Zahl der ausserordentlichen Professoren [...] herabsinken zu lassen.«¹¹⁹

Wer Graduierungen vorweisen konnte, vermehrte oft auf der Suche nach Einkommen die große Zahl der prekären akademischen Lehrer besonders an der juristischen und philosophischen Fakultät. Vor dem Hintergrund stark rückläufiger Studentenziffern und bei noch dazu abnehmender finanzieller Ausstattung der Studierenden hatte die etablierte universitäre Oberschicht der ordentlichen Professoren ein großes Interesse entwickelt, die unzähligen privaten akademischen Lehrer als lästige Konkurrenz ihrer kostenpflichtigen Vorlesungen dauerhaft abzuschütteln, um der spürbaren Abnahme ihrer Einkommen entgegenzuwirken. Die Professoren forderten vom Landesherrn widerrechtliche Eingriffe gegen die Verfassung der Universität, um die »so ungeheure Menge Privatdocenten« in Leipzig zu vermindern.¹²⁰ Ihre eigennützigen, stark materiellen Separatinteressen kaschierten sie geschickt: Sie beriefen sich in ihrer Argumentation auf ihre Professionalität, auf die bürgerliche Leistungs- und Verteilungsgerechtigkeit und auf Gemeinwohlinteressen, denen sie »mit gutem Gewissen« scheinbar »zum Nutzen« und als »heilsame Verbeckerungen« gegen das »Unwesen« der vielen Privatdozenten an der Universität dienten.¹²¹ Das akademische Lehramt würde angeblich einen »barbarischen Misbrauch« durch »Ignoranten« erleiden, das jugendliche Alter der Privatdozenten trage dazu bei. Eine »strenge Aufsicht«

117 Vgl., ebd.

118 Michael Stolleis, *Staat und Staatsräson in der frühen Neuzeit. Studien zur Geschichte des öffentlichen Rechts*, Frankfurt am Main 1990, S. 11.

119 UAL, Rektor Rep. I/ I 065, Acta die den Herren Ober-Consistorial Praesidenten bey den allhier gehaltenene Local-Untersuchungen zu machenden Vorträge, 1801, Bl. 16 v.

120 Ebd., Bl. 4 f.

121 Ebd., Bl. 5 r.

über die Privatdozenten sollte eingerichtet werden.¹²² Die Professoren als öffentliche Lehrer wären durch »wieljährigen Fleis« zur bevorzugten Ausübung der Lehrtätigkeit besser qualifiziert.¹²³ Der Soziologe Pierre Bourdieu urteilt, dass der »hohe Schuladel« in der bürgerlichen Gesellschaft »mit dem Staat im Bunde [steht], dessen ›höheren Interessen‹ er – im Namen der Idee von der Aufopferung im ›Dienst der Allgemeinheit‹ – in dem Maße dient, wie er damit seinen eigenen Interessen dient«.¹²⁴

Die akademische Oberschicht der ordentlichen Professoren erwies sich aus bürgerlich-elitären Eigeninteressen als aktive Kraft der Klassenspaltung an der Universität und begünstigte dadurch deren Auslieferung an den Landesherrn, statt solidarisch den traditionellen korporativen Zusammenhalt zu stärken und die Hochschule gegen alle inneren und äußere Angriffe zu verteidigen. Arrivierte Professoren trieben den bürgerlichen Umbau an der Universität auf Kosten der Masse des akademischen Prekariats voran, das vom Kreis seiner akademischen Schüler und damit als Bildungsproduzent von seinen Produktionsmitteln und Einkommensquellen abgeschnitten wurde. Die Verfassung der alten Universität wurde lange vor ihrer Beseitigung 1830 in ihren Grundlagen ausgehöhlt.

In den genannten städtischen Verzeichnissen der in Bürger-Häusern wohnenden Herren *Studiosorum*, welche die Musterschreiber des Rats verfertigten, wurden die Studierenden der Universität gezählt und nach verschiedenen Gruppen aufgeschlüsselt.¹²⁵ Im Jahr 1797 findet sich im Anschluss an eine solche Zählung und Klassifizierung die Anmerkung: »25 gehen hiervon ab [...] weil sie keine Collegien mehr hören u. theils habilitirte Magister seyn.«¹²⁶ Ältere Studierende, die kaum noch Vorlesungen besuchten, aber dennoch oft ihre Studien für sich weiter pflegten, wurden jetzt nicht mehr als Studierende anerkannt. Auch die Zahl der Magister ist in den Listen nun jedes Jahr deutlich niedriger als zuvor.¹²⁷ Das bürgerliche Exklusionsmuster grenzte fortan »bejahrte« Studenten und *Magister legens* als Studierende aus. An der Universität Jena sind ähnliche Ausgrenzungsprozesse zu beobachten, die schließlich zu Änderungen der Immatrikulationsbestimmungen führten. Eine Neudefinition des akademischen Bürgerstatus sonderte dort 1814 ältere Studierende und Graduierte aus, die keine Dozenten waren.¹²⁸ Ein moderner Studentenbegriff begann sich auszuprägen und beschränkte den Kreis der »wirklich« Studierenden auf die leistungsfähige und ungebundene jugendliche Bildungsschicht.

122 Ebd., Bl. 5, 16.

123 Ebd., Bl. 5r.

124 Pierre Bourdieu, *Der Staatsadel* (édition discours 31), Konstanz 2004, franz. 1989, S. 458.

125 StadtAL, Tit. VII C 151, Verzeichnisse (Anm. 63).

126 Ebd., Bl. 112.

127 Ebd., Bl. 112–199.

128 Vgl. Joachim Bauer, *Die Universität Jena zwischen Tradition und Reform*, in: Gerhard Müller, Klaus Ries, Paul Ziche (Hrsg.), *Die Universität Jena. Tradition und Innovation um 1800*. Tagung des Sonderforschungsbereichs 482: »Ereignis Weimar-Jena. Kultur um 1800« vom Juni 2000 (Pallas Athene. Beiträge zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte 2), Stuttgart 2001, S. 47–62, hier S. 60.

Im Jahr 1799 begann in Leipzig der Ökonomieprofessor Friedrich Gottlob Leonhardi wie auch Moritz Cruciger bei der Zählung die »wirklichen« von den »veralte[n] Studenten« zu unterscheiden.¹²⁹ Ältere, verheiratete und weniger leistungsfähige Studierende, beschäftigungslose Akademiker und »unwürdige« Arme sowie »Müßiggänger« und unzureichend Angepasste gerieten unter Abwertungsdruck. Sie galten als moralisch zweifelhaft, wurden geschmäht und stigmatisiert, da ihr Verhalten dem bürgerlichen Leistungsdenken und den nun gültigen Verteilungs- und Verwertungsprinzipien zuwiderließ.

»[A]lte oder verheirathete Studenten« seien, so diffamierte sie Cruciger, wie »überreife Früchte, die entweder zusammenschrumpfen und vertrocknen, oder an langsamer Fäulung dahin sterben.«¹³⁰ »Eine zweite Art Academiker sind Pflastertreter, die von sparsamen Renten leben, und eine dritte, Hasardspieler, welche entweder die Inscription erschlichen, oder zu ihrem löslichen Handwerk mitgebracht haben.«¹³¹

Cruciger griff die Universität und insbesondere ihren großen prekären Rand ehrverletzend an und gab sie der öffentlichen Verachtung preis. Akademische »Pflastertreter« verbrachten den Tag nur mit geschäftigem Müßiggange auf den Gassen und fallen der Allgemeinheit als Arme zur Last.¹³² Studentische »Glücksritter« hätten ihre Immatrikulation zu Unrecht erhalten oder wären eigentlich Handwerker, die als Studierende unwürdig waren. Cruciger behauptete weiter, die verheirateten Studierenden verzichteten durch ihre Familiengründung scheinbar selbst »auf jedes Amt im Staate, weil eine lange Erfahrung lehrt, daß sie keins bekommen. Man kann solche Leute, die sich aufs Kinderzeugen legen, nicht wohl leiden.«¹³³ Er hielt ihnen eine eingeschränkte Leistungsfähigkeit vor und rechtfertigte damit ihre Diskriminierung. Seine tiefe Verachtung gegen die scheinbar überflüssigen und minder fleißigen Schichten an der Universität speiste sich aus seinem Standesdünkel als Vertreter des Bildungsbürgertums. Die soziale Identität und der »Wert« des Einzelnen begann immer mehr von der Stellung im Erwerbsprozess abhängig zu werden. Für einen Studierenden wurden sie nur dann positiv antizipiert, wenn dieser Aussichten auf eine gelehrte Beschäftigung erkennen ließ.

Am Ausgang des 18. Jahrhunderts lässt sich eine Ausbreitung und Verfestigung des bürgerlichen Ausgrenzungsmusters gegen arme Studierende und unterprivilegierte Akademiker in Leipzig beobachten: Die besitzenden und etablierten Schichten, die »Vornehmen« und das Bildungsbürgertum wandten sich gegen soziale Aufsteiger und das akademische Prekariat. Die Jugendlichkeit der Privatdozenten diente den Professoren als

129 Vgl. Friedrich Gottlob Leonhardi, Geschichte und Beschreibung der Kreis- und Handelsstadt Leipzig nebst der umliegenden Gegend, Leipzig 1799, S. 277.

130 Moritz Cruciger, Leipzig im Profil. Ein Taschenwörterbuch für Einheimische und Fremde, Solothurn 1799, S. 6.

131 Ebd.

132 Vgl. Artikel »Der Pflastertreter«, in: Johann Christoph Adelung, Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart, Band 3 (1798), S. 736.

133 Cruciger, Leipzig (Anm. 130), S. 6.

Vorwand, ihnen das Recht abzusprechen, akademische Lehrer zu sein. Die jungen Studierenden wurden gegen die älteren ausgespielt, ebenso die Leistungsstärkeren gegen die Leistungsschwächeren, die Ungebundenen gegen die Verehelichten sowie die Angepassten gegen die Unangepassten. Die bereits verbürgerlichten Studenten in Leipzig fühlten sich den traditionellen »Burschen« und »Renommisten«, die es in Jena und Halle noch etwas länger gab, moralisch überlegen. Der alte genossenschaftliche und der neue bürgerliche Studententyp verachteten und bekämpften sich. In den Erscheinungen zeichneten sich bereits die Grundprinzipien der Klassenspaltung und Exklusion ab, die später in der entwickelten kapitalistischen Gesellschaft vorherrschen. Das »wirkliche« Studieren im Sinn des Ausgrenzungsmusters wurde auffallend häufig betont.¹³⁴ Es erscheint als Auslesekriterium für die Zählung von Studenten: »Nach [...] Abrechnung der Akademiker, welche keine Vorlesungen mehr besuchen, [gab es 1821] 1102 wirklich Studirende in Leipzig«.¹³⁵ Akademiker, die ihre Studien für sich trieben, galten nicht mehr als »wirkliche« Studierende. Die moderne Universität vergab auch bald kein akademisches Bürgerrecht mehr, das man zuvor meist zeitlebens erhalten hatte. Sie kennt nur angestellte Mitarbeiter und Dozenten sowie lernende Studenten. Letztere scheiden aus der Hochschule spätestens mit der Beendigung ihrer Studiums aus. Der meist stillschweigende Übergang vom Status des »temporären« Studenten zum »bleibenden« akademischen Bürger, der sich dauerhaft in der Universitätsstadt niedergelassen hat, sich von seinen Studien »nährt« und diese oft weiter pflegt, verschwand. Die anpassungsfähige Vielfalt und Einheit der studentisch-gelehrten Lebensart zwischen den Polen von Lernen, Lehren und Anwenden der Studien im städtischen Raum ging verloren. Die dagegen enge Eingrenzung und Normierung der Zugehörigkeit zur Universität zeigt sich im modernen Studentenbegriff. Die Unschärfe und die Überschneidungen im Gebrauch der Bezeichnungen für die Erscheinungsformen akademischen Daseins wurden beseitigt. Die begrifflichen Repräsentanzen wurden eindeutig und klar, sie schlossen einander aus.

Das bürgerliche Ausgrenzungsmuster wurde in den Immatrikulationsbestimmungen des Mandats von 1793 sowie in den Studentengesetzen von 1822 und 1835 als Rechtsnorm verankert. Die Neufassung der akademischen Gesetze für Studierende von 1822 spiegelt den weitgehenden Verlust der universitären Selbstbestimmung wider.¹³⁶ Die erstmals in einem Gesetzeskorpus zusammengeführten Einzelbestimmungen für Studierende bekräftigten im § 1 zunächst den seit 1605 geltenden Grundsatz, dass nur die Immatrikulation beim Rektor und der anschließende Vorlesungsbesuch eine rechtskräftige Verleihung der akademischen Bürgerrechte als Student gewährten.¹³⁷ Die Regelung

¹³⁴ An vielen Stellen in den neuen Studierendengesetzen: *Rector et concilium civibus s[uis], Gesetze für die Studirenden auf der Universität Leipzig, Lipsiensis 1822, §§ 1, 2, 5, 7, 8 u. 9.*

¹³⁵ Blike auf Akademien und Universitäten, in: *Augsburger Allgemeine Zeitung* 112 (1822), S. 445f., hier S. 445.

¹³⁶ *Rector, Gesetze (Anm. 134), § 1.*

¹³⁷ *Ebd., § 1.*

von 1793, Schulzeugnisse bei der Immatrikulation vorlegen zu müssen, wurde konkretisiert.¹³⁸ Verheiratete durften grundsätzlich nicht mehr immatrikuliert werden.¹³⁹ Studenten, die durch ihr unangepasstes Verhalten aufgefallen waren, mussten abgewiesen werden.¹⁴⁰ »Kundbarer Unfleiß und ausschweifende Lebensart« genügten, um von der Universität entfernt zu werden.¹⁴¹ Fast drei Viertel (!) der insgesamt 197 Paragraphen galten 1822 der Bestrafung bei Vergehen. Der hohe Anteil verweist auf die verschärfte Verfolgung freiheitlicher Bestrebungen an den Universitäten durch die Karlsbader Beschlüsse. Es drohten neben empfindlichen disziplinarischen und strafrechtlichen Maßnahmen eine Mitteilung an die Eltern und Vormünder, der Entzug von Stipendien und Benefizien sowie eine dauerhafte gesellschaftliche Ausgrenzung durch Ehrenverlust und Schmälerung der Zeugnisse. »Alle Studirende sollen des Zwecks ihres akademischen Lebens stets eingedenk seyn, sich blos den Wissenschaften widmen, und durch unanständiges, ordnungswidriges Betragen, durch Müßiggang, Laster und Verbrechen sich nicht entehren.«¹⁴²

Durch Beschluss der Bundesversammlung wurde 1835 allen Universitäten in Deutschland die Einrichtung von Immatrikulationskommissionen vorgeschrieben.¹⁴³ Damit wurde ein Verfahren der »staatlichen Zulassung« zum Studium an den Hochschulen institutionell verankert und gleichzeitig wurden die Zugangsvoraussetzungen verschärft. »Der angehende Student trat vor den ranghöchsten königlichen Beamten des Leipziger Kreises, den Kreisdirektor, vor den Rector Magnificus und den Universitätsrichter. Sie bildeten die Immatrikulationskommission.«¹⁴⁴ Wer auf die Universität ging, schreibt Hartmut Zwahr, war nur noch ein Ansuchender und Bittsteller.¹⁴⁵ Der Student hatte die Freiheit verloren, die Universität und die Stadt zunächst kennenzulernen und selbstbestimmt aus eigener Anschauung sich für oder gegen das Studium in Leipzig zu entscheiden. Er musste sich innerhalb weniger Tage in Leipzig immatrikulieren. Der Zugang und die Dauer der Zugehörigkeit zur Universität wurden nun von vielen rigiden Vorschriften eingeengt und von behördlichen Entscheidungen abhängig.¹⁴⁶ Die Studentengesetze, die mit dem polizeilichen Meldewesen verschränkt worden waren, setzten den Studenten 1835 eine knappe Frist von nur noch zwei Tagen,

138 Ebd., § 3 u. 4.

139 Ebd., § 6.

140 Ebd., § 4.

141 Ebd., § 55.

142 Ebd., § 54.

143 UAL, Rektor Rep. I/I 081, Acta die Gesetze für die Studirenden auf der Universität Leipzig und einige allgemeine Verordnungen, 1835–1853, Bl. 11.

144 Hartmut Zwahr, Im Übergang zur bürgerlichen Gesellschaft. Von der Universitätsreform bis zur Reichsgründung 1830/31–1871, in: Ders./Jens Blecher (Hrsg.), Geschichte der Universität Leipzig. 1409–2009, Band 2: Das neunzehnte Jahrhundert 1830/31–1909, Leipzig 2010, S. 19–551, hier S. 185.

145 Vgl. ebd.

146 [Universität Leipzig], Gesetze für die Studirenden auf der Universität Leipzig, Leipzig 1835, § 10.

um sich nach Ankunft in Leipzig zur Immatrikulation zu melden.¹⁴⁷ »[A]cht Tage nach dem vorschriftsmäßigen Beginnen der Vorlesungen« wurden die Einschreibelisten geschlossen.¹⁴⁸

Der Einzelne musste auf dem Weg ins akademische Berufssystem für jede Bildungsstufe zugelassen werden. Zunächst zum Gymnasium, dann zum Studium und schließlich zum Amt des Pfarrers, des Richters und des Arztes. Berufsausübung bedeutete, berechtigt zu sein. Zeugnisse wurden zum entscheidenden Instrument, um den Zugang zu regulieren. Sie dokumentierten lückenlos den Stand der Leistungsfähigkeit und die erfolgreiche Anpassung eines Bewerbers. Der moderne Staat schuf ein umfassendes und von ihm kontrolliertes Berechtigungswesen. Das Gymnasium sicherte das bürgerliche Bildungsprivileg gegen soziale Aufsteiger, Arme, Unangepasste und weniger Leistungsfähige.

Der in Leipzig frühzeitig auftretende verbürgerlichte Student wurde ehrgeizig, brav und beschränkt.¹⁴⁹ Die Studenten sanken bis 1830 als »politische Corporation zu völiger Nullität herab«.¹⁵⁰ Dazu trugen nicht wenig die soziale Auslese bei gesteigerten Leistungs- und Verhaltensanforderungen, die Moralisierung und die politische Unterdrückung an den Universitäten bei.

Das von seinen formalen Voraussetzungen recht freizügige traditionelle System des Zugangs zu höherer Bildung in der Ständegesellschaft, das sich, basierend auf mittelalterlich-ständischen Verhältnissen, an den Universitäten im Ringen der korporativen, städtischen und landesherrlichen Kräfte herausgebildet hatte, wurde als Ergebnis staatlicher Eingriffe und bürgerlicher Umwälzungen endgültig 1835 mit der Aufrichtung des staatlich kontrollierten, unumgänglichen Abiturs im Deutschen Bund beseitigt.¹⁵¹ Der nun stark eingeschränkte Kreis der Universitätsangehörigen wurde im Vormärz politisch scharf kontrolliert, hatte seine einstigen Sonderrechte verloren und war auf den Status gewöhnlicher Angehöriger der Stadtgemeinde herabgesunken. Am Ende waren die Universitäten eine »Veranstaltung des Staates« geworden, wie es in den Universitätsstatuten hieß.

147 Ebd., § 8.

148 Ebd.

149 Vgl. Degenhard Pott, Detlev Prasch [Pseudonym], *Vertraute Briefe über den politischen und moralischen Zustand von Leipzig*, London 1787, S. 47; vgl. [Anonym], *Neue Beschreibung von Leipzig. Ein Handbuch für Fremde u. Einheimische, welche die Merkwürdigkeiten und Umgebungen dieser Handelsstadt näher kennen und ihren Aufenthalt zwekmässig benutzen wollen*. Mit einer Vorrede von F. G. Leonhardi, Professor der Oekonomie zu Leipzig, Leipzig 1806, S. 78; vgl. Ferdinand Stolle, *Das neue Leipzig nebst einer Kreuzthurminspiration über Dresden*, Leipzig 1834, S. 80f.

150 Ebd.

151 Schubert, Untersuchung (Anm. 1), S. 295.

Johann Gottfried Seume und seine Mitschüler an der Nikolaischule 1779–1780

Rekonstruktion eines Schülerlebens. Sozialprofil einer Schülerelite

Georg Meyer-Thurow

Als Johann Gottfried Seume im Juni 1779 als 16-jähriger Bauernsohn und Halbwaise an der Leipziger Nikolaischule aufgenommen wurde, deren Schüler er für gut 1 1/4 Jahr blieb, war nicht abzusehen, dass er später einmal zu den berühmtesten Absolventen dieser Schule gehören sollte. Zu verdanken hatte Seume diese spätere Prominenz einer Reihe von Faktoren: seiner faszinierend-eigenwilligen, manchem Zeitgenossen mit empfindsamem Gemüt geradezu furchterregenden Persönlichkeit¹, seinem außergewöhnlich abenteuerlichen Leben, in dessen Verlauf es ihn in den unterschiedlichsten Lebensrollen quer durch Europa und darüber hinaus bis an die Ostküste Nordamerikas verschlug,² und schließlich dem Ruhm, den er sich als Dichter und Schriftsteller erwerben sollte, wozu die in seinen Werken dokumentierte Haltung des aufgeklärt-gelehrten Bürgers nicht weniger beitrug als seine Fabulier- und Formulierungskunst, der er ein bis heute anhaltendes Interesse des Lesepublikums verdankt.³

Kein Wunder, dass Johann Gottfried Seume schon in frühen, um 1840 verfassten handschriftlichen Aufzeichnungen zur Geschichte der Nikolaischule Aufnahme in ein »Verzeichnis berühmter oder merkwürdiger Zöglinge« gefunden hatte.⁴ Im Jahr 1863 veranstaltete die Nikolaischule unter dem Rektorat von Karl Friedrich Nobbe (1791–1878) zum Gedenken an den 100. Geburtstag Seumes eigens eine öffentliche Feierstunde, um, wie es im Bericht des Leipziger Tageblatts hieß, »einen ihrer merkwürdigsten

1 »Die meisten«, schrieb der als Verfasser des Librettos des »Freischütz« heute noch bekannte Schriftsteller Friedrich Kind am 10. November 1804, »stellen sich Seume als halben Menschenfresser« vor. Zitiert nach dem Auszug dieses Briefes in dem Versteigerungskatalog: Sammlung Oskar Planer-Lützen, Berlin 1932, S. 60.

2 »Der Mann«, so stellte der Künstler und spätere Direktor der Leipziger Kunstakademie Veit Hanns Schnorr von Carolsfeld seinen Freund Seume 1803 einem Berliner Bekannten vor, »hat außerordentliche Schicksale gehabt.« Zitiert nach dem Auszug aus einem Brief Schnorrs vom Februar 1803 in: Oskar Planer, Camillo Reißmann, Johann Gottfried Seume, Geschichte seines Lebens und seiner Schriften, Leipzig 1898, S. 435.

3 Das Interesse an Person und Werk schlägt sich in ständigen Neuauflagen seiner wichtigeren Werke ebenso wie in der eindrucksvollen Reihe der ihm gewidmeten Biogramme und Biografien nieder.

4 »Nachträge bis zum Jahr 1840« zu der vom Tertius der Thomasschule Johann Gottlob Hofmann (1719–1797) verfassten, als Manuskript überlieferten »Historischen Beschreibung der Nicolaischule« (Stadtarchiv Leipzig [im Folgenden: StadtAL], Stift. VIII C Nikolaischule, Nr. 96), Bl. 164–166r und 177f.



Gedenktafel am ehemaligen Gebäude der Nikolaischule, Nikolaikirchhof (Foto Birgit Röhling, Markkleeberg)

Zöglinge ihrer Jugend als Muster auszuzeichnen«.⁵ Und heute wird auf der Gedenktafel, die am ehemaligen Gebäude der Nikolaischule am Nikolaikirchhof angebracht ist, immer noch Seumes gedacht, als einzigm von allen Schülern, die im Verlauf des 18. Jahrhunderts diese Schule besucht haben. Dass Seume in der 2012 erschienenen Festschrift zur 500-Jahrfeier der »Nikolaitana« als eine der herausragenden »Persönlichkeiten der Schulgeschichte« gewürdigt wird, erscheint nur folgerichtig.⁶

Was Seume während seiner Schulzeit erlebte, hat er im autobiographischen Teil seiner Lebenserinnerungen geschildert, die ergänzt und bearbeitet nach seinem Tod 1813 unter dem Titel »Mein Leben« erschienen sind.⁷ Wer immer bis heute über diese frühen Lebensjahre Seumes berichtet, schöpft aus dieser Quelle⁸ – und fischte im Trüben. Denn Seumes schnell populär gewordenen, in zahlreichen Anthologien nachgedruckten

5 Vgl. dazu: Georg Meyer-Thurow, Ein Rückblick aus gegebenem Anlass: Seume Gedenkfeiern in Leipzig 1863, in: Obolen. Mitteilungen der Johann-Gottfried-Seume-Gesellschaft zu Leipzig e.V. 25 (2014), S. 26–30, Zitat S. 26.

6 Frank Fehlberg, Florian Friedrich (Hrsg.), 500 Jahre Nikolaitana. Beiträge und Dokumente zu einer Leipziger Schulgeschichte, Beucha 2012, S. 44f., 52 (zu Seume).

7 Johann Gottfried Seume, Mein Leben. Zitiert nach der Ausgabe in: ders., Werke in 2 Bänden, hrsg. von Jörg Drews, Band 1, Frankfurt am Main 1993, S. 9–153.

8 Das gilt im Kleinen für den in der 2012 erschienenen Festschrift der Nikolaischule enthaltenen Abriss von Seumes Leben: Fehlberg, Friedrich, Nikolaitana (Anm. 6), S. 52. Das gilt im Großen für die 2005 erschienene Biographie Seumes von Eberhard Zänker (Johann Gottfried Seume. Eine Biographie, Leip-

Kindheits- und Jugenderinnerungen sind kein wahrheitsgetreuer Lebensabriss, sondern ein apartes Gespinst aus Tatsachenbericht und Lügenmärchen, durchmischt mit zahlreichen Erinnerungsfehlern, geprägt vom spürbaren Willen zur Selbstinszenierung und ohne Scheu vor kalkulierter Legendenbildung.⁹

Höchste Zeit, Seumes erzählte Lebensgeschichte und deren Nacherzählungen durch Biografen und Essayisten anhand des verfügbaren Quellenmaterials einer Überprüfung zu unterziehen, von manchen Irrtümern, Halbwahrheiten und Erfindungen zu befreien und nicht zuletzt dort zu ergänzen, wo sich Seume vielsagend ausschweigt. Der Versuch einer Annäherung an Seumes tatsächliches, wenn man so will »wahres« Leben als Schüler der Nikolaischule, soweit sich dieses aus den überlieferten historischen Quellen rekonstruieren lässt, ist deshalb ein Ziel des vorliegenden Beitrags. Der erste Teil ist ihm gewidmet. Im zweiten Teil dieses Beitrags sollen die Mitschüler Seumes, genauer: diejenigen Schüler der Nikolaischule, die als Sekundaner und Primaner gemeinsam mit Seume in einer Klasse auf ein akademisches Studium vorbereitet worden sind, als Gruppe in die Untersuchung einbezogen werden, was nicht nur Aufschluss über das soziale Profil einer Leipziger Schülerroute im späten 18. Jahrhundert gibt, sondern auch erlaubt, Seumes Platz im Mikrokosmos dieser Schülergemeinschaft präziser zu bestimmen.

Dabei stützt sich die folgende Untersuchung zum einen wesentlich auf die Bestände der Nikolaischule im Stadtarchiv Leipzig, die nicht nur umfangreich, sondern auch gut erschlossen sind,¹⁰ und zum anderen auf Informationen zu den Lebenswegen von Seumes Mitschülern, die aus einer Vielzahl gedruckter wie archivalischer Quellen zusammengetragen worden sind. Sie kann, das sei vorab einschränkend angemerkt, weder auf weitere Lebenserinnerungen von Seumes Mitschülern noch auf sonstige sog. Ego-Dokumente beteiligter Schüler und Lehrer, d. h. Briefe, Tagebücher oder andere private

zig 2005), der das in Archiven überlieferte reichhaltige Quellenmaterial zur Lebensgeschichte Seumes so gut wie vollständig ignoriert.

9 Vgl. für die Kindheitsgeschichte Seumes den Beitrag: Georg Meyer-Thurow, Das »wahre« Leben des Johann Gottfried Seume. Eine Annäherung. Teil I: Kindheit und Jugend in Poserna und Knautkleeberg, 1763–1777. Mit drei Anhängen, in: Gabi Pahnke (Hrsg.), »Hier sitze ich wieder in meiner Klause«. Der Sachse Seume und seine (Wahl-)Heimat Leipzig, Bielefeld 2013, S. 11–45. Zu einem anderen Lebensabschnitt Seumes: Georg Meyer-Thurow, Über Dichtung und Wahrheit in Seumes Lebensbericht. An Beispielen aus Seumes hessischer Rekrutenzzeit. Nebst einem Anhang, in: Jörg Drews, Gabi Pahnke (Hrsg.), »Weimar ist ja unser Athen.« Mit Seume in Weimar, Bielefeld 2010, S. 13–36.

10 StadtAL, Stift. VIII C Nikolaischule. Mein Dank gilt allen Mitarbeitern des Stadtarchivs für ihre Hilfsbereitschaft. Zur Geschichte der Nikolaischule dieser Jahre vgl. immer noch: Hans Voigt, Zur Geschichte der Nikolaischule im 18. Jahrhundert, Leipzig 1893, und Otto Kaemmel, Geschichte des Leipziger Schulwesens vom Anfange des 13. bis gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts (1214–1846), Leipzig 1909, sowie die entsprechenden Abschnitte bei: Detlef Döring, Jonas Flöter (Hrsg.), Schule in Leipzig (Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Leipzig 2), Leipzig 2011 und Thomas Töpfer, Die »Freyheit« der Kinder. Territoriale Politik, Schule und Bildungsvermittlung in der vormodernen Stadtgesellschaft. Das Kurfürstentum und Königreich Sachsen 1600–1815 (Contubernium 78), Stuttgart 2012.



Friedrich Wilhelm von Hohenthal. Porträt auf der Gedenkmedaille zu dessen 50-jährigem Freimaurerjubiläum 1813 (Deutsches Freimaurermuseum Bayreuth, Inv.-Nr. 10370)

Aufzeichnungen aus den Jahren 1779/80, zurückgreifen. Es scheint sie, so der heutige Kenntnisstand, nicht zu geben.¹¹

Eine weitere Einschränkung bleibt noch zu machen; mit Rücksicht auf die Quellenlage und mit Blick auf den hier zur Verfügung stehenden Platz wird sich dieser Beitrag im ersten Teil auf vier Punkte konzentrieren, in denen verschiedene Abschnitte bzw. Aspekte von Seumes Leben an der Nikolaischule behandelt werden sollen: 1. der Wechsel an diese Schule; 2. Seumes Verhältnis zu seinen Mitschülern; 3. Seumes Umgang mit seinen Lehrern und 4. Seumes »Entfernung« von dieser Schule¹², mit der sein Schülerleben endete und das Studentenleben begann.

Seumes Wechsel an die Nikolaischule in Leipzig

Nach mehr als zwei Jahren an der Lateinschule in Borna hielt es der dortige Rektor der Schule Johann Friedrich Korbinsky für angebracht, bei Seumes »Gönner« auf dessen »Entfernung« von der Lateinschule zu drängen, da Seume, wie dieser in seinen Lebenserinnerungen berichtet, nunmehr seine »Zeit besser anwenden könne und müsse«. Nach Seume traf daraufhin der damalige Besitzer der Rittergüter in Lauer und Knauthain, der

¹¹ Das einzige bekannte handschriftliche Zeugnis Seumes aus dieser Zeit gilt als verschollen. Siehe dazu das annotierte Verzeichnis von Seumes Gedichten, das Dirk Sangmeister verdienstvollerweise zusammengestellt hat, in: ders., Seume und einige seiner Zeitgenossen. Beiträge zu Leben und Werk eines eignsinnigen Spätaufklärers (Deutschlands achtzehntes Jahrhundert, Studien 2), Erfurt 2010, S. 497–553, S. 544 Nr. 176.

¹² So Seume in: Mein Leben (Anm. 7), S. 52.

Freiherr Friedrich Wilhelm von Hohenthal, mein »Wohltäter und Erzieher«, wie Seume ihn nannte, die Entscheidung, Seume an die Nikolaischule in Leipzig zu schicken.¹³

Seumes Vormund, der Knautkleeberger Schmied Christoph Heinrich Neumeister, nach dem Tod von Seumes Vater im Jahr 1776 rechtlich verantwortlich für sein Mündel und dessen Werdegang, scheint hierbei keine Rolle gespielt zu haben. Seume erwähnt ihn weder hier noch an anderer Stelle mit auch nur einem Wort, weshalb dieser, nebenbei bemerkt, auch von den Biografen Seumes bis heute schlichtweg übersehen worden ist.¹⁴

Nach der üblichen Aufnahmeprüfung durch den Rektor der Nikolaischule Georg Heinrich Martini schrieb sich Seume am 30. Juni 1779 in die Matrikel der Nikolaischule ein, wurde in die Sekunda versetzt und erhielt unter den elf Sekundanern der Schule den vorletzten Platz zugewiesen.¹⁵ Warum Seume zur Nikolaischule geschickt worden ist, lässt sich nach jetzigem Kenntnisstand nicht feststellen. Seumes Vormundschaftsakten sind nicht überliefert. Ein privater Nachlass des Freiherrn von Hohenthal oder anderer am Entscheidungsprozess Beteigter hat sich bislang nicht auffinden lassen. Seumes eigene Ausführungen tragen zur Klärung nicht bei, im Gegenteil: sie stiften eher Verwirrung.

»Lieber wäre ich«, heißt es in seinen Erinnerungen, an die Fürstenschule Pforta gegangen, weil »Klopstock dort gewesen war und einige meiner alten Kameraden sich dort befanden.«¹⁶ Ob Klopstocks Vorbild für den 16-jährigen Seume schon ein Motiv gewesen sein könnte, sich an die Fürstenschule Pforta zu wünschen, sei dahingestellt. Für das Berufsziel Dichter scheint es noch ein wenig früh. Seumes Wunsch, gemeinsam mit alten Freunden die Schullaufbahn fortzusetzen, klingt vordergründig plausibel; die Begründung hat nur einen Haken. Sie hält einer Überprüfung nicht stand.

Alte Kameraden Seumes finden sich in Pforta nicht, weder aus Poserna noch aus Knauthain und auch nicht aus Borna. Die Söhne des Rektors Korbinsky, mit denen Seume in Borna in familienähnlicher Gemeinschaft aufgewachsen war, setzten ihre Schulausbildung an der Thomasschule in Leipzig fort. Mitschüler Seumes von der Lateinschule in Borna, die ein Studium aufnehmen wollten oder sollten, wechselten an die Fürstenschule in Grimma. Nach Pforta führt keine einzige Spur.¹⁷

13 Hierzu ebd., S. 35–40, Zitate S. 35, 39.

14 Der Hinweis auf ihn erstmals bei: Meyer-Thurow, Das »wahre« Leben (Anm. 9), S. 37f.

15 Seumes Immatrikulationseintrag in: StadtAL, Stift. VIII C Nikolaischule, Nr. 163 (Namen der auf die Nikolaischule aufgenommenen Schüler 1766–1795), Bl. 23, Nr. 161. Das Schülerverzeichnis: StadtAL, Stift. VIII C Nikolaischule, Nr. 154, Bl. 119.

16 Seume, Mein Leben (Anm. 7), S. 40.

17 So das Ergebnis einer Durchsicht der Schulmatrikel der Fürstenschule Pforta für die Jahre 1773–1780: Carl Friedrich Heinrich Bittcher, Pförtner Album, Leipzig 1843, S. 373ff. Von Borna nach Grimma wechselten allein in den Jahren 1778/79 vier Schüler, die verzeichnet sind in: Albert Fraustadt, Grimmenser-Stammbuch, Meißen 1900, S. 468f. Als Schüler der Thomasschule ließen sich die beiden erstgeborenen Söhne Korbinskys Carl Heinrich (von 1771 bis 1778) und Christian Friedrich (von 1773



Nikolaikirchhof mit der (durch Pfeile markierten) Nikolaischule, Lithographie von Adolph Werl, um 1860 (Stadtgeschichtliches Museum)

Das einzige triftige Argument, das nach der Logik von Seumes Lebenserzählung gegen den Besuch der Nikolaischule gesprochen hätte, führt Seume merkwürdigerweise nicht an. Die Erwartungen seiner Familie, seiner Erzieher und Gönner, so erzählt Seume und so erzählen ihm seine Biografen nach, hätten sich darauf gerichtet, ihn zum Theologen ausgebildet zu sehen. »Man wollte«, schrieb Seume zu Anfang des 19. Jahrhunderts einmal, »mit aller Gewalt mich zum Pfeiler der Kirche machen.«¹⁸

Worüber sich Seume ausschweigt, ist die Tatsache, dass die Nikolaischule weder für ein nach orthodoxem Verständnis gottgefälliges Leben noch für die Vorbereitung auf das Theologiestudium ein sonderlich geeigneter Ort war. Die Schüler lebten nicht abge-

bis 1780) identifizieren. Es steht zu vermuten, dass auch die beiden nachgeborenen Söhne Korbinskys, die 1780 bzw. 1783 ihr Studium an der Universität Leipzig aufgenommen haben, die Thomasschule besucht haben. Ein Nachweis ließ sich bislang nicht führen. Im Verzeichnis aller Bornenser, »welche die akademische Laufbahn betreten«, fehlen merkwürdigerweise alle Söhne Korbinskys. Es befindet sich in: Robert Wolfram (Bearb.), Chronik der Stadt Borna, Borna 1886, S. 358–368, 452.

18 Nach einer handschriftlichen autobiographischen Notiz, die Seume im Jahr 1803 für den als Dichter bekannt gewordenen Friedrich Matthisson verfasst hat. Vgl. dazu ausführlich Sangmeister, Seume (Anm. 11), S. 408–411, Zitat S. 409.

schottet in einem Alumnat, sondern konnten sich frei in der Stadt bewegen und waren unbeaufsichtigt ausgesetzt allen Verführungen des städtischen Lebens. Die »Gleichgültigkeit gegen die Pflichten der Religion« war, wie der Rektor der Schule Georg Heinrich Martini am Ende jenes Schulhalbjahres klagte, in dem Seume die Schule verlassen hatte, unter den Schülern eine weit verbreitete Haltung.¹⁹ Unter den Lehrern fanden sich ausgesprochene Gegner von überlieferten Kirchendogmen und theologischer Orthodoxie.

Auch ihrem Selbstverständnis nach war die Nikolaischule keine Ausbildungsstätte für Theologen. Hebräisch z. B. wurde an ihr nicht gelehrt, da es unter ihren Schülern für diese dem Theologiestudenten unerlässliche Sprache kein ausreichendes Interesse gab.²⁰ Daher strebten die Absolventen der Nikolaischule in der Regel auch kein Theologiestudium an. Von allen identifizierbaren Mitschülern Seumes, die in Prima und Sekunda gemeinsam unterrichtet worden sind, machten nur zwei die Theologie zu ihrem Beruf.²¹

Wer immer, diese Folgerung drängt sich auf, die Nikolaischule für Seume auswählte, hat sich dabei nicht von der Absicht leiten lassen, Seume im Bann orthodoxer Rechtsgläubigkeit zu halten und auf ein Theologiestudium festzulegen. Im Kreis gleichgesinnter angehender Theologiestudenten befand sich Seume an dieser Schule jedenfalls nicht. Stellt sich die Frage nach den Mitschülern Seumes und nach dem Verhältnis, das er zu ihnen hatte.

Seumes Verhältnis zu seinen Mitschülern

Die Zahl der Mitschüler Seumes, zu denen hier alle Schüler der gemeinsam in einem Klassenraum unterrichteten Prima und Sekunda gezählt werden, lässt sich nur näherungsweise bestimmen. Zwar liegen für den Zeitraum vom Herbst 1779 bis zum Herbst 1780 drei halbjährlich erstellte Schülerlisten vor.²² Doch sind diese Verzeichnisse unvollständig und ungenau. Aus zwei Gründen: zum einen erfassen diese Listen nur die sog. »ordentlichen« Schüler der Nikolaischule, während die »außerordentlichen«, jene also, die als Externe lediglich an ausgewählten Schulstunden teilnahmen, sich nur dann identifizieren lassen, wenn sie anlässlich von speziellen Schulakten in den regelmäßig

19 StadtAL, Stift. VIII C Nikolaischule, Nr. 142 (Berichte von den Hauptbegebenheiten der Stadtschule zu Nicolai, 1761–1795), Bl. 74. Dazu ausführlicher noch unten Anm. 52.

20 So wenigstens der seit 1777 an der Schule unterrichtende, spätere Rektor der Schule Gottlieb Samuel Forbiger, der in einem 1799 erstellten Bericht über die »Verfassung und Einrichtung der Nikolaischule in Leipzig« festhielt: »Hebräisch wird nicht öffentlich gelehrt, weil ... immer kaum 2 oder 3 sind, welche Theologie studiren wollen.« StadtAL, Stift. VIII C Nikolaischule, Nr. 165, Bl. 4.

21 Der spätere Pfarrer der Nikolaikirche in Leipzig Karl Gottfried Bauer (1765–1842) und der spätere Superintendent zu Torgau Friedrich Leberecht Koch (1761–1837). Kurzinformationen zu beider Lebensweg finden sich in: Reinhold Grünberg (Bearb.), Sächsisches Pfarrerbuch, II. Teil, 1. Abteilung, Freiberg 1840, S. 33, 446.

22 StadtAL, Stift. VIII C Nikolaischule, Nr. 154, Bl. 118f., 120f.

erstellten handschriftlich überlieferten Schulnachrichten namentlich aufgeführt worden sind,²³ zum anderen sind für die Schüler nur die genauen Aufnahmedaten bekannt, während ihr Schulabgang nur summarisch am Ende eines Halbjahres festgehalten wurde. Die Bestimmung des genauen Zeitpunkts, an dem Schüler die Schule verließen, ist schlichtweg unmöglich und der Immatrikulationseintrag an der Universität Leipzig deshalb keine Hilfe, weil die Einschreibung an der Universität nicht selten weit vor dem tatsächlichen Studienbeginn erfolgte.²⁴

Die folgenden Zahlen sind deshalb nur Näherungswerte. Sie schließen alle Schüler ein, von denen die Schulunterlagen ausweisen, sie könnten mit Seume gemeinsam in einer Klasse dem Unterricht an der Nikolaischule beigewohnt haben.²⁵ Danach betrug die offizielle Klassenstärke von Herbst 1779 bis Herbst 1780 16 bzw. 17 Schüler, worunter sich jeweils elf Sekundaner und fünf bzw. sechs Primaner befanden. Insgesamt dürfte sich die Gesamtzahl der Mitschüler Seumes im Zeitraum von Juni 1779 bis Herbst 1780 auf 33 belaufen haben. Es war ein kleiner durchaus überschaubarer Kreis. Von diesen Mitschülern nennt Seume in seinen Lebenserinnerungen namentlich mehr oder weniger beiläufig fünf, die in späteren Jahren in Leipzig als Buchhändler, Universitätsprofessoren oder Ratsherren eine prominente Rolle spielen sollten.

Das wäre nicht weiter erwähnenswert, gäbe es nicht zwei Auffälligkeiten. Erstens ist einer der angeführten Mitschüler, der Buchhändler Sommer, von dem Seume eine amüsante Schulanekdote zu berichten weiß, zu Seumes Zeiten kein Schüler der Nikolaischule mehr gewesen. Er hatte diese Schule bereits zum Ende des Jahres 1777 verlassen.²⁶ Und zweitens fehlt ausgerechnet jener Mitschüler Seumes, mit dem dieser in

23 Zur Unterscheidung vgl. Forbigers »Verfassung und Einrichtung« (Anm. 20), Bl. 1. Als »außerordentliche« ließen sich zu Seumes Zeit drei Schüler ausfindig machen: der von Seume als Mitschüler genannte Heinrich Blümner und die beiden Söhne des Ratsherrn, zeitweiligen Bürgermeisters und Vorstehers der Nikolaischule Carl Gottfried Winckler: Carl August und Gottfried Ludwig Winckler.

24 So sind z. B. die beiden eben genannten Brüder Winckler bereits am 23. November 1778 an der Universität Leipzig immatrikuliert worden, der eine im Alter von 11, der andere im Alter von 13 Jahren. Ein anderes Beispiel: Der im November 1778 an der Nikolaischule aufgenommene Friedrich Nikolaus Zerener, der erst 1781 von der Schule abging, hatte sich bereits am 30. Juni 1779 an der Universität Leipzig immatrikuliert. Die Immatrikulationseinträge in: Georg Erler (Hrsg.), *Die jüngeren Matrikel der Universität Leipzig 1559–1809, Band 3: Die Immatrikulationen vom WS 1709 bis zum WS 1809, Leipzig 1909*, S. 460, 471.

25 Deshalb sind auch die drei im Herbst 1780 aus der Tertia in die Sekunda aufgerückten Schüler, die zu Michaelis 1780 mit Seume zusammen als Sekundaner im Schülerverzeichnis geführt werden, in die Untersuchung einbezogen worden. Dass sie tatsächlich noch zusammen mit Seume, der sich am 9. Oktober 1780 in die Matrikel der Universität Leipzig eintrug, am Unterricht teilhatten, ist zumindest nicht auszuschließen.

26 Seumes Erzählung in: ders., *Mein Leben* (Anm. 7), S. 40 f. Als Mitschüler Seumes geistert Sommer seither durch die Seume-Literatur bis hin zu: Sangmeister, Seume (Anm. 11), S. 442. Tatsächlich hat Sommer die Nikolaischule gegen Ende 1777 als Primaner verlassen müssen, da er seinen erkrankten Vater im Buchdruckereigeschäft vertreten musste. Vgl. zu seinem Lebenslauf: *Leipziger gelehrt Tagebuch auf das Jahr 1788*, [hrsg. von Johann Georg Eck], Leipzig o.J., S. 7 f.

engster Freundschaft verbunden gewesen sein will. Von ihm wissen wir allein durch ein im Schlossmuseum Lützen in der sog. »Sammlung Planer« überliefertes undatiertes handschriftliches Gedicht Seumes, auf das Dirk Sangmeister erst vor kurzem aufmerksam gemacht hat.²⁷

Es dürfte sich bei dem dort genannten »Schulze«, dem »Freund, an dem vom ganzen Ring / so innig meine Seele hing«,²⁸ um Johann Gottlob Schulz(e) handeln, der 1777 an die Nikolaischule gekommen war, 1779/80 mit Seume in der Sekunda saß, sich im Mai 1780 an der Universität Leipzig immatrikulierte und im Leipzig der 1780er-Jahre als Dichter, seriöser Autor, Skandalschriftsteller und ebenso leichtfertiger wie bedenkenloser Halldri und Übeltäter zweifelhaften Ruhm erlangte.²⁹

In diesem in Gedichtform gegossenen Rückblick auf die Freuden seines Leipziger Schülerlebens feiert Seume seinen mit Schulz(e) geschlossenen Freundschaftsbund als Vereinigung zweier von Freiheit schwärmender Freigeister und sich an anakreontischer Dichtung berauschender Schöngeister, die sich in jugendlichem Überschwang fern aller Fesseln wussten, die orthodoxe Rechtgläubigkeit oder Schulregeln ihnen auferlegten. Auf diese Freundschaft in seinen Lebenserinnerungen zurückzukommen schien Seume offenkundig nicht opportun. Er begnügt sich mit einer kryptischen, bis heute unverstandenen Andeutung, die einem beneideten Klassennachbarn gilt, der Verse »so fließend und rieselnd hervor brachte«, wie es Seume einfach nicht gelingen wollte.³⁰

Ob es diese Freundschaft in der von Seume geschilderten Form gab, entzieht sich mangels weiterer verfügbarer Quellen der Überprüfung. Grund zu Zweifeln könnte es geben, da sich nachweisen lässt, dass Schulz(e) schon 1780 einen sehr engen, für viele Jahre fortbestehenden Freundschaftsbund mit einem anderen Schüler der Nikolaischule geschlossen hatte, der seinerseits in Seumes gedichtetem Rückblick auf die Schülerzeit nicht vorkommt.³¹ Das soll hier nicht weiter interessieren. An dieser Stelle ist nur wich-

27 Erstmals gedruckt bei Sangmeister, Seume (Anm. 11), S. 477–482 mit ausführlichen, im Detail nicht immer stimmigen und ergänzungsbefürftigen Erläuterungen: ebd., S. 386–399.

28 Zitiert nach ebd., S. 480.

29 Vgl. für einen ersten Überblick ebd., S. 386–399 mit, wie schon erwähnt, korrekturbedürftigen Angaben.

30 Seume, Mein Leben (Anm. 7), S. 45. In diesem bewunderten Versemacher Johann Gottlob Schulz(e) zu vermuten, liegt nahe, da er der einzige Mitschüler Seumes war, dem es schon in den frühen 80er-Jahren gelungen war, regelmäßig Gedichte an prominenter Stelle zu veröffentlichen. Siehe dazu für die Jahre ab 1782 den bei Schwickert in Leipzig erscheinenden »Leipziger Musenalmanach«, der ab 1784 als »Musenalmanach oder poetische Blumenlese« firmiert, sowie den in Göttingen bei Johann Christian Dietrich erschienenen »Musen-Almanach« für 1783 und 1784. Späterhin stellte Schulz(e) das Verseschmieden ein und versuchte sich neben der Produktion von Schmäh- und Skandalschriften auch an seriöseren Arbeiten, die ihm im Jahr 1805 nicht nur den Magistertitel, sondern auch den Rang eines »poetus laureatus caesareus« der Universität Wittenberg eintrugen. Siehe die Angaben in: Fritz Juntke (Bearb.), *Album Academiae Vitebergensis. Jüngere Reihe*, Teil 3: 1710–1812, Halle 1966, S. 429.

31 Es handelt sich um den am 20. Oktober 1777 an der Nikolaischule aufgenommenen, aus Leipzig gebürtigen Samuel Christian Roeper. Der erste Hinweis auf dessen enge Verbindung mit Schulz(e) findet sich in einer Akte des Universitätsgerichts Leipzig, datiert auf den 29. Juni 1780, in: Universitätsarchiv

tig, dass Seume sich offenkundig im Kreis seiner Mitschüler aufgenommen, aufgehoben und verstanden fühlte und an dem zwischen ihnen stattfindenden »Wetteifer des Fleißes«³² engagiert teilnahm. Es ist kein Grund erkennbar, weshalb sich Seume an der Nikolaischule als Fremdkörper gefühlt haben sollte. Von Auseinandersetzungen zwischen den Schülern ist nirgendwo die Rede. Das Verhältnis zu seinen Mitschülern wirkt weitgehend intakt. Zu einer Reihe von ihnen hielt er im späteren Leben noch beruflich oder privat Verbindung.³³ So weit, so gut – wenn nur nicht, aber das geht ja vielen Schülern so, wenn nur nicht die leidigen Lehrer gewesen wären.

Über Seumes Umgang mit den Lehrern der Nikolaischule

Unterrichtet wurden, wie oben schon erwähnt, die Schüler von Prima und Sekunda gemeinsam in einem Klassenraum, in dem sie auf das Universitätsleben vorbereitet werden sollten. Den Unterricht erteilten vier Lehrer. Seumes Umgang mit diesen Lehrern fiel sehr unterschiedlich aus.

Den Kantor, der gleichzeitig den mathematischen Unterricht an der Nikolaischule erteilte, den Magister Johann Gottlob Behringer, erwähnt er gar nicht. Vom Tertius, dem Magister Johann Nicolaus Hübschmann, gerühmt für seine Kenntnisse moderner Sprachen, zeichnet er in knappen Strichen ein Porträt, das eher einer Karikatur ähnelt: ein Mann mit einem auf »Kirmissen« erworbenen »großen Bierbaß«, der sich dem »Allotria« seiner Schüler nur mit gelegentlichen Donnerwettern zu erwehren wusste: »Lumina mundi [Leuchten der Welt] wollt ihr werden; ja, ihr Hollunken, lumpenhundi werdet ihr sein« und der dabei »mit Hand und Fuß und Buch das morsche Katheder« bearbeitete.³⁴

Ähnlich kurz angebunden, nur ein wenig freundlicher geht Seume mit dem Korrektor der Schule um, dem Sohn eines Leipziger Pfarrers und Absolventen der Leipziger Universität, dem Magister Gottlieb Samuel Forbiger, der sein Amt am 15. Mai 1777 mit knapp 26 Jahren angetreten hatte. Für ihn, den »wackeren Forbiger«, fiel als einzi-

Leipzig GA IV, 246 (Denunciationes de Anno 1779), Bd. 2, Bl. 79. Zu deren späterer gemeinschaftlicher Produktion von Schmähsschriften in Leipzig und deren unrühmliche Rolle bei der Aufdeckung der Umtriebe der von Carl Friedrich Bahrdt gestifteten »Deutschen Union« vgl. Sangmeister, Seume (Anm. 11), S. 391–398.

³² Seume, Mein Leben (Anm. 7), S. 41.

³³ So stattete Seume bei einer seiner Wanderungen 1798 Johann Georg Christian Höpfner in Eisleben einen Besuch ab. Gottfried Heinrich Schäfer wird 1801 Nachfolger Seumes als Korrektor beim Leipziger Buchhändler und Verleger Georg Joachim Göschen. Beide werden von Seume in seinen Erinnerungen erwähnt. Beide wurden außerordentliche Professoren der Universität Leipzig.

³⁴ Seume, Mein Leben (Anm. 7), S. 41. Hübschmann war, was Seume der energiegeladenen Anekdotenerzählung zuliebe unterschlägt, ein seit längerer Zeit schwer kranker, knapp 50-jähriger Mann, der am 20. August 1782 verstarb.

gem der Lehrer Seumes etwas mehr Lob ab. Weitausebreitete »Kenntnisse« in »vielen Fächern« bescheinigte ihm Seume und »eine ernsthafte gründliche Methode«, im »Griechischen« zumindest.³⁵

Ein anderer Schüler der Nikolaischule, der zehn Jahre nach Seume in die Sekunda eintrat, bestätigte dieses Lob nicht nur, sondern fand sehr viel wärmere Worte der Verehrung für diesen Lehrer und machte darüber hinaus auf eine Seite Forbigers aufmerksam, über die Seume kein Wort verliert. Forbiger sei, so der spätere Professor der Medizin, Karl Friedrich Burdach, in seinem 1848 publizierten »Rückblick auf mein Leben« ein »freisinniger« Theologe gewesen, der sich nicht gescheut habe, seinen Schülern vorzutragen, dass »viele Dogmen der Kirche spätere Zusätze sind, die dem Geiste der christlichen Religion zuwiderlaufen«, dass »selbst in den Lehren Jesu und der Apostel Stellen vorkommen, welche mit den Principien der Vernunft und sogar dem Neuen Testamente im Widerspruche stehen« und dass die »Dreieinigkeit, der Teufel, die Erbsünde und der Versöhnungstod« zu den »vom wirklichen Christenthume zu unterscheidenden Dogmen« gehören.³⁶

Von solcher Konfrontation mit entschiedener Religionskritik, vorgetragen mit der Autorität des gelehrten Lehrers, ist bei Seume kein Wort zu lesen. Sollte Seume die aufgeklärte Haltung Forbigers gänzlich entgangen sein? Nicht auszuschließen, doch kaum anzunehmen. Eher steht zu vermuten, Seume habe Forbiger unverblümt vorgetragene Kritik überliefelter Glaubenssätze bewusst verschwiegen. Dazu unten mehr.³⁷

Sehr viel ausführlicher widmet sich Seume dem Rektor der Schule, dem habilitierten Magister Georg Heinrich Martini, dem er zubilligt, »ein guter Altertumsforscher« gewesen zu sein,³⁸ an dem er darüber hinaus, wie es so schön heißt, kein »gutes Haar« lässt. Seumes Schilderungen seiner Auseinandersetzungen mit Martini, der seine akademische Ausbildung an der Universität Leipzig absolviert hatte und nach einer Zwischenstation in Altenburg 1775 im Alter von 53 Jahren aus Regensburg an die Nikolaischule berufen worden war,³⁹ füllen mehrere Seiten seiner Autobiografie. Seumes Kritik entzündet

³⁵ Ebd., S. 41, 54.

³⁶ Karl Friedrich Burdach, *Rückblick auf mein Leben. Selbstbiographie*, Leipzig 1848. Die Schilderung seiner Schulzeit: S. 34–46, Zitate S. 34, 40. Für die Wertschätzung, die Forbiger unter Seumes Mitschülern genoss, spricht auch die Tatsache, dass sich 1824 anlässlich des 50-jährigen Magisterjubiläums Forbigers noch acht der Mitschüler dazu bekannten, dessen »dankbare ehemalige Schüler« zu sein, darunter trotz der Forbiger nachgesagten Freisinnigkeit Archidiakone, Superintendenten und Domherrn. Siehe: Dem Herrn M. Samuel Gottlieb Forbiger, Rector der Nicolaischule in Leipzig zur Fünfzigjährigen Feier der Magister-Würde seine dankbaren ehemaligen Schüler. Am 4. März 1824, Leipzig 1824.

³⁷ Siehe S. 97f.

³⁸ Seume, *Mein Leben* (Anm. 7), S. 43.

³⁹ Zu ihm der Nachruf in: *Leipziger Gelehrtes Tagebuch auf das Jahr 1794*, hrsg. von Johann Georg Eck, Leipzig o.J., S.89–92 (mit ausführlichem Schriftenverzeichnis); informativer, weil ehrlicher, der Nachruf in: Friedrich Schlichtegroll (Hrsg.), *Nekrolog auf das Jahr 1794. Enthaltend Nachrichten von dem Leben merkwürdiger in diesem Jahr verstorbener Deutschen* 5 (1796) 2, S. 371–378. Nur sehr knapp die Notiz in der *Allgemeinen Deutschen Biographie*, Band 20, München, Leipzig 1884, S. 509.

sich bereits bei der ersten Begegnung an der Art, in der Martini ihn vor Aufnahme in die Schule einer Prüfung unterzieht. Sie zielt weiter auf Martinis Umgangsformen und dessen Behandlung der Schüler, stellt Martinis Charakter in Frage, macht Martinis sprachliche Kompetenzen verdächtig und bemängelt immer wieder dessen unangemessene pedantische Lehrmethoden. Kurzum: »Schulmann« sei Martini »in einem kaum erträglichen Maße« gewesen.⁴⁰

Ein Gutteil dieser Kritik findet sich auch in Burdachs Erinnerungen wieder.⁴¹ Nur vom Geiz, den Seume Martini zum Vorwurf macht, weiß Burdach nichts. Seume dagegen weiß davon ausführlich zu erzählen: Martini, so berichtet Seume, ging mit dem Holz, das der Schule für die Heizung der Klassen und Wohnräume im Winter zugeteilt war, äußerst sparsam um. Die Klassen seien, wie Seume ironisch anmerkt, »nicht über-warm« gewesen. Seumes Mitbewohner in der Nikolaischule, Untermieter des Rektors, ließ man »vor Frost in den Dachstuben zittern«⁴². Also griffen sie zur Selbsthilfe, Seume voran.

Ihr Versuch, sich selbst zu versorgen und heimlich Holzvorräte in ihren Zimmern anzulegen, sei vom Rektor entdeckt und unterbunden worden. Von nun an sei das Holz hinter einem Lattenverschlag unter Verschluss genommen worden, dessen Latten dem räuberischen Elan Seumes nicht standhielten; dann sei das Holz in einem verschlossenen Raum untergebracht worden, für den sich glücklicherweise passende Schlüssel fanden; und letztendlich sei das Holz im Keller in Sicherheit gebracht worden, was den Holzdiebstahl allerdings nicht verhindern konnte, sondern nur erschwerte, da es nun galt, das Holz drei Treppen hoch unbemerkt hinaufzutragen.⁴³ Eine pikant-amüsante Geschichte, fürwahr, aber wahr? Diese Frage wird sich, solange sich keine weiteren Aussagen beteiligter Zeugen finden, kaum beantworten lassen. Dennoch scheinen ein paar Zweifel angebracht.

Das von Seume geschilderte Versteckspiel mit ständig wechselnden Aufbewahrungs-orten fürs Holz klingt deshalb unglaublich, weil die schiere Menge des der Schule jährlich gelieferten Holzes ständige Umschichtungen schlichtweg unmöglich gemacht haben dürfte. Zur Verfügung gestellt wurden der Schule im Jahr »20 Klafter langes Holz, 14 Klafter hartes und 6 Klafter weiches«, das waren in Leipzig je nach Scheitlänge des Holzes mindestens 74 Kubikmeter Holz. Der Menge gemäß war das für die Nikolaischule vorgesehene Holz nicht an einem einzigen Ort untergebracht, sondern auf verschiedene Räume und Behältnisse verteilt worden: vom Holzstall im Hof der Schule über eine Holzkammer, die vom Seiteneingang der Schule aus erreichbar war, bis hin zu Holz-Behältern, die sich im Flur der Schule befanden, einer Schutz-Säule im dritten

40 Dazu Seume, *Mein Leben* (Anm. 7), S. 40–46, 49–53, Zitat S. 40.

41 Burdach, *Rückblick* (Anm. 35), S. 34f.

42 Die Zitate aus: Seume, *Mein Leben* (Anm. 7), S. 42.

43 Die Erzählung ebd.

Geschoss, an der Holz zwischengelagert werden konnte, und einem »Bret-Verschlag zu Holtze« auf dem ersten Boden im Dach.⁴⁴

Ein Motiv für Martinis vorgeblichen Geiz lässt sich auch nicht ausmachen. Denn das Holz, das Martini für die Schule zur Verfügung stand, wurde ihm kostenlos von der Stadt zur Verfügung gestellt. Es war nicht knapp bemessen, sondern wurde, wie einem späteren Bericht Forbigers zu entnehmen, so großzügig zugeteilt, dass sich in normalen Wintern Vorräte anlegen ließen für Zeiten extremerer Kälte. Holzknappheit und Holzkosten dürften für den Rektor der Schule kein spürbares Problem dargestellt haben.⁴⁵

Deshalb scheint mit guten Gründen zu vermuten, dass Seume hier seiner immer wieder einmal zu beobachtenden Lust nachgibt, sich für erfahrene oder eingebildete Unbill durch kleine ressentimentgeleitete Gemeinheiten zu revanchieren,⁴⁶ die er in munter dahergeplauderte Klatsch- und Tratschgeschichten wie der vom Nikolaitaner-Holzkleinkrieg verpackt. Oder ist wirklich glaubhaft, Martini habe es gewagt, die Söhne des für die Nikolaischule verantwortlichen Ratherren der Stadt Leipzig in den Klassen oder den Protégé des Freiherrn von Hohenthal in seiner Dachstube frieren zu lassen?

Im Lebenslauf, der zu Seumes Magisterexamen im »Leipziger gelehrten Tagebuch auf das Jahr 1792« veröffentlicht worden ist, hat Seume den Lehrern der Nikolaischule noch ganz artig gedankt, weil sich die Herren »Martini und Forbiger um ihn verdient« gemacht hätten (S. 10f.). In seinen Lebenserinnerungen klingt es anders. Die ständigen Auseinandersetzungen zwischen dem Rektor Martini und dem sich in der Rebellenpose sichtlich gefallenden Seume hätten ihm, so bedeutet er dem Leser, den Aufenthalt an dieser Schule verleidet. Nach etwa 15 Monaten bat er um seine »Entfernung« von der Schule. Dem Wunsch wurde entsprochen.

Seumes »Entfernung« von der Nikolaischule

Ein im Unterricht öffentlich ausgetragener Disput zwischen Seume und Martini, der in des Rektors Drohung gipfelte, Seume in den Karzer zu werfen, soll Seume zur Bitte veranlasst haben, die Schule umgehend verlassen zu dürfen. Zwei Professoren der Universität seien gebeten worden, seine Fähigkeiten zu überprüfen, mit positivem Ausgang

⁴⁴ Zur Holzmenge siehe das Promemoria des Rektors Forbiger vom 3. Februar 1825 mit Angaben für die Zeit vor dem Jahr 1820. StadtAL, Stift. VIII C Nikolaischule, Nr. 4 (Faszikel verschiedener die Nicolai-Schule betr. Schriften), Bd. 1, Bl. 167. Zur Aufbewahrung des Holzes die Angaben in dem »Inventarium über das Schul-Gebäude zu St. Nicolai alhier, das am 9. July 1775 aufgestellt worden ist«: Stadt AL, Stift. VIII C Nikolaischule, Nr. 141, Zitat Bl. 13.

⁴⁵ Vgl. das in Anm. 44 zitierte »Promemoria« Forbigers, Bl. 167: »es blieb nach einem gewöhnlichen Winter noch etwas Weniges übrig, was für andere härtere Winter aufbewahrt werden konnte«.

⁴⁶ Vgl. für einen ähnlich gelagerten Umgang Seumes mit dem Leipziger Ratsherrn und Besitzer des Ritterguts Lauer, Romanus Teller, den Beitrag: Georg Meyer-Thurow, Johann Gottfried Seume in Knautkleeberg. Ein Entrümpelungsversuch, in: Leipziger Blätter 61 (2012), S. 40f.

offenkundig, denn er erhielt daraufhin die Erlaubnis, sich an der Universität einzuschreiben. Ein wenig »zu früh«, habe der Konrektor Forbiger befunden, während Martini ihn, in Seumes Worten, »mit Kälte und Würde« entließ, ohne »weitere Empfindlichkeiten zu äußern«.⁴⁷

Sichtbare Auszeichnungen sind Seume während seines Aufenthalts an der Nikolaischule nicht zuteil geworden. In der Rangfolge der Sekundaner rückte er zwar langsam vor, vom zehnten auf den sechsten, dann auf den dritten Rang, doch war dieser Aufstieg nur dem Ausscheiden vor ihm platziert Schüler zu verdanken. Öffentliche Reden zu besonderen Anlässen durfte er in der Schule nicht halten. Stipendien, die der Nikolaischule für ihre Schüler zur Verfügung standen, scheint er nicht erhalten zu haben. Belohnungen solcher Art sind keine zu vermelden.⁴⁸

Kritische Anmerkungen zu den Kenntnissen und zum Verhalten von Schülern, die sich im Schülerverzeichnis oder den halbjährlich erstellten Schulnachrichten finden, blieben im Fall Seumes allerdings auch aus, was angesichts der geschilderten ständigen Auseinandersetzungen zwischen Schüler und Rektor ein wenig verwundert. Die Aufsäsigkeit Seumes, sein Widerwille und Widerstreben, von Seume wortreich beschrieben, haben bei Martini keine erkennbaren Reaktionen hervorgerufen. Nicht einmal das von Seume geschilderte unerlaubte Fernbleiben von der Schule, das er sich gönnte, weil ihn das im Mai 1780 besuchte sächsische Militärlager bei Schönau in der Nähe Leipzigs so faszinierte, scheint Konsequenzen gehabt zu haben.⁴⁹ Mit anderen Schülern ist Martini weit weniger gnädig verfahren.

Da bemängelt er, dass ein Schüler auf die Universität wechseln wolle, »ohne zu bedenken ob er fähig sey oder nicht«. Dort findet er die Studienabsichten eines Schülers indiskutabel: »will studiren. Aber! Mit oder ohne Kopf? Mit oder ohne vorläufige Kenntnisse?« Und immer wieder lässt sich Martini zu bissig-bösen Ausfällen auf Schüler hinreißen: »Kein guter Mensch«, notiert er bei passender Gelegenheit, ein Urteil, das sich als steigerungsfähig erweist. »Ein sehr schlechter Mensch«, heißt es dann und, man mag es kaum glauben, sogar die »schlechtesten Menschen von der Welt« scheinen sich unter dem Rektorat Martinis auf der Nikolaischule aufgehalten zu haben.⁵⁰

⁴⁷ Seume, Mein Leben (Anm. 7), S. 54.

⁴⁸ Vgl. die vom Dezember 1775 bis zum Dezember 1779 reichende Übersicht der gehaltenen »Schülerreden« in: StadtAL, Stift. VIII C Nikolaischule, Nr. 174 und die »Berichte von den Hauptbegebenheiten« (Anm. 19) mit Angaben zu den Festrednern Ostern 1780 (Bl. 73) und Pfingsten 1780 (Bl. 74). Hinweise auf die Vergabe der aus dem Kapital einer Stiftung verfügbaren Stipendiengelder für Sekundaner und Primaner finden sich nur sporadisch. Einem Bericht des Vorstehers der Schule Carl Gottfried Winckler vom 6. Mai 1781 ist zu entnehmen, dass »an abgewichenem Weynachten 1780« Stipendien nicht ausgeteilt worden sind. StadtAL, Stift. VIII C Nikolaischule, Nr. 31 (Varia, die Nicolai-Schule namentlich Disciplinarfälle unter dem Rector Nobbe betr., 1763–1838), Bl. 7r.

⁴⁹ Dazu Seume, Mein Leben (Anm. 7), S. 49f.

⁵⁰ Diese Urteile Martinis finden sich in StadtAL, Stift. VIII C Nikolaischule, Nr. 163 (Anm. 15). Sie gelten folgenden Schülern (in chronologischer Folge nach dem Jahr ihrer Aufnahme an der Nikolaischule):

Das vernichtendste Urteil gilt dann einem Mitschüler Seumes, dem Martini ohne weitere Erläuterungen bescheinigt, »nomen pessimum« zu sein, die böseste oder niederträchtigste Person, die ihm an der Nikolaischule untergekommen ist.⁵¹ Dieser Bannstrahl galt keinem andern als Johann Gottlob Schulz(e), eben jenem Schulz(e), mit dem Seume einen Freundschaftsbund geschlossen haben will, an den er sich viele Jahre später noch mit Wehmut erinnerte. Als Freund oder gar Komplizen Schulz(e)s scheint ihm der Rektor Martini indes nicht auf die Schliche gekommen zu sein.

Auch in dem düster-resignativen Bericht, den der Rektor am Ende jenes Schulhalbjahres erstellte, in dem Seume die Schule verlassen hat,⁵² wurde dessen Abgang nur nüchtern registriert. Zu Klagen über Seumes Charakter oder Verhalten sah er keinen Anlass. Für Martini war Seume offenkundig nicht der Schülerrebell, zu dem dieser sich selbst stilisierte. Auch die Hochschulreife hat er ihm nicht explizit abgesprochen. Am 9. Oktober 1780 konnte sich Seume in die Matrikel der Universität Leipzig einschreiben.

Eine Bilanz seines Lebens an den Stadtschulen in Borna und Leipzig hat Seume selber gezogen. »Und so war ich denn«, heißt es in einer bis heute immer wieder zitierten Wendung Seumes, »in einer Zeit von ungefähr drei Jahren ein wilder unwissender Landjunge, ein gänzlicher Analphabet, und Leipziger Student; das ging freilich ein wenig rasch.«⁵³ Das, lässt sich ergänzen, ist einmal mehr typisch Seume: hübsch formuliert, mit einer gehörigen Portion Selbstironie und Selbstlob versehen, ungenau im Detail und argumentativ auf wackligen Füßen daherkommend.

Der Ausgangspunkt scheint kräftig verzeichnet. Mit vierzehn Jahren, nach neunjährigem Besuch der Dorfschule und langjährigem Umgang mit studierten Männern, zu denen auch sein Lehrer an der Dorfschule in Knauthain, Johann Adam Weyrauch, gehörte,⁵⁴ dürfte Seume weder ein Dummkopf noch ein Analphabet gewesen sein. Im Gegenteil: er war, wie ihm wohl bewusst, schon früh als überaus begabter Schüler aufgefallen. Nicht »ungefähr drei Jahre«, sondern mehr als dreieinhalb Jahre hatte er die städtischen Schulen in Borna und Leipzig besucht, was immer noch eine bemer-

1777 Nr. 96 (Röper), 1777 Nr. 86 und 87 (Gebrüder Ploß), 1779 Nr. 142 (Pagenhardt), 1779 Nr. 148 (Naumann) und 1779 Nr. 156 (Grohmann).

51 StadtAL, Stift. VIII C Nikolaischule, Nr. 142 (Anm. 19), Bl. 74.

52 In dieser langen Klagelitanerie brachte Martini seine generelle Unzufriedenheit mit dem Verhalten der Schüler zum Ausdruck: »Unser Mühen«, heißt es da, »wird bey den meisten durch eine unglückliche Hauszucht vermöge welcher den Kindern allzu viel übersehen oder erlaubt wird, größtentheils vereitelt. Wir seufzen fruchtlos über einen solchen Verfall einer strengen Hauszucht, welcher sich durch Gleichgültigkeit gegen die Pflichten der Religion, durch Nachlässigkeit, durch Versäumnisse, durch mangelnde Hochachtung gegen Männer in öffentlichen Bedienungen, und hauptsächlich gegen die öffentlichen Lehrer an den Tag legt. Wir sehen die unglücklichen Zustände davon im Geiste voraus, welche künftig von einem größeren Einfluss werden müssen; ohne ihnen gänzlich vorbeugen zu können. Unser Vermögen ist dabey allzu eingeschränkt.« Ebd.

53 Seume, Mein Leben (Anm. 7), S. 54.

54 Nicht »Weyhrauch«, wie Seume (ebd., S. 23) und nach ihm alle Biografen schreiben.

kenswert kurze Zeit war, insbesondere weil er nur 15 Monate gebraucht hatte, um an der Nikolaischule die Studienreife zu erlangen.⁵⁵ Soweit also richtig, nur: den in dieser Feststellung enthaltenen Widerspruch zu seinen Klagen über den Rektor Martini, dessen »Manier zu studiren« ihm nicht behagte, weil sie ihm »zu langsam« war, den ignoriert er.⁵⁶

Nun mag, was Seume nahelegt und Burdach bestätigt, Martini bei seinen Schülern nicht gerade beliebt gewesen zu sein.⁵⁷ Dennoch scheint sich sein Rektorat nicht leistungshemmend ausgewirkt zu haben. Im Gegenteil: nicht nur die raschen Lernfortschritte Seumes sprechen für die Qualität der Lehrmethoden, der Lernbedingungen und des Lernniveaus an dieser Schule; auch die überstürzte Flucht manch neu aufgenommenen Schülers an die konkurrierende Thomasschule spricht für die an der Nikolaischule hoch gehaltenen Ansprüche,⁵⁸ und darüber hinaus offenbart ein Blick auf die Lebensläufe der Mitschüler Seumes, dass die Nikolaischule unter Martini als Sprungbrett für außerordentlich erfolgreiche Karrieren gedient hat.

Als Beleg nur ein kurzer Hinweis: von den 32 in Betracht kommenden Sekundanern und Primanern der Nikolaischule, zwei starben schon jung während der Schulzeit, sollten sechs für ihre Lebensleistung mit einem Eintrag in die Allgemeine Deutsche Biographie geehrt werden, jenem großen Sammelwerk von Lebensbeschreibungen berühmter Deutscher, das seit 1875 in schließlich 56 Bänden erschien. Sechs von 32 – das

55 Das Zitat ebd., S. 54. Zum Vergleich können zwei weitere renommierte Schüler des Rektors Korbinsky in Borna dienen, die Seume in seinen Lebenserinnerungen namentlich anführt: den Leipziger Schriftsteller und Publizisten Siegfried August Mahlmann und den in Leipzig geborenen, als Reiseschriftsteller bekannt gewordenen Christian August Fischer, die beide deutlich mehr Jahre an öffentlichen Schulen verbracht haben: Mahlmann über sieben Jahre (Borna: 3 1/4; Grimma: 3 3/4) und Fischer knapp sechs Jahre (Borna: 3 1/4 und Merseburg: 2 3/4).

56 So schon Seumes Klage in dem 1803 für Friedrich Matthisson verfassten Biogramm zitiert nach: Sangmeister, Seume (Anm. 11), S. 409.

57 Was nicht heißen soll, dass es keine Martini in Dankbarkeit verbundene Schüler gegeben hätte. Der berühmteste unter diesen dürfte der Professor der Theologie an der Universität Wittenberg und spätere Dresdener Oberhofprediger Franz Volkmar Reinhard gewesen sein. Dazu: Karl Heinrich Ludwig Poelitz, D. Franz Volmar Reinhard nach seinem Leben und Wirken dargestellt, Band 1, Leipzig 1813, S. 27f, 55f. Vgl. auch den Brief Reinhards an Martini aus Wittenberg vom 9. Oktober 1782 in der Handschriftenabteilung der Universitätsbibliothek Leipzig, Rep. IV 96g.

58 So wechselte im Juni 1780 der in die Sekunda aufgenommene Carl Friedrich Schnabel bereits nach zehn Tagen an die Thomasschule »unter dem Vorwand, daß die Lectionen zu schwer wären«, StadtAL, Stift. VIII C Nikolaischule, Nr. 163 (Anm. 15), Nr. 201. »In Ansehung des Unterrichts«, heißt es auch in einem zeitgenössischen Bericht von Johann Heinrich Jugler (Leipzig und seine Universität vor hundert Jahren. Aus den gleichzeitigen Aufzeichnungen eines Leipziger Studenten, Leipzig 1879, S. 13), »gesteht man hier verschiedentlich der Nikolaischule den Vorzug zu«. In diesen Zusammenhang gehört der Befund, dass die Wechselbilanz zwischen den Fürstenschulen und der Nikolaischule ausgeglichen war. Ein Schüler wechselte an die Fürstenschule Pforta (Carl Friedrich Curtius), einer kam von der Fürstenschule Grimma (Carl Gottfried Bauer).

ist wahrlich keine schlechte Quote. Seume war natürlich darunter.⁵⁹ Die Gründe dafür zu nennen würde zu weit wegführen von den hier behandelten Jahren. Was hier noch ansteht, ist die Aufgabe, den Kreis der Mitschüler Seumes an der Nikolaischule genauer vorzustellen: das soziale Profil dieser Schülerelite des späten 18. Jahrhunderts zu skizzieren und Seumes Platz in dieser Gemeinschaft zu bestimmen.

Seume im Kreis seiner Mitschüler

Seume gehörte zu einer Gruppe von drei Schülern, die 1779 neu in die Sekunda aufgenommen worden sind. Sein Lebensweg bis dahin war, wie ein vergleichender Blick auf die Lebensläufe seiner Mitschüler zeigt, so ungewöhnlich nicht.

Zum Alter der Schüler. Die Altersangaben im Aufnahmeprotokoll der Nikolaischule sind unzuverlässig, wie das Beispiel Johann Gottfried Seumes zeigt. Während üblicherweise das erreichte Lebensalter der Schüler notiert wurde, wird Seume, der beim Eintritt in die Schule 16 Jahre und 5 Monate alt war, im Protokoll als 17-jähriger Schüler bezeichnet.⁶⁰ Um solchen Unwägbarkeiten zu entgehen, beruht die folgende Zusammenstellung auf den ermittelten Kirchenbucheinträgen zur Geburt bzw. Taufe der Schüler. Diese Einträge liegen für 32 der 34 Schüler vor. Sie weisen aus, dass die Sekundaner und Primaner der Nikolaischule in der Zeit von Juni 1779 bis Oktober 1780 mit nur fünf Ausnahmen den Geburtsjahrgängen 1761 bis 1765 entstammten.

Geburtsjahr	1760	1761	1762	1763	1764	1765	1766	1767	1768	1769
Anzahl	1	8	3	2	5	9	2	1		1

Tab. 1: Zur Altersstruktur der Schüler (nach Geburtsjahren)

Zur räumlichen Herkunft der Schüler. Die Kirchenbucheinträge erlauben auch, die räumliche Herkunft der Schüler präzise nach Geburtsorten aufzuschlüsseln. Ergänzend wurden die Einträge im Aufnahmeprotokoll der Nikolaischule hinzugezogen, die Hinweise auf diejenigen Eltern geben, die ihren Lebensmittelpunkt bis zum Zeitpunkt des Wechsels ihres Sohnes an die Nikolaischule nach Leipzig verlegt hatten. Keinen Zweifel lassen die in Tabelle 2 präsentierten Daten daran, dass die große Mehrheit der Schüler

59 Neben Seume fanden Aufnahme in die Allgemeine Deutsche Biographie (ADB) (in alphabetischer Reihenfolge): Carl Gottfried Bauer, Carl Friedrich Curtius, Christian Gottlieb Haubold, Johann Georg Christian Höpfner und Gottfried Heinrich Schäfer.

60 StadtAL, Stift. VIII C Nikolaischule, Nr. 163 (Anm. 15), Bl. 23r.

aus Leipzig stammte, eine Mehrheit, die noch dadurch vergrößert worden ist, dass sich diesen Schülern zwei weitere hinzugesellten, die mit ihren Familien vor dem Besuch der Nikolaischule nach Leipzig umgezogen waren.⁶¹

Die Nikolaischule war offenkundig eine Leipziger Schule für Leipziger Knaben, was auch damit zusammengehangen haben wird, dass der Besuch der Schule schulgeldpflichtig war, Stipendien nur selektiv, wenn überhaupt vergeben worden sind und weder Freistellen noch ein Internat für Schüler existierten. Allerdings ist auch unverkennbar, dass in den beiden obersten Klassen der Anteil auswärtiger Kinder, die für ihre Teilnahme am Unterricht kostenträchtig in Leipzig untergebracht werden mussten, mit mehr als 20 % keine verschwindende Größe darstellte, was, nebenbei bemerkt, der Attraktivität der Schule kein so schlechtes Urteil spricht.⁶²

Nach Geburtsorten			Nach Aufenthaltsorten bei Schuleintritt			
	Leipzig	Sachsen (ohne Leipzig)	andere	Leipzig	Sachsen (ohne Leipzig)	andere
Anzahl	22	8	1	24	7	

Tab. 2: Die räumliche Herkunft der Schüler

Zur sozialen Herkunft der Schüler. Angaben zu den Berufen der Väter und/oder zu ihrem am Titel ablesbaren gesellschaftlichen Rang finden sich im Aufnahmeprotokoll der Nikolaischule. Diese Angaben sind zuweilen ungenau, wie einmal mehr das Beispiel Seumes zeigt, der als Sohn eines »verstorbenen Häuslers« bezeichnet wird, obwohl dieser bis zu seinem Tod im Jahr 1776 ein kleines $\frac{3}{4}$ Hufen-Bauerngut bewirtschaftet hat, das sich in seinem Besitz befand. Diese Angaben können zudem bei unvorsichtigem Gebrauch schnell in die Irre führen und dazu verleiten, einen »hiesigen Sammetmachers Sohn«⁶³, gemeint ist der oben bereits erwähnte Schulfreund Seumes, Johann Gottlob Schulz(e), für einen Jüngling »aus einfachen, proletarischen Verhältnissen« zu halten,⁶⁴ obwohl es sich bei dem Vater Schulz(e)s um einen wohl situierten Samtfabri-

61 Hierbei sind nur die »ordentlichen« Schüler der Nikolaischule berücksichtigt worden, die regelmäßig am gesamten Unterricht teilnahmen. Nach Leipzig umgezogen waren Georg Gottlob Haubold, der 1771 aus Dresden als Professor der Physik an die Universität Leipzig berufen worden ist, und der Mediziner Johann Nikolaus Zerener, der seinen schwungvollen Handel mit Arzneimitteln Anfang der 60er-Jahre von Halle nach Leipzig verlegt hatte.

62 Insofern ist das Urteil Thomas Töpfers, der merkwürdigerweise anhand von Zahlen, die nur für die Nikolaischule in den Jahren 1766 bis 1772 [oder 1774?] gelten, diagnostiziert, dass »die überregionale Ausstrahlung der beiden [sic] Leipziger Gelehrtenschulen hinsichtlich der Schülerschaft eher gering war«, zumindest für die beiden obersten Klassen der Nikolaischule zu relativieren. Töpfer, Die »Freyheit« der Kinder (Anm. 10), S. 164. Zu den unterschiedlichen Jahresangaben für den Untersuchungszeitraum vgl. ebd., S. 156 mit ebd., S. 164, Anm. 48.

63 StadtAL, Stift. VIII C Nikolaischule, Nr. 163 (Anm. 15): 1777 Nr. 13.

64 Sangmeister, Seume (Anm. 11), S. 388.

kanten handelte, der bei seinem Tod den Nachkommen ein stattliches Erbe hinterlassen konnte.⁶⁵

Zur Vermeidung solcher Fehlschlüsse sind deshalb hier, soweit vorhanden, Nekrologie ausgewertet und biografische Informationen zusammengetragen worden, die sich in Kirchenbucheinträgen zu Heiraten und Kindstaufen, in Ratsleichenbüchern oder in anderen archivalischen Unterlagen wie Vormundschaftsakten oder Testamentsammlungen haben finden lassen. Nicht für alle Väter ließ sich auf diese Weise wie in einem Puzzle aus vielen Stücken ein lückenloses Bild herstellen. Die Basis für eine hinreichend schlüssige Analyse scheint dennoch gelegt.

Die folgenden Tabellen weisen die Väter getrennt nach akademischer bzw. nicht-akademischer Ausbildung aus (Tab. 3.1), zeigen für die Akademiker unter den Vätern die erworbene Studienabschlussqualifikation auf (Tab. 3.2.) und geben einen Überblick über die berufliche Tätigkeit bzw. den Rang aller Schülerväter (Tab. 3.3). Vorab nur eines kurz: adlige Schüler, wie an den Fürstenschulen üblich, gab es in diesem Kreis keine.

	Akademiker	Nicht-Akademiker	Unbekannt
Anzahl	16	14	4

Tab. 3.1⁶⁶

Wie Tab. 3.1 zu entnehmen ist, setzten sich die Herkunftsfamilien der Schüler cum grano salis je zur Hälfte aus Akademikern und Nichtakademikern zusammen.⁶⁷ Der ein wenig größere Teil der Schüler führte die Bildungstradition ihrer an der Universität ausgebildeten Väter fort. Der ein wenig kleinere Teil der Schüler suchte Teilhabe am Sozialprestige gelehrter Bildung und versuchte sich am sozialen Aufstieg durch Bildungsqualifikation. Die Tür dafür stand offen – für die Söhne, versteht sich.

Akademiker:	Juristen	Mediziner	Theologen	Physiker
Anzahl	11	2	2	1

Tab. 3.2

65 Vgl. die Übersicht über die Leipziger »Sammt- und Seidenfabriken« in: Johann Gottlob Schulz, Beschreibung der Stadt Leipzig, Leipzig 1784, S. 398f. Das Testament von Johann Gottlob Schulz(e) sen. vom 14. Januar 1806, in: Sächsisches Staatsarchiv, Staatsarchiv Leipzig, 20009 Amt Leipzig, Nr. 5528, Bl. 10ff.

66 Für drei der vier hier unter »unbekannt« eingeordneten Vätern konnten zwar Einträge in die Matrikel der Universität Leipzig nachgewiesen werden (Angely [1753], Helmricht [1740] und Stiehler [1760]), doch ob diese tatsächlich ein Studium absolviert und abgeschlossen haben, ließ sich bislang nicht herausfinden. Deren Berufstätigkeiten schließen ein akademisches Studium zumindest nicht aus.

67 Womit sich für diese Sekundaner und Primaner der Schule ein deutlich anderes Bild ergibt als für die Gesamtschule im Zeitraum 1766–1772 (oder 1774). Vgl. Töpfer, Die »Freyheit« der Kinder (Anm. 10), S. 156.

Nicht-Akademiker:	Handwerksmeister	Fabikanten	Rittergutsverwalter/-pächter	Cramer	Musikant/Roß-Laborant	Gerichtsdienner	Bauer
Anzahl	6	2	2	1	1	1	1

Tab. 3.3

Zu den Akademikern, wie sie sich in der Tabelle 3.2 aufgeschlüsselt finden, sollen zwei kurze Anmerkungen genügen: Zum einen spielten unter ihnen die Juristen die nicht nur zahlenmäßig umfangreichste, sondern auch ihrem Rang nach prominenteste Rolle. Das Spektrum ihrer Tätigkeiten war weit. Es reichte vom Stadtrichter und Ratsherrn über den Universitätsprofessor bis hin zu praktizierenden Advokaten, Aktuaren und schließlich einem Juristen, der die eigene Profession für seine künstlerischen und handwerklichen Neigungen aufgegeben hatte: den seinerzeit renommierten Flötenvirtuosen und Flötenbauer George Christian Gotthold Tromlitz.⁶⁸ Zum anderen spielte das Pfarrhaus als Herkunftsstadt für Bildungskarrieren nur eine bescheidene Rolle. Die Nikolaischule war, das findet sich hier noch einmal bestätigt, für Theologen keine sonderlich attraktive Ausbildungsstätte.⁶⁹

Unter den Nicht-Akademikern (Tab. 3.3) kamen die das Leipziger Geschäfts- und Gesellschaftsleben dominierenden Kaufmänner und Bankiers nicht vor. Offenkundig zogen diese es weiterhin vor, ihre Kinder in familiärer Obhut durch Privatlehrer unterrichten zu lassen. Am stärksten vertreten waren die Handwerksmeister, vom mühsam über die Runden kommenden Tischlermeister⁷⁰ bis hin zum wohlhabenden Maurer- und späteren Maurerobermeister der Stadt, der in seinem eigenen Haus in der Gerbergasse residierte.⁷¹ Fabrikanten, Gutsverwalter bzw. -pächter und eine Reihe weiterer unterschiedlichster Berufstätigkeiten runden das Bild ab.

Angesichts der kleinen Zahl von Schülern stand nicht zu erwarten, dieses Bild könne das soziale Spektrum der städtischen Bevölkerung widerspiegeln. Was sich dennoch aufdrängt ist, mit aller gebotenen Vorsicht formuliert, der Eindruck einer bei aller Vielfalt relativen sozialen Geschlossenheit dieser Gruppe, von der sich von »oben« Adel und Kaufmannselite abgrenzten und von der die städtischen Unterschichten ausgeschlossen blieben.

Was nun verrät das hier in aller Knappheit skizzierte soziale Profil dieser kleinen Schülerelite im Hinblick auf Seumes Platz in der Klassengemeinschaft? Es gibt zu er-

⁶⁸ Zu ihm Fritz Demmler, Johann George Tromlitz (1725–1805). Ein Beitrag zur Entwicklung der Flöte und des Flötenspiels, Buren 1985.

⁶⁹ Vgl. oben S. 83.

⁷⁰ Adam Christian Röper, der im April 1777 verstarb und mehr Schulden als Vermögen hinterließ. Vgl. StadtAL, Vormundschaftsstube, Nr. 3107 und 3822.

⁷¹ Christian Hornicae. Vgl. ebd., Nr. 2818.

kennen, dass ihn weder Alter noch Herkunft zu einem Außenseiter stempelten. Der 1763 geborene Seume befand sich in der Klassengemeinschaft weitgehend in einer Gesellschaft von Gleichaltrigen. Er zählte nebst sechs anderen zu den von auswärts kommenden Schülern, die, weil ihre Familien nicht in Leipzig ansässig waren, in fremden Familien oder bei Lehrern der Nikolaischule untergebracht waren. Und nicht zuletzt teilte er mit mindestens sieben anderen Schülern auch das Los, vaterlose Halbwaise zu sein,⁷² und dürfte, darauf deutet eine Reihe von Indizien hin, nicht der einzige gewesen sein, dessen Familie sich in prekären wirtschaftlichen Verhältnissen befand, angewiesen auf das Wohlwollen von Förderern und Gönnern.

Eine Ausnahmestellung nahm Seume nur in einer Hinsicht ein. Er war der einzige, der einer Bauernfamilie entstammte und dessen Mutter sich gezwungen sah, sich als Häuslerin auf dem Dorf durchs Leben zu schlagen. Seumes Akzeptanz scheint diese Herkunft nicht geschadet zu haben. Zweierlei mag ihm dabei geholfen haben, das bäuerliche Stigma, wenn es denn eines war, zu kompensieren: einerseits die Protektion durch den Freiherrn von Hohenthal, der zu einer der angesehensten, einflussreichsten und reichsten Adelsfamilien Sachsens gehörte; andererseits das Privileg, unter der Obhut des Rektors in der Nikolaischule leben zu können,⁷³ wo Seume darüber hinaus mit Karl Heinrich Korbinsky, dem ältesten Sohn des Rektors aus Borna und derzeitigem Theologiestudenten, einen »Stubengesellen« hatte, der ihm, wie Seume kokett zu verstehen gibt, als »Quasihofmeister« diente, ein Dienst, den gewöhnlich nur wohlhabendere Schüler und Studenten in Anspruch nehmen konnten.⁷⁴ Zeit, eine Schlussbilanz von Seumes Darstellung seines Schülerlebens an der Nikolaischule zu ziehen.

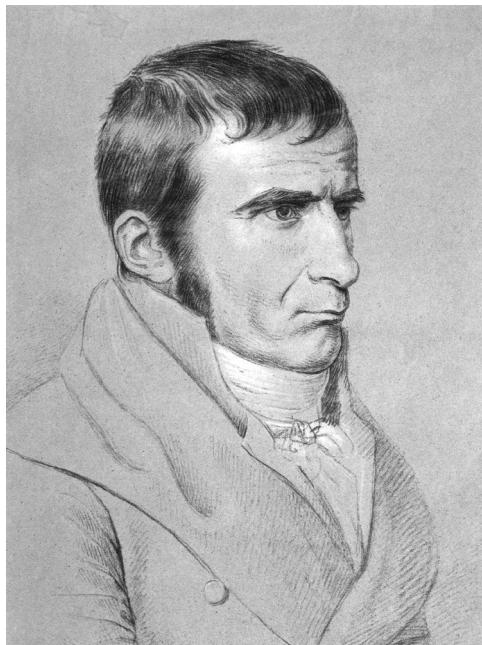
Schlussbilanz

Über Seumes Leben als Schüler in Leipzig, über dessen gewöhnlichen Alltag, den er mit Mitschülern, Freunden oder auch im Kreis seiner Gönner und Familie verbracht hat, geben die herangezogenen Quellenmaterialien nur spärlich Auskunft. Dort wo sie neue Einblicke eröffnen, lassen sie erkennen, dass Seumes Lebensschilderung kein authentischer und wahrheitsgetreuer Lebensbericht ist. »Lüg-Biographie« hat der Seume lange Jahre als Freund zugetane hessische Offizier Karl von Münchhausen dessen Autobio-

⁷² Die Familienverhältnisse der Schüler ließen sich bislang nicht in allen Fällen feststellen. Die identifizierten betroffenen Familien in alphabetischer Reihenfolge: Böhn, Curtius, Haubold, Hornicae, Jancke, Röper, Seume und Zerener.

⁷³ Schüler, die in der Nikolaischule wohnten, waren, wie eine Durchsicht der Aufnahmeprotokolle der Schule zeigt, die Ausnahme. Vor Seume gab es zu Zeiten des Rektorats Martinis nur einen weiteren Schüler. Nach Seume nahm Martini keine weiteren Schüler bei sich auf, möglicherweise, weil ihm nach Einrichtung der Schulbibliothek der Platz dafür fehlte.

⁷⁴ Seume, *Mein Leben* (Anm. 7), S. 42.



Johann Gottfried Seume, Kreidezeichnung von Gerhard von Kügelgen 1806/07 (Museum der bildenden Künste Leipzig)

grafie in späten privaten Aufzeichnungen genannt, die sich mit Seumes Bericht seiner Erlebnisse als hessischer Rekrut im Solde Großbritanniens auseinandersetzen.⁷⁵ Ein harsches Urteil, doch: die Analyse der Schilderung von Seumes Schülerzeit in Leipzig gibt keinen Anlass, dem Urteil allzu vehement zu widersprechen.

Dabei fallen bei dieser Schilderung neben allen Unstimmigkeiten, Ungereimtheiten und Unwahrscheinlichkeiten vor allem die Leerstellen auf, d. h. das, worüber sich Seume ausschweigt: vom Profil der Nikolaischule, deren Wahl als Ausbildungsstätte für einen Theologen unverständlich bleibt, über die jugendbewegt freigeistige Lebenshaltung, die im erinnerten Freundschaftsbund mit seinem Mitschüler Schulz(e) aufscheint und nicht recht passen will zu Seumes Bestimmung zum Theologen und Verpflichtung auf eine gottgefällige Lebensführung, wie sie seinen vorgeblich orthodoxen Förderern vorgeschwebt haben mag, bis hin zu des Konrektors Forbiger im Unterricht vorgetragener Kritik an Bibeltexten und orthodoxer Bibelexegeze, die ein frommes Gemüt einer harten Prüfung unterzogen haben muss, nur für Seume nicht existiert zu haben scheint.

Die Vermutung, Seume habe dies gleichsam einem Plan folgend mit Absicht getan, um sich die eigene Glaubenskrise und den deswegen erfolgten Abbruch des Theologiestudiums als Motiv für die Flucht aus Leipzig im Jahr 1781 aufzuheben, drängt sich

⁷⁵ Vgl. dazu Meyer-Thurow, Über Dichtung und Wahrheit (Anm. 9).

auf, bleibt aber bei jetzigem Kenntnisstand nicht mehr als eine Spekulation, die auf eine dünne Indizienkette gestützt ist.

Welche Folgerungen sind aus diesem Befund zu ziehen? Nun, warum nicht auf Seume hören und ein Motto beherzigen, das er in seinen »Apokryphen« notiert hat: »Mit nichts glauben«, heißt es dort, »muß man jede Untersuchung anfangen.«⁷⁶ Manch Biograf und Essayist, der sich Seumes Leben gewidmet hat, hätte gut daran getan, sich dieses Credo zu Herzen zu nehmen. Denn nur dann, wenn wir Seume nicht blindlings glauben, sondern seine Autobiografie Wort für Wort und Satz für Satz einer Prüfung unterzogen und die Leerstellen dieser Biografie aufgefüllt haben, werden wir, und das soll hier als Rechtfertigung wie als Schlusswort dienen, erst dann werden wir der »Wahrheit« im Leben Seumes und damit auch dem »wahren« Johann Gottfried Seume näherkommen.

Das ist eine Aufgabe, die immer noch der Mühe wert erscheint – nicht nur, weil sich in den wechselvollen Schicksalen seines Lebens die blutigen Konflikte einer im Umbruch befindlichen Zeit widerspiegeln, sondern auch, weil bei aller Widersprüchlichkeit seiner Haltungen und Handlungen sein nimmer müdes Engagement für »Einheit«, »Recht« und »Freiheit« unverändert Vorbildcharakter hat, weil seine trotzige Widerständigkeit gegen die Zumutungen überkommener Verhältnisse, gegen Privilegien und Ungerechtigkeiten, Mut macht, weil sein anrührend frommer Wunsch, dass die Erde eines Tages »uns zum Himmel« werden möge, Sympathie und Respekt verdient,⁷⁷ weil, nicht zuletzt, Seume an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert ungeachtet aller Neigung zu manch fragwürdig-sonderlicher Auffassung zu einem Repräsentanten des aufgeklärten literarisch-gelehrten Leipzigs werden konnte.⁷⁸ Das war für den Bauernsohn aus Poserna, der 15 Monate lang die Leipziger Nikolaischule besucht hatte, eine wahrhaft erstaunliche Karriere, die, nicht minder wichtig, zugleich erahnen lässt, welche Aufstiegschancen eine Stadt wie Leipzig an der Wende zum 19. Jahrhundert bieten konnte.

⁷⁶ Zitiert nach: Johann Gottfried Seume, Apokryphen, in: ders., Werke, Band 2 (Anm. 7), S. 9–137, Zitat S. 45. Eine textkritische Ausgabe der Apokryphen hat vor kurzem Dirk Sangmeister herausgegeben: Johann Gottfried Seume, Apokryphen, Eutin 2013.

⁷⁷ Aus einem 1801 entstandenen Gedicht, das 1813 in Seumes »Mein Leben« erstmals veröffentlicht worden ist. Hier zitiert nach: Seume, Mein Leben (Anm. 7), S. 135.

⁷⁸ Ende 1805 widerfuhr Seume die Ehre, in das Leipziger Adressbuch aufgenommen zu werden, wo er bis zu seinem Tod unter der Rubrik »Charakterisierte Personen, die sich allhier aufhalten« notiert wurde. Erstmals in: Leipziger Adreß- Post- und Reise-Calender auf das Jahr 1806, Leipzig o.J., S. 23. 1807 wurde Seume in die Harmonie, einen exklusiven, auf 150 (männliche) Mitglieder beschränkten Leipziger Gesellschaftsverein aufgenommen. Das Mitgliederverzeichnis in: Ernst Kroker (Bearb.), Die Gesellschaft Harmonie zu Leipzig 1776–1926, Leipzig 1926, S. 81–137.

Liste der Mitschüler Seumes (in jeweils alphabetischer Reihenfolge)⁷⁹

Außerordentliche Schüler: Blümner, Heinrich (1765–1839); Winckler, Carl August (1765–1841); Winckler, Gottfried Ludwig (1767–1856).

Ordentliche Schüler: Adler, Friedrich Christian Benedict (1761–1790); Angeley, Johann George Ludwig (1761– nach 1805); Bauer, Carl Gottfried (1765–1842); Baumann, Wilhelm August Christian (1761–nach 1779); Böhn, Johann Heinrich (1764–1832); Büchner, Johann Gottfried (1761–nach 1779); Curtius, Carl Friedrich (1764–1829); Dietze, Johann Gottfried (1763/64⁸⁰–1780); Forbiger, Benjamin Samuel (1766–1800); Franke, Christian Wilhelm (1765–1831); Harnisch, David Gottlob (1764– nach 1781); Harnisch, Johann Christian (1761–1813); Haubold, Christian Gottlieb (1766–1824); Helmricht, Carl Gottlieb (1762/63 – nach 1785); Höpfner, Johann Georg Christian (1765–1827); Hornice, Christian Paul Ferdinand (1764–1800); Jage, Johann Andreas (1763–1826); Jancke, Johann Gottfried (1762–1789); Koch, Friedrich Leberecht (1761–1837); Roepel, Samuel Christian (1762–nach 1789); Sammet, August Ferdinand (1761–1831); Schäfer, Gottfried Heinrich (1764–1840); Schnabel, Carl Friedrich (1765 – nach 1837); Schreiber, Johann Carl August (1765–1781); Schulz(e), Johann Gottlob (1761–1810); Stieler, Johann Jacob Christian (1765–nach 1813); Tromlitz, George Christian Gotthold (1765–1825); Volkmann, Christian Gottlieb (1762–nach 1812); Weber, Christian Gottfried (1769–1836); Zerener, Friedrich Nicolaus (1760–1827).

79 Zur Klassifizierung der Schüler in »außerordentliche« und »ordentliche« sowie zu den Problemen, die eine genaue Identifizierung der Mitschüler bereitet, vgl. meine obigen Ausführungen im Abschnitt über »Seumes Verhältnis zu seinen Mitschülern«.

80 Errechnet nach der Altersangabe bei Aufnahme in die Nikolaischule. Das gilt auch für die nachstehende Angabe zu Carl Gottlieb Helmricht.

Von aufständischen Gesellen: Wie ein Semikolon ein Leipziger Handwerk fast ruinierte

Marcel Korge

Die kulturellen, sozialen, ökonomischen und politischen Verbindungen zwischen Frankreich und Sachsen sind alt und vielfältig.¹ Als aber das französische Volk im Sommer 1789 sein Ancien Régime gewaltsam hinwegfegte, blieben unmittelbare politische Erschütterungen im sächsischen Kurfürstentum zunächst aus. Erst im Folgejahr erhoben sich die Bauern insbesondere im Gebiet um Meißen und verwiesen bei der Propagierung ihrer Forderungen auf die durch die Konstituante² verkündeten Menschen- und Bürgerrechte.³ Für die kursächsischen Städte bildeten die 1790er-Jahre ebenfalls eine bewegte Zeit, doch hingen die Ursachen hierfür nur bedingt mit den Ereignissen in und um Paris zusammen. Unter anderem häuften sich in auffälliger Folge die Streiks⁴

1 Siehe hierzu beispielhaft einige jüngere Belege: Katharina Middell, Hugenotten in Leipzig. Streifzüge durch Alltag und Kultur, Leipzig 1998; Michel Espagne, Matthias Middell (Hrsg.), Von der Elbe bis an die Seine. Kulturtransfer zwischen Sachsen und Frankreich im 18. und 19. Jahrhundert (Deutsch-Französische Kulturbibliothek 2), Leipzig 1999; Europa-Haus Leipzig e.V. (Hrsg.), Franzosen in Leipzig. Damals – Heute, Leipzig 2000; Michel Espagne, Katharina Middell, Matthias Middell (Hrsg.), Archiv und Gedächtnis. Studien zur interkulturellen Überlieferung (Deutsch-Französische Kulturbibliothek 13), Leipzig 2000; Marc Muylaert (Hrsg.), Französische Blicke auf Leipzig (Paralleltitel: Regards français sur Leipzig), Leipzig 2001; Wolfgang Strauss, Französisch-Sächsische Berührungen – Eine Spurensuche in Sprache und Geschichte, Aachen 2002; Alke Hollwedel, Jörg Ludwig, Katharina Middell (Red.), Passage Frankreich–Sachsen. Kulturgeschichte einer Beziehung 1700 bis 2000. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung des Zentrums für Höhere Studien der Universität Leipzig [...] (Veröffentlichungen der Sächsischen Archivverwaltung, Reihe C, 2), Halle/Saale 2004; Céline Caro, Franzosen in Sachsen, in: Clemens H. Schrenk (Hrsg.), Zuwanderung und Integration. Aktuelle Tendenzen und Probleme der Migrationspolitik im Kontext der sächsischen Polizei (Rothenburger Beiträge 22), Rothenburg/Oberlausitz 2005, S. 367–371; Hans-Christian Herrmann, Leipzig in den Beziehungen zwischen Frankreich und der DDR, in: Stadtgeschichte. Mitteilungen des Leipziger Geschichtsvereins, Jahrbuch 2005, Beucha 2006, S. 117–140; Charles-Léon Koehlhoeffer, Französisch-sächsische Musikbeziehungen im 18. Jahrhundert, in: Dresden, der Blick von außen (Dresdner Hefte 88), Dresden 2006, S. 18–26; Dresdner Geschichtsverein e.V. (Hrsg.), Frankreich und Sachsen – Spurensuche in Dresden (Dresdner Hefte 103), Dresden 2010.

2 Von 1789 bis 1791 verfassungsgebende Nationalversammlung in Frankreich.

3 Helmut Arndt, Helmut Biering, Heinz Füßler u. a., Leipzig in acht Jahrhunderten, Leipzig 1965, S. 84; Michael Wagner, Der sächsische Bauernaufstand und die Französische Revolution in der Perzeption der Zeitgenossen, in: Helmut Berding (Hrsg.), Soziale Unruhen in Deutschland während der Französischen Revolution (Geschichte und Gesellschaft, Sonderheft 12), Göttingen 1988, S. 149–165, hier S. 149 f.; Siegfried Hoyer, Die Ideen der Französischen Revolution und der kursächsische Bauernaufstand von 1790, in: Neues Archiv für sächsische Geschichte 65/1994, S. 61–76, hier besonders S. 70.

4 Zum Streikbegriff und zu den »vormodernen« Streiks der Handwerksgesellen in Leipzig siehe: Marcel Korge, Unruhiges Gewerbe? Fehden, Boykotts und Streiks – Die Beteiligung der Leipziger Handwerksgesellen an Konflikten vom Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert, in: Ulrich Brieler, Rainer Eckert (Hrsg.),

der Handwerksgesellen wenige Jahre vor dem Ende der alten Gesellenorganisationen. An einem Beispiel aus der prosperierenden Handels- und Messestadt Leipzig soll gezeigt werden, wie eine solche sich über Jahre hinziehende Auseinandersetzung verlaufen und ein traditionsreiches Handwerk wie dasjenige der Schlosser⁵ nachhaltig bedrohen konnte.

Eine ganze Reihe von Arbeitsausständen ging auf die Leipziger Gesellen dieses Metallverarbeitenden Gewerbes am Ende des 18. Jahrhunderts zurück. In den Jahrzehnten und Jahrhunderten zuvor waren die Handwerksburschen der Schlosser nicht durch ein sonderlich großes Konfliktpotenzial, geschweige denn durch eine ausgeprägte Streiklust aufgefallen. Allerdings zeugt ein Eintrag im »Schuldbuch« der Innung davon, dass die Schlossergesellen mit Selbstbewusstsein und Standesstolz in der Öffentlichkeit auftraten. Im Schuldbuch, in welchem vor allem die verhängten Geldstrafen und finanziellen Verbindlichkeiten der Zunftmitglieder verzeichnet wurden, ist unter dem 10. Februar 1769 von einem feierlichen Aufzug der Schlossergesellen zu lesen. Zu diesem Anlass waren die Handwerksburschen nicht nur »mit bloßen Tegen« aufmarschiert, obwohl das Degentragen ihnen wie den Gesellen der meisten Handwerke allein durch landesherrliche Mandate mehrfach verboten worden war.⁶ Sie hätten sich laut dem Innungsprotokoll auch sonst »wieder spenstig erzeiget« und »die Excerzierpfahne nach ihren Aufzug nicht wieder einhändigen«, sondern vielmehr in eigener Verwahrung behalten wollen.⁷

⁵ Unruhiges Leipzig. Beiträge zu einer Geschichte des Ungehorsams in Leipzig (Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Leipzig 12), Leipzig 2016, S. 67–100, hier S. 91–99.

- ⁶ In Leipzig wurden das Schlosserhandwerk 1467 und die Schlosserinnung 1534 erstmals erwähnt. Jutta Duclaud, Rainer Duclaud, Leipziger Zünfte, Berlin 1990, S. 94, 219. Zur Geschichte des Schlosserhandwerks in Leipzig erschienen zwei mittlerweile in die Jahre gekommene Darstellungen: Alfred Stoltze, Die eisenverarbeitenden Gewerbe und ihre Zünfte in Leipzig (Schmiede, Schlosser, Messer- und Nagelschmiede) bis zum Ausgange des 17. Jahrhunderts, Diss. Phil., Leipzig 1920; Paul Daehne, Geschichte der Schlosser-Innung zu Leipzig. Anlässlich des 425jährigen Bestehens dargestellt und mit zahlreichen Bildern aus verschiedenen Jahrhunderten, dabei eigenen Zeichnungen versehen, Lübeck 1925.
- ⁷ Mandat wider unterschiedliche Vergewaltigungen, Schlägerey und dergleichen leichtfertiges Wesen bey Nächtlicher Weile, den 14. Julii, Anno 1659, in: Johann Christian Lünig (Hrsg.), Codex Augusteus, Oder Neuvermehrtes Corpus Juris Saxonici [...] (im Folgenden: Cod. Aug.) [Bd. I], Leipzig 1724, Sp. 1557–1560, hier Sp. 1578; Mandat wider das unbefugte Degentragen, den 15. April Anno 1706, in: Cod. Aug. [Bd. I], Leipzig 1724, Sp. 1743f.; Mandat wider das unbefugte Degentragen, den 3. Julii Anno 1712, in: Cod. Aug. [Bd. I], Leipzig 1724, Sp. 1803f.; Erneuertes Mandat wider das ohnbefugte Degentragen, den 29. Augusti, Anno 1719, in: Cod. Aug. [Bd. I], Leipzig 1724, Sp. 1903–1906; Mandat Zu Publicirung des Kayserlichen Patents, wegen Abstellung derer, bey denen Handwerken eingeschlichenen Mißbräuche, und desselben genauer Beobachtung; d. d. 19. October, 1731, in: Rudolph Christian von Bennigsen (Hrsg.), Fortgesetzter Codex Augusteus, Oder Neuvermehrtes Corpus Juris Saxonici [...] bis zum Jahre 1772 [...] (im Folgenden: Cod. Aug. 1. F.). Erste Abtheilung, Leipzig 1772, Sp. 577–592, hier Sp. 585; Anderweiter Anschlag wider das unbefugte Degentragen, in: Cod. Aug. 1. F. Erste Abtheilung, Leipzig 1772, Sp. 669f. Weitere kursächsische Verordnungen, die das Tragen der Degen für Handwerksburschen verboten, ergingen 1694, 1698 und 1701. Otto Richter, Das Degentragen der Handwerksgesellen, in: Dresdner Geschichtsblätter 16/1907, Nr. 2, S. 149–151, hier S. 150.
- ⁷ Stadtarchiv Leipzig (im Folgenden: StadtAL), Handwerksinnungen Schlosser B 5, Bl. 228v.



Abb. 1: Kundschaft des aus Frankfurt am Main nach Leipzig gewanderten Schlossergesellen Johann David Kirchhof (StadtAL, II. Sektion S [F] 2156, Vol. I, Bl. 7^ar)

Kamen solche oder ähnliche Auseinandersetzungen zwischen den Gesellen und ihren Meistern durchaus in jedem Handwerk vor, waren kollektive Arbeitsniederlegungen der gesamten Gesellschaft lange Zeit eher die Ausnahme. Ausgangspunkt der an dieser Stelle interessierenden Streikserie im Schlosserhandwerk war die Kontrolle über den Zugang zum Arbeitsmarkt und damit der Gebrauch der »Kundschaften«.

Kundschaften wurden in Sachsen spätestens seit dem 16. Jahrhundert verwendet. Ihr Gebrauch war mit der Reichshandwerksordnung 1731 und den kursächsischen Generalinnungsartikeln 1780 verpflichtend vorgeschrieben.⁸ Als Legitima-

⁸ Allgemeine zu Abstellung Der Handwercker-Mißbräuchen ergangen- und von Sr. Kayserl. Majest. Ratificirte Reichs-Verordnung (Wien, 16.08.1731), § 2; Mandat, die General-Innungs-Articul für Künst-

tionsdokument und Vorläufer des Wanderpasses wurde eine solche Kundschaft einem Handwerksgesellen nach ordnungsgemäßer Kündigung (»Abschied«) von seinem Meister durch diesen selbst oder durch den »regierenden« Innungsobermeister ausgestellt. Aufnahme in einer anderen Werkstatt seines Gewerbes sollte der Geselle nur mit einer formgerechten, vollständig ausgefüllten Kundschaft finden. Bei den Leipziger Schlossern waren abgesehen von den offiziellen Kundschaften weitere Papiere gebräuchlich. Ein Schlossergeselle, der innerhalb der Stadt von einem Meister zu einem anderen wechseln wollte, erhielt keine teure, besiegelte Kundschaft, sondern einen einfachen Zettel. Auf diesem Zettel verzeichnete der bisherige Arbeitgeber neben seinem eigenen Namen und dem Namen des Gesellen auch den Zeitraum des Beschäftigungsverhältnisses. Abschließend wurde der Zettel vom Aussteller unterschrieben. Erst wenn ein in Arbeit stehender Geselle die Stadt verlassen und auf Wanderschaft gehen wollte, bat er um Abschied und erhielt vom Obermeister ein neues Kundschaftsdokument ausgestellt.

Der Gebrauch der Kundschaften und der erwähnten Beschäftigungszettel berührte den Bereich der Arbeitsvermittlungspraxis im frühneuzeitlichen Handwerk. Sah sich ein Geselle nach einer neuen Arbeitsstelle um, wandte er sich im Schlosserhandwerk wie in den meisten zünftig organisierten Handwerken nicht direkt an einen der ehrbaren Werkstattbesitzer,⁹ sondern an diejenige Institution, welche für die Arbeitsvermittlung (»Umschau«, »Umschicken«) der Gesellen zuständig war. Bei den Leipziger Schlossern wurden die Arbeit suchenden Gesellen bis ins 19. Jahrhundert durch von der Gesellenmehrheit gewählte »Örtengesellen« (Altgesellen) einem der Meister zugewiesen. Handwerksmeister, welche einen Gesellen benötigten, meldeten ihren Bedarf bei einem der beiden Örtengesellen an, der die Namen dieser Meister auf eine Tafel oder in ein Buch schrieb und nach dieser Reihenfolge neu ankommende Gesellen an die Meister vermittelte. Ausnahmen von der Umschau konnten nur durch das »Verschreiben« erfolgen, eine Praxis, bei der ein Meister mit einem größeren Volumen an Produktionsaufträgen einen auswärtigen Gesellen zu sich in die Werkstatt einlud. Er stattete den Gesellen dazu mit einem Schriftstück aus, das es jenem erlaubte, direkt bei dem verschreibenden Meister einzukehren.

Das streng regulierte System der Arbeitsvermittlung wurde im Jahr 1788 einer deutlichen Belastungsprobe unterzogen.¹⁰ Zu dieser Zeit trafen sich die Schlossermeister Leipzigs mindestens im vierteljährlichen Rhythmus zu einer Versammlung (»Quartal«)

ler, Professionisten und Handwerker hiesiger Lande betr. (Dresden, 08.01.1780), Cap. II § 1–6 und Cap. III § 4.

⁹ In den 1790er-Jahren zählte die Leipziger Schlosserinnung relativ konstant 34 Zunftmitglieder. Stadt-AL, Tit. LXIV (F) 145, Vol. III, Bl. 26r–26v, 27v, 30r–30v; Friedrich Gottlob Leonhardi, Geschichte und Beschreibung der Kreis- und Handelsstadt Leipzig nebst der umliegenden Gegend, Leipzig 1799, S. 274.

¹⁰ Zum Streik von 1788 siehe: Rudolf Wissell, Des alten Handwerks Recht und Gewohnheit (Einzelveröffentlichungen der Historischen Kommission zu Berlin 7). Bd. 3, 2. Aufl., Berlin 1981, S. 162 f. Leider fehlen bei Wissell konkrete Quellenangaben.

im Zunfthaus und besprachen die verschiedenen Handwerksangelegenheiten. Seit etwa 1530 waren die Schlosser, nachdem sie zuvor der Innung der Schmiede angehört hatten, mit anderen verwandten Handwerken in einer Mischzunft zusammengeschlossen, da sie »vor sich wenig, vnd sonderliche tzunften nicht erhalten« konnten.¹¹ Ende des 18. Jahrhunderts galt noch immer die »Ordnung der Schlösser, Spörer, Büchsen-, Uhr- und Windenmacher« von 1626, welcher kurz darauf noch die Nagelschmiede beitraten. In der Zunftordnung war festgelegt worden, dass zwischen den »unterschiedlichen handtwercken gleichheit gehalten werden [soll] mit den muhtungen, meisterrechten auch mitt heyrathen eines frembden gesellen wie dan auch mitt des meisters söhnen und töchtern so wohl mitt den witwen«.¹² Gemeinsame Handwerksangelegenheiten sollten durch alle in der Zunft vereinigten Handwerke beratschlagt und beschlossen werden. Ob darunter auch das Auftreten der Meister gegenüber den streikenden Gesellen fiel, muss offen bleiben. Jedenfalls war mittlerweile das Schlosserhandwerk innerhalb der Zunft sehr dominant und die betreffenden Akten sprechen meist von den Versammlungen der Meister des Schlosserhandwerks bzw. der Schlosserinnung.¹³ Nachdem sich auf einem dieser Treffen die Mehrheit der Schlossermeister auf eine neue Vorgehensweise im Umgang mit den Kundschaften geeinigt hatte, traten die Gesellen gemeinsam in den Arbeitsstreik und verbrachten die Zeit auf ihrer Herberge mit »Schlemmerei« und anderen Annehmlichkeiten. Ganze zehn Tage ruhte daraufhin die Arbeit. Für die Zunft war dies ein unerhörter Vorgang, der die Autorität der Meister und ihrer Versammlung empfindlich verletzte.

Arbeitsausstände im vormodernen Handwerk waren so alt wie die Gesellenorganisationen selbst, wurden jedoch nur selten praktiziert, da sie für die Streikenden mit hohen Risiken einhergingen. Die Kosten eines Streiks konnten für die Gesellen immens sein, der Ausgang war höchst ungewiss. Die streikenden Gesellen beriefen sich auf ihr »gutes Handwerksrecht«, die Arbeit niederzulegen, wenn ihre Handwerksgewohnheit oder ihre Ehre verletzt wurden, doch existierte kein ordentliches Streikrecht. Nach Meinung der Streikgegner (also meist der Zunft) handelte es sich um ein ungerechtfertigtes Aufbegehren, wobei zur Argumentationsführung oft ebenfalls Handwerksrecht und -gewohnheit sowie – im Laufe der frühen Neuzeit zunehmend – positives Recht bemüht wurden. Abhängig von der jeweiligen Interessenkonstellation positionierte sich der Magistrat als städtische Obrigkeit, wobei insbesondere am Ende des 18. Jahrhunderts den streikenden Gesellen mit harten Sanktionen begegnet wurde, da man die Arbeitsausstände nicht

11 StadtAL, Zunftbuch I, Bl. 186r.

12 StadtAL, Zunftbuch II, Bl. 67v.

13 Zur Rolle und möglichen Einflussnahme der anderen Handwerke innerhalb der gemeinsamen Zunft und ihrer Gesellen auf die Streiks der Schlossergesellen liegen bislang kaum Erkenntnisse vor. Aus den Akten geht keine bedeutungstragende abweichende Haltung der übrigen Handwerke hervor. Im Jahr 1793 gehörten der Mischzunft 27 Schlossermeister und eine Schlosserwitwe sowie lediglich sechs Meister anderer Handwerke an, StadtAL, II. Sektion S (F) Nr. 2156, Vol. I, Bl. 43r–43v.

länger als erlaubtes Mittel der Konfliktlösung akzeptieren wollte. Auseinandersetzungen im Handwerk erreichten jedoch nur selten die Qualität eines Gesellenstreiks. Eine der verschiedenen Vorstufen bildeten die zahlreichen, aber ungleich schwieriger nachzuweisenden offenen oder versteckten Streikdrohungen. Für einen klassischen Gesellenstreik gab es feste, traditionelle Streikelemente und eine große Anzahl möglicher Streikgründe.¹⁴

Den Anlass für den »Aufstand«¹⁵ von 1788, der damit den ersten Streik der Leipziger Schlossergesellen im 18. Jahrhundert darstellte,¹⁶ lieferte der von den Handwerksmeistern getroffene Beschluss, dass fortan die Kundschaft eines jeden neu einwandernden Gesellen dem Obermeister zugestellt und von diesem für die Dauer des Arbeitsverhältnisses aufbewahrt werden sollte. Die Änderung betraf somit den sensiblen Bereich der Arbeitsvermittlung und provozierte eine heftige Reaktion der Gesellen. Die städtische Obrigkeit, von den Zunftmeistern informiert, stellte die aus der Arbeit Aufgestandenen daraufhin unmissverständlich vor die Wahl, ihre Arbeit wieder aufzunehmen oder Leipzig sofort zu verlassen, worauf fast alle Schlossergesellen zur Stadt hinauszogen, jedoch nicht ohne zuvor das Schreibpult des Herbergsvaters aufzubrechen und die Meistertafel sowie die Schlüssel zur Gesellenlade mit sich zu nehmen. Eine Gegenreaktion erfolgte prompt. Der Rat der Stadt genehmigte, dass die hiesige Schlosserinnung Nachschreiben an befreundete Schlosserinnungen in anderen Städten aufsetzen durfte. In den Briefen wurde gefordert, den weggezogenen Gesellen erstens keine Unterstützung und Beschäftigung zu verschaffen und ihnen zweitens die aus Leipzig entwendeten Objekte (Tafel und Schlüssel) abzunehmen und dorthin zurückzuschicken. Was aus den fortgezogenen Gesellen wurde, ist nicht überliefert. Zumindest die Meistertafel und die Ladenschlüssel fanden den Weg zurück nach Leipzig.

Drei Jahre später kam es zu einem weiteren Vorfall.¹⁷ Als der Schlossermeister Johann Christian Schwarz einen jungen Burschen, dessen Name in den Akten nicht genannt wurde, in seiner Werkstatt gesellenweise beschäftigte, wandten sich alle Schlossergesellen, etwa 40 an der Zahl, mit Bitte um Resolution an den Rat der Stadt. Auch gutes Zureden durch die übrigen Meister oder den Deputierten, der an den Innungsversammlungen als ratsherrlicher Vertreter teilnahm, half nichts. Stein des neuerlichen Anstoßes

¹⁴ Siehe dazu: Korge, Unruhiges Gewerbe (Anm. 4), S. 91, 97f.

¹⁵ Über den Sprachgebrauch von »Aufstand«, »Aufstehen« und ähnlichen Quellenbegriffen siehe: Andreas Griesinger, Handwerkerstreiks in Deutschland während des 18. Jahrhunderts. Begriff – Organisationsformen – Ursachenkonstellationen, in: Ulrich Engelhardt (Hrsg.), Handwerker in der Industrialisierung. Lage, Kultur und Politik vom späten 18. bis ins frühe 20. Jahrhundert (Industrielle Welt. Schriftenreihe des Arbeitskreises für moderne Sozialgeschichte 37), Stuttgart 1984, S. 407–434, hier S. 409–414.

¹⁶ Ein deutlich älterer »Aufstand« der Schlossergesellen ist für das beginnende 16. Jahrhundert belegt. Damals nannten sich die Schlosser auch »Kleinschmiede«, StadtAL, Stadtkassenrechnungen 17 (1503–1505), Bl. 185r.

¹⁷ Hierzu siehe: StadtAL, Tit. LXIV (F) 145, Vol. III, Bl. 36r–46r.

war nicht etwa, dass der Geselle, den Meister Schwarz seit drei Wochen beschäftigte, ein Ungelernter war. Vielmehr hatte er seine Lehre ordentlich bei Schwarz absolviert und war nach Ablauf der Lehrjahre zu einem Schlossergesellen gesprochen worden. Problematisch war vielmehr, dass er sich nach der Gesellensprechung zum Militär hatte anwerben lassen. Als ihn sein Regimentshauptmann zeitweise beurlaubte, verdiente er sich ein Zubrot bei seinem ehemaligen Lehrmeister. Nach Einschätzung der Gesellschaft galt ein solcher Mann jedoch als Soldat und im Militärstand stehend. Er konnte damit kein Mitglied der ehrbaren Gesellenorganisation sein. Die Einzahlung von Beiträgen in die Gesellenlade (»Auflegen«) durch einen ehemaligen Gesellen, der sein Handwerk nur noch vorübergehend (»auf Urlaub«) betrieb, verstieß gegen die allgemeine Handwerksgewohnheit. Der Bursche sei nicht einmal umgeschickt worden. Würde man den Störer gewähren lassen, argumentierte die Gesellschaft, müssten die wandernden Gesellen andernorts mit »mancherley Beschimpfungen und Thätlichkeiten« rechnen. Außerdem gäbe es genügend Arbeit suchende, rechtschaffene Gesellen, denen man die Arbeitsplätze nicht vorenthalten sollte. Auch bei dieser Auseinandersetzung war also das althergebrachte Recht der Gesellschaft auf Regelung des Zugangs zum örtlichen Arbeitsmarkt betroffen.

Da die Gesellen mit ihrem Anliegen, die zunftgemäße Beschäftigung des ihrer Meinung nach pfuschenden Burschen zu verbieten, bei der Handwerksinnung nicht durchdrangen, suchten sie nach anderen Wegen. Sie wandten sich an den Magistrat. Nun wäre ein an die Ratsherren bescheiden herangetragenes Bittgesuch, den Streit zu entscheiden, eine in den Augen der Obrigkeit durchaus regelkonforme Variante der Konfliktlösung gewesen. Doch zeitgleich nutzten die Schlossergesellen das schärfste der ihnen zur Verfügung stehenden Mittel. Noch am gleichen Tag, an welchem sie sich mit Bitte um Resolution ans Rathaus wandten, es war Mittwoch, der 26. Oktober 1791, traten sämtliche Schlossergesellen in den Arbeitsausstand. Sie versammelten sich auf ihrer Herberge, welche sich damals in der Hainstraße im Gasthof »Zur goldenen Gans« befand, und »wollten nicht eher, als bis jener beurlaubte Soldat von Meister Schwarzen verabschiedet worden [sei], wieder in Arbeit gehen«. Ein erstes Ultimatum des Stadtrates, den Streik zu beenden, wurde ignoriert, ein zweites nach Verlesen des Mandats wider Tumult und Aufruhr¹⁸ befolgt. Was die Gesellen bewog, am nächsten Tag wieder friedlich und ruhig zu arbeiten, ist unklar. War es die Androhung von Gefängnisstrafen oder vielleicht ein Gerücht, der Rat beabsichtigte, bei der kursächsischen Regierung in Dresden anzufragen, ob nicht Militär aus der nahen Umgebung in die Stadt verlegt werden könne, um den Streik gewaltsam niederzuschlagen? Dass der Streik die Herren im Rathaus nicht wenig beunruhigte und sie an ihrer Vorgehensweise zweifelten, zeigt ein

¹⁸ Mandat, wider Tumult und Aufruhr, vom 18. Januar, 1791, in: Ferdinand Gothelf Fleck, Karl Christian Kohlschütter (Hrsg.), Zweyte Fortsetzung des Codicis Augustei, oder anderweit vermehrtes Corpus Juris Saxonici [...] bis zum Jahre 1800 [...] Erste Abtheilung, Leipzig 1805, Sp. 989–998.

Schreiben vom 1. November 1791. Darin fragten die hohen Herren beim betreffenden Regimentshauptmann an, ob es nicht möglich sei, den beurlaubten Soldaten baldigst zu seiner Militäreinheit einzuziehen, um die allgemeine Ordnung nicht unnötig zu gefährden. Diese Rückberufung zum Regiment sollte »jedoch in aller Stille« und ohne Erwähnung der eigentlichen Ursache geschehen. Tatsächlich wurde der Bitte stattgegeben und der Soldat bald darauf zurückbeordert.

Im Frühjahr 1793 wurde die Gesellschaft ein drittes Mal herausgefordert.¹⁹ Damals fügten zwei Leipziger Schlossermeister auf den Kundschaften ihrer Gesellen ein geheim vereinbartes Zeichen, »welches in einem Häckchen und einem Punct bestanden« hatte, hinzu, worauf die Gesellschaft protestierte und Kundschaften mit diesem vermeintlich harmlosen Semikolon als Neuerung harsch ablehnte. Die Gesellen trugen vor, dass dieses Zeichen Rückschlüsse auf das Arbeitsverhalten der Gesellen gäbe, wodurch die Meister versuchen würden, unliebsamen Gesellen die Wiederaufnahme eines Arbeitsverhältnisses zu erschweren oder ganz unmöglich zu machen. Die zwei Meister wurden fortan von der gesamten Gesellschaft boykottiert, indem beide bei der Arbeitsvermittlung neuer Arbeitskräfte durch den verantwortlichen »Örtengesellen« übergegangen wurden. Die Gesellschaft nutzte das wichtige Distributionsinstrument der Umschau, um ihre Interessen gegenüber der Zunft oder den einzelnen Meistern besser wahrnehmen zu können und um eine Disziplinierung durch die Arbeitgeber zu verhindern. Vermutlich war die durch die Gesellen kontrollierte Umschau den Meistern daher schon lange ein Dorn im Auge.

Nach Beschwerdeführung der Innung verbot eine obrigkeitliche Resolution sowohl das geheime Zeichen auf den Kundschaften als auch den Boykott, griff aber mit letzterem in das den Gesellen gewohnheitsrechtlich zustehende Umschickrecht und die Kontrolle des Arbeitsmarktes ein. Weitere Vorfälle führten zur Zuspitzung des Konflikts. So wurde ein Geselle, der einen Eintrag in seiner Kundschaft manipuliert hatte, mit einer zweiwöchigen Gefängnisstrafe hart belegt. Außerdem sollten die Kundschaften der in Arbeit stehenden Gesellen nicht mehr bei dem jeweiligen Meister liegen, was bisher nicht selten dazu geführt hatte, dass die einzelnen Arbeitgeber nachlässig mit der Einziehung der Kundschaften umgingen oder die Gesellen Zugriff auf die Kundschaften hatten. Vielmehr sollten die Urkunden nun zentral in der Handwerkslade verwahrt werden, bis der Geselle auf Wanderschaft zu gehen wünschte. Dies hatten bereits die kurfürstlichen Generalinnungsartikel und der Handwerksbeschluss, der den Anlass zum

¹⁹ Zum Ausstand von 1793 siehe: StadtAL, II. Sektion S (F) 2156, Vol. I; StadtAL, Tit. LXIV (F) 150, Bl. 18 r; Arno Kapp, Leipzigs Handwerksgesellen und Arbeiter im Aufstand (1789 u. folg. Jahre), Maschinenschrift, Leipzig [1954], S. 39–41; Horst Steffens, Streiks und sonstige kollektive Aktionen (Arbeitsverweigerungen, Unruhen, gewaltsame Auseinandersetzungen, Petitionen) in Leipzig 1783–1853, Maschinenschrift, [Konstanz] 1987; Ders., Streiks in Leipzig 1806–1889. Ein Überblick, Maschinenschrift, Konstanz 1989.

ersten Gesellenstreik gegeben hatte, vorgesehen.²⁰ Die neuen Regelungen erkannten die Schlossergesellen als teilweisen Verlust ihrer Arbeitsmarktmacht, wogegen sie aus der Arbeit aufstanden, sich auf der Herberge versammelten und nach gemeinschaftlicher Beratung durch die Straßen Leipzigs marschierten. Nach diesem als Warnsignal zu verstehenden Protest kehrten sie einen Tag später zu ihren Meistern in die Werkstätten zurück und verhielten sich vorerst unauffällig.

Als sich genau nach einem Monat die Vorgänge (besondere Zeichen auf den Kundschaften, Boykott der betreffenden Meister bei der Umschau, Beschwerde der Innung und Resolution des Stadtrates) zu wiederholen schienen, legten die Gesellen erneut die Arbeit nieder und verlangten nun ihre Kundschaften, um fortzuwandern. Nach gescheiterten Vermittlungsversuchen wurden ihnen die Kundschaften tatsächlich ausgehändigt, worauf 50 der 52 Schlossergesellen aus der Stadt zogen. Wann sich diese Streikgemeinschaft, die vereint bis zum nächsten Dorf zog und dort vermutlich noch einige Zeit auf Zugeständnisse der Innung wartete, zerstreute, ist nicht bekannt. Bevor man sich trennte und ein Teil der Gesellen auf Wanderschaft ging, wurde noch die Innung »geschimpft«. Das Ritual der Schimpfung oder des Verrufs bewirkte, dass fortan kein Schlossergeselle bei einem Leipziger Meister Arbeit aufnehmen durfte, andernfalls drohten ihm selbst die Schimpfung und der Ausschluss aus der Gemeinschaft ehrbarer Gesellen. Ein solcher Ausschluss hatte nicht nur zur Folge, dass er im Zunftgewerbe nirgends mehr in Arbeit kam oder anderweitige Unterstützung durch die Gesellenschaften erhielt, sondern dass er privat »geschnitten« wurde. Kein »ehrlicher« Geselle durfte mit einem Geschimpften essen, trinken, feiern oder sonstigen Umgang haben.

Nach der Schimpfung mussten die zurückbleibenden Leipziger Meister ihre Werkstätten also ohne Gesellen führen, was erhebliche Umsatzeinbußen nach sich zog. Die beiden in der Stadt verbleibenden Gesellen hatten, so die Vermutung der Meister, die Aufgabe, neu ankommende Schlossergesellen über die zurückliegenden Geschehnisse zu informieren und den Verruf des Handwerks aufrechtzuerhalten. Sie hätten auch als Vermittler bei möglichen Verhandlungen zwischen Zunft und Gesellenschaft dienen können, aber dazu kam es vorerst nicht.

Nach dem geschilderten Auszug der Schlossergesellen schweigen die Akten für etwas mehr als drei Jahre, doch der Konflikt brodelte weiter.²¹ Spätere Schriftstücke belegen, dass trotz der Schimpfung, die anscheinend nicht gänzlich wirksam war,

20 StadtAL, II. Sektion S (F) Nr. 2156, Vol. I, Bl. 9r; Mandat, die General-Innungs-Articul für Künstler, Professionisten und Handwerker hiesiger Lande betr. (08.01.1780), Cap. II § 6; Wissell, Des Alten Handwerks (Anm. 10), S. 162f.

21 Für die folgenden Ausführungen siehe: StadtAL, II. Sektion (F) 2156, Vol. I; StadtAL, Tit. LXIV (F) 145, Vol. III, Bl. 71r–82v; StadtAL, Tit. LXIV (F) 150, Bl. 10r. Vgl. dazu auch: Kapp, Handwerksgesellen (Anm. 19), S. 21–23; Percy Stulz, Alfred Opitz, Volksbewegungen in Kursachsen zur Zeit der Französischen Revolution, Berlin 1956, S. 193–195; Steffens, Kollektive Aktionen (Anm. 19); Ders., Streiks in Leipzig (Anm. 19); Reinhold Reith, Andreas Grießinger, Petra Eggers, Streikbewegungen deutscher Handwerksgesellen im 18. Jahrhundert. Materialien zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte

Schlosserburschen nach Leipzig einwanderten und Arbeit bei dem einen oder anderen Meister annahmen. Obwohl diese »Streikbrecher« noch Jahre später in Berlin, Dresden und anderen Städten von den dortigen Gesellen misshandelt und ausgegrenzt wurden, schien es, als nähme die schädliche Wirkung der Schimpfung für die Innung allmählich ab. Doch Anfang August 1796 eskalierte die Situation in dem Gewerbe erneut.

Ein Schlossermeister namens Selcke hatte unvorsichtigerweise handschriftliche Bemerkungen auf den Beschäftigungszettel eines seiner Gesellen gesetzt. Wie vor drei Jahren lag die Streitursache im Umgang mit den bedeutsamen Ausweisdokumenten. Die sich versammelnden Handwerksgesellen beschlossen, Selckes Verfehlung dem Rat der Stadt vorzutragen. Dieser blieb seinem bisherigen Standpunkt treu, indem er das Hinzufügen weiterer Anmerkungen auf den Beschäftigungszetteln und den Kundschaften untersagte und zugleich die zentrale Aufbewahrung der Kundschaften in der Handwerkslade anordnete. Waren die Schlossergesellen mit ersterer Bestimmung einverstanden, so traten sie als Reaktion auf letztere in den Ausstand und verließen ihre Arbeitsplätze. Die Vorgänge von 1788 und 1793 drohten sich zu wiederholen. Die Streikenden versammelten sich auf ihrer Herberge, während die Zunft – angedenk des nur wenige Jahre zurückliegenden letzten schmerzhaften Auszugs mit Schimpfung – unverzüglich von Meister Selcke eine Lösung des Problems forderte und den Rat der Stadt informierte. Ein auf die Gesellenherberge gesandter Aktuarius verlas das Mandat wider Tumult und Aufruhr vom 18. Januar 1791 und ließ im Namen des Rates vor den Konsequenzen warnen. Vor dem Hintergrund einer angespannten Stimmung in der Stadt glaubten die Schlossermeister jedoch anscheinend nicht an eine schnelle, glimpfliche Konfliktbeilegung auf diesem Weg. Sie vereinbarten gleichzeitig untereinander, dass streikende, rebellische Gesellen umgehend mit Kundschaften zu versehen seien und unverzüglich aus der Stadt wegziehen sollten. Doch die Gesellen widersetzen sich Rat und Innung und verweigerten diesmal den Auszug. Vielmehr feierten sie übermäßig auf der Herberge, verlangten die Bezahlung der Zechkosten und zogen lautstark und somit sehr öffentlichkeitswirksam durch die Straßen. Sie versuchten sogar, die tiefen Gräben zwischen den einzelnen Gesellenschaften zu überwinden und Gesellen anderer Handwerke zum gemeinsamen Protest zu bewegen. Dies schreckte den Stadtrat sofort auf.

Übergewerbliche Solidarisierungsbemühungen waren ein sehr junges Phänomen in der Geschichte der Leipziger Handwerke. Nur einmal, bei einem Streik der Schneidergesellen kurz nach dem Ende des Siebenjährigen Krieges, hatte es vergleichbare,

des städtischen Handwerks 1700–1806 (Göttinger Beiträge zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte 17), Göttingen 1992, S. 330f.

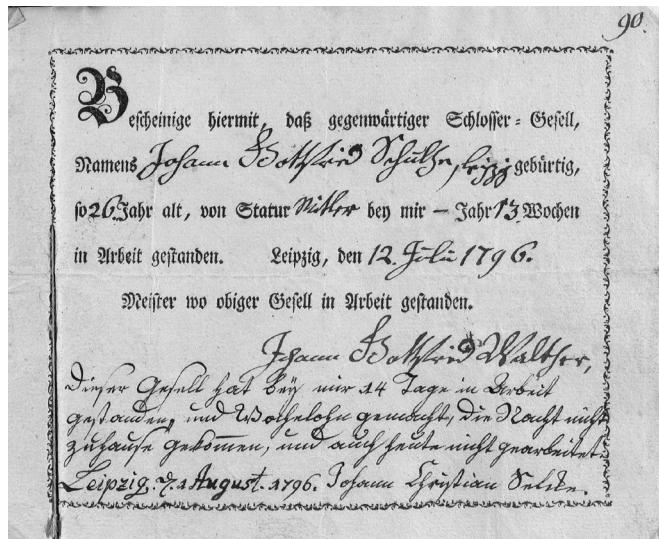


Abb. 2: Mit einer Anmerkung versehener Beschäftigungszettel des Schlossermeisters Johann Christian Selcke für den Gesellen Johann Gottfried Schultzze (StadtAL, II. Sektion S [F] 2156, Vol. I, Bl. 90r)

richtungsweisende Ansätze gegeben.²² Ansonsten blieben vormoderne Gesellenstreiks stets auf ein Gewerbe beschränkt. Erst mit der Arbeitsniederlegung der Schlossergesellen wurde erneut versucht, die tradierten Handwerksgrenzen zu überspringen und eine gemeinschaftliche Protestfront zu etablieren.

Dass der Gesellenstreik an dieser Stelle eine neue, hochgefährliche Qualität erreicht hatte, denn immerhin lebten am Ende des 18. Jahrhunderts mehrere Tausend Handwerksgesellen in Leipzig, war dem Rat der Stadt wohl bewusst. Er schrieb sofort an die sächsische Landesregierung und bat, da die Stadt derzeit von seiner Garnison entblößt war, dringend um militärische Unterstützung. Die Verlegung von 200 Soldaten wurde bewilligt und eilends in die Tat umgesetzt. Der drohenden Festnahme durch das anrückende Militär kamen die Schlossergesellen zuvor, indem die meisten von ihnen nach erneuter Schimpfung des Handwerks die Stadt verließen. Der Auszug erfolgte wie 1788 unter Mitnahme der Meistertafel und der Schlüssel zur Gesellenlade, die man dem Herbergsvater nach Aufbrechen eines Schrankes gewaltsam entwendete. Ohne diese symbolträchtigen Objekte konnten keine redlichen Gesellenversammlungen, kein Auflegen und keine traditionsgemäße Umschau stattfinden. Die Funktionsweise eines ehrbaren Handwerks sollte durch die Schimpfung, welche über Wandergesellen und Laufbriefe bei anderen Gesellschaften bekannt gegeben wurde, empfindlich getroffen

²² StadtAL, II. Sektion S (F) Nr. 1819, Bl. 35 r–62 r; Johann Christoph Händler, Biographie eines noch lebenden Schneiders, von ihm selbst geschrieben, Nürnberg 1798, S. 33–40; Reith, Streikbewegungen (Anm. 21), S. 174–177; Marcel Korge, Schlechtes Geld und weiße Handschuhe. Aufstand und Festumzug der Leipziger Schneidergesellen im Jahr 1763, in: Stadtgeschichte. Mitteilungen des Leipziger Geschichtsvereins, Jahrbuch 2010, Beucha 2011, S. 219–245, hier S. 235–238.

werden. Vor den Toren der Stadt angelangt, verfassten die Gesellen noch am gleichen Tag Schimpfbrieve (zum Beispiel an die Hannoveraner Gesellschaft), mit denen der Verruf des Leipziger Schlosserhandwerks verbreitet und andernorts publik gemacht wurde. Danach wanderten die Aufgestandenen fort.

Wochen später kamen immerhin einzelne Schlossergesellen wieder nach Leipzig, doch spätestens im Januar 1797 holten die vergangenen Ereignisse das Handwerk ein.²³ Nach der Neujahrsmesse konnte auf der Gesellenversammlung kein Auflegen stattfinden, da die mittlerweile nachgezogenen Gesellen die Wahl eines neuen Altgesellen verweigerten. Als Gründe führten sie an, dass sie auf den Schulden des vorjährigen Aufstands sitzengeblieben seien und noch immer wichtige Symbole der Gesellschaft und des Handwerks (Meistertafel, Gesellenladenschlüssel) fehlen würden. Ohne das Auflegen und ohne eine Altgesellenwahl sei jedoch kein »ehrliches« Arbeiten möglich, andernfalls hätte den Leipziger Gesellen der Verruf durch auswärtige Gesellenorganisationen gedroht. Die Schimpfung des Handwerks wirkte noch immer. Die Schlossermeister wandten sich nach der Arbeitsniederlegung Hilfe suchend an den Magistrat, der in dem inzwischen allgemein stark aufgeheizten gesellschaftlichen Klima²⁴ unverzüglich mit Verhaftungen reagierte. Auch wenn die Gesellen nach wenigen Tagen wieder auf freien Fuß gesetzt wurden, kam das Schlosserhandwerk nicht mehr zur Ruhe. Die meisten Gesellen verließen die Messestadt, von einem regelmäßigen Zuzug neuer Schlosserburschen konnte danach keine Rede mehr sein. Die mehrfach und in kurzer Folge wiederholten Schimpfungen schienen vollends ihre Wirkung zu entfalten. Die wenigen Zuwandernden, durch die verschiedenen Informationskanäle über die heikle Lage ins Bild gesetzt, suchten gar nicht mehr um Arbeit nach, sondern nahmen nach wenigen Tagen ihren Wanderstab wieder in die Hand.

Als der Gesellenmangel nicht abnehmen wollte, der gute Ruf der Leipziger Schlosserinnung dauerhaften Schaden zu nehmen drohte und die wirtschaftliche Lage des Handwerks immer stärker beeinträchtigt wurde, gaben die Meister im Frühjahr des Jahres 1800 endlich nach und strengten eine kostspielige Beilegung der Schimpfung durch drei auswärtige Gesellenorganisationen an.²⁵ Auf anderem Wege war eine Entspannung der äußerst komplizierten Situation (fünf Streiks innerhalb von knapp zehn Jahren mit mindestens drei bekannten Auszügen und mehrfachen Schimpfungen) wohl nicht mehr zu erreichen. Die geforderte Zechschuld hatte die Innung bereits zuvor zähnekirischend

²³ Für die Auseinandersetzung von 1797 siehe: StadtAL, Tit. LXIV (F) 150. Vgl. dazu auch: Kapp, Handwerksgesellen (Anm. 19), S. 36–38; Steffens, Kollektive Aktionen (Anm. 19); Ders., Streiks in Leipzig (Anm. 19); Reith, Streikbewegungen (Anm. 21), S. 338–341.

²⁴ Die sich mittlerweile häufenden Gesellenstreiks (so bei den Schuhmachern, Schneidern, Lohgerbern und Tischlern) wurden zum Teil von der übrigen Stadtbevölkerung unterstützt; s. dazu: Korge (Anm. 4), S. 93–96.

²⁵ Diese Art der Streikbeilegung findet sich schon bei: Rudolf Wissell, Des alten Handwerks Recht und Gewohnheit (Einzelveröffentlichungen der Historischen Kommission zu Berlin 7). Bd. 2, 2. Aufl., Berlin 1974, S. 243, 497–506; Ders., Des alten Handwerks (Anm. 10), S. 193.

beim Herbergsvater beglichen. Somit schien es, als würde die Auseinandersetzung wenigstens mit einem Teilerfolg der Schlossergesellen enden. Doch wenige Jahre nach der Jahrhundertwende spitzte sich die Situation für die alten Gesellenorganisationen dramatisch zu.

Bevor am Schluss ein Blick auf die weitere Entwicklung der Leipziger Schlossergesellschaft geworfen wird, soll noch eine interessante Einschätzung der Streikvorfälle durch den Rat der Stadt Erwähnung finden. Neben den beiden direkt beteiligten Streikkontrahenten (Gesellschaft und Meisterzunft) nahm er eine Schlüsselstellung bei der Austragung der Konflikte ein. Eine einseitige Stellungnahme zugunsten der Zunft, die man durch die Ratsherren hätte vermuten können, fand nicht statt. Vielmehr präsentierte sich der Magistrat einige Monate nach den letzten Gesellenunruhen in einem Bericht an die Landesregierung in Dresden bewusst in der Rolle eines Vermittlers zwischen den Konfliktparteien, der nicht allein die Haltung der Streikenden verurteilte. Beispielsweise gab er erstaunlicherweise an, dass das Verhalten eines als Hauprädelsführer verdächtigten Schlossergesellen namens Voß zwar strafwürdig gewesen sei, doch wäre »auf der andern Seite nicht undeutlich abzunehmen, daß derselbe von seinen Gegnern in deren Schriften mit allzu gehässigen Farben geschildert worden seyn möchte, und es dürfte hier wohl in Betracht zu ziehen seyn, daß es bey dem zweymaligen Aufstehen der Schlossergesellen [1793 und 1796] nicht zu gefährlichen Drohungen, vielweniger zu einem würcklichen Aufruhr gekommen« sei.²⁶ Vielleicht beabsichtigten die Ratsherren, sich als fähige, loyale Dienerschaft der Landesregierung darzustellen, die einen »würcklichen Aufruhr« gar nicht erst entstehen ließ. Dass man seinerzeit in aller Eile um militärische Hilfe nach Dresden geschrieben und nur mithilfe dieser Einheiten die aufgestandenen Handwerker zur Räson gebracht hatte, dies verschwiegen die Herren auf der Ratsstube wohlweislich lieber ebenso wie die übrigen Arbeitsausstände.

In den Folgejahren blieben weitere Streiks im Leipziger Schlosserhandwerk jedenfalls aus. Erst als die Gesellenladen Ende 1810 in Sachsen aufgehoben wurden und an ihre Stelle sogenannte Gesellenverpflegungskassen mit erheblich eingeschränkten Funktionen traten, begehrten die Schlossergesellen noch einmal auf. Bei einer von der Innung als »Exzess« verurteilten Protestaktion rissen sie das am Herbergsgebäude hängende Schlosserzeichen herab und zerschlugen es.²⁷

Eventuell gaben sie mit diesem Zerstörungsakt symbolisch ihrer Wut über die Vernichtung der alten Gesellschaft Ausdruck. Eine praktische Wirkung hatte der Zwischenfall nicht. Die Autonomie der Gesellenorganisation wurde weitgehend beschnitten. Die neuen Gesellenverpflegungskassen standen unter scharfer Kontrolle der Handwerksmeister. Zur Organisation innergewerblich ökonomischen oder gar politischen Widerstandes eigneten sich die Verpflegungskassen anders als die Gesellenladen

26 StadtAL, II. Sektion S (F) 2156, Vol. II, Bl. 19 r.

27 Steffens, Kollektive Aktionen (Anm. 19); Ders., Streiks in Leipzig (Anm. 19).



Abb. 3: Aushängeschild der Schlosserherberge (Nachfolger des 1811 zerstörten Schlosserzeichens) (Paul Daehne, Geschichte der Schlosser-Innung zu Leipzig. Anlässlich des 425jährigen Bestehens dargestellt und mit zahlreichen Bildern aus verschiedenen Jahrhunderten, dabei eigenen Zeichnungen versehen, Lübeck 1925, S. 147)

nicht. Während in verschiedenen sächsischen Handwerken die alten Laden illegal fortbestanden, ist ungewiss, ob dies auf die Leipziger Schlossergesellen zutraf. Überliefert sind keine weiteren Streikaktionen der Schlossergesellen aus den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts und auch in anderen Gewerben schien die Macht der Gesellen, ihren Interessen mit kollektiven Arbeitsausständen Gehör verschaffen zu können, endgültig gebrochen. Eine Annahme, die sich jedoch bald als falsch erweisen sollte.²⁸

28 Noch wenig untersucht sind die Arbeitsniederlegungen von Leipziger Handwerksgesellen und Fabrikarbeitern in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die sehr große Ausmaße erreichten. Allein im Juni 1869 beteiligten sich an einem Streik der Zimmerer über 1100 Personen. Ebd.

Auf dem Weg zu einer sächsischen Einwanderungspolitik im 19. Jahrhundert. Ein Problemaufriss am Beispiel der Stadt Leipzig

Yonah Simeon Karkheck

1. Einleitung

Einwanderung und die damit in Verbindung stehenden Herausforderungen wurden zu Beginn des 19. Jahrhunderts im Königreich Sachsen durchaus als Problem angesehen. Es sind zahlreiche Beschwerden dokumentiert, die Landgemeinden und Städte mit Blick auf die Einwanderungspolitik und -praxis an die Regierung richteten.¹ Hierbei wurde besonders die ungeregelte Zuwanderung von wenig qualifizierten Ausländern und daraus folgend eine Mehrbelastung der Armenkassen kritisiert, da die Gesetzeslage uneinheitlich, veraltet und wenig entwickelt erschien.

Betrachtet man den rechtlichen Aspekt der Beschwerden, stellt man fest, dass es in Sachsen in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts tatsächlich keine universelle Rechtspraxis bei der Aufnahme von Angehörigen anderer Staaten gab. Auch fand die Thematik im Zuge der Staatsreform² vorerst nur wenig Beachtung. Aufgrund der genannten Vorwürfe wurde am 13. Mai 1831 lediglich das »Mandat, die Niederlassung von Ausländern im Königreich Sachsen [...] betreffend«³ erlassen, welches einen Kriterienkatalog entwarf, den Zuwanderer zu erfüllen hatten, wenn sie in Sachsen ein Handwerk oder Gewerbe betreiben wollten. Hierdurch sollte die Einwanderung vorläufig reguliert und vereinheitlicht werden.⁴

Auf Basis einer Aktenlage⁵, die der Leipziger Bürgerregisternde 1835/37 vorgeheftet war, soll im Folgenden gezeigt werden, dass der Versuch staatlichen Eingreifens in die

1 Vgl. Lutz Vogel, Aufnehmen oder abweisen? Kleinräumige Migration und Einbürgerungspraxis in der sächsischen Oberlausitz 1815–1871 (Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde 47), Leipzig 2014, S. 49–56.

2 Vgl. Gerhard Schmidt, Die Staatsreform in Sachsen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Eine Parallel zu den Steinschen Reformen in Preussen (Schriftenreihe des Staatsarchivs Dresden 7), Weimar 1966.

3 Gesetzsammlung für das Königreich Sachsen vom Jahre 1831, Dresden 1831, S. 99–104.

4 Systematisch aufgearbeitet haben die Entwicklungen u.a.: Vogel, Aufnehmen oder abweisen (Anm. 1), besonders S. 33–88; Dieter Gosewinkel, Einbürgern und Ausschließen. Die Nationalisierung der Staatsangehörigkeit vom Deutschen Bund bis zur Bundesrepublik Deutschland (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 150), Göttingen 2001, besonders S. 60–66.

5 Stadtarchiv Leipzig (im Folgenden: StadtAL), Titel XXXIV (K) Nr. 69 »Acta, Anwendungsfälle von einzelnen Voraussetzungen zur Erlangung des Bürgerrechts betr.«. Weitere Akten befinden sich im

zuvor lokal etablierte Praxis nicht nur positive Resonanz fand. Die dokumentierten Reaktionen der Leipziger Kaufleute und Buchhändler gewähren dabei exemplarisch Einblick in ein sich eröffnendes Spannungsfeld zwischen staatlicher Regulation und lokaler Organisation.

2. Die Einwanderungspolitik in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts

Die napoleonischen Kriege sowie die Umstrukturierung Mitteleuropas nach dem Wiener Kongress hinterließen auch im Königreich Sachsen ihre Spuren.⁶ Es musste fast zwei Drittel seines Territoriums und knapp die Hälfte seiner Bevölkerung abtreten.⁷ Die Gebietsveränderungen stellten dabei alle betroffenen Territorien – selbstverständlich in Kombination mit den politischen Wirren der Kriegsjahre – spätestens nach 1815 vor die Herausforderung, ihre Verwaltung an die neuen Verhältnisse anzupassen.⁸

Unentbehrlich für die Definition eines Herrschaftsbereichs war hierbei die Klärung der Staatszugehörigkeit. Diese musste nicht nur durch die verschobenen Grenzen, sondern auch durch die sich verändernden rechtlichen Strukturen grundlegend neu geregelt werden. Auch für die Bevölkerung selbst war die klare Zuordnung zu einem Herrschaftsgebiet wichtig, da der Erwerb von Besitz und die Ausübung eines Gewerbes häufig hiermit verbunden waren. Eine einheitliche Regelung konnte und sollte der Deutsche Bund nicht leisten, zumal er keinen festen »Nationalstaat«, sondern einen relativ losen Staatenbund darstellte und vorwiegend der äußeren Gefahrenabwehr, nicht der inneren Homogenisierung diente.⁹

Unmittelbar nach den Befreiungskriegen waren insbesondere desertierte oder in fremden Diensten stehende Soldaten, Vagabunden, Hausierer etc. über das gesamte Gebiet des Deutschen Bundes verteilt. Nach längerer Abwesenheit aus ihrer ehemaligen Heimat entstand hierbei das Problem, dass sie ihre alte Staatsangehörigkeit verloren und

Sächsischen Staatsarchiv, Hauptstaatsarchiv Dresden, und im Staatsarchiv Leipzig, hier vor allem im Bestand 20024 Kreishauptmannschaft Leipzig und 20005 Ältere Amtshauptmannschaften des Leipziger Kreises.

6 Einen aktuellen Blick aus landesgeschichtlicher Perspektive bietet: Birgit Richter (Ed.): Der Wiener Kongress 1815 und die Folgen für Sachsen. Fachkolloquium des Sächsischen Staatsarchivs vom 22. April 2015, Staatsarchiv Leipzig (Veröffentlichungen des Sächsischen Staatsarchivs, Reihe A: Archivverzeichnisse, Editionen und Fachbeiträge 18), Halle (Saale) 2015.

7 Josef Matzerath, Landstände und Landtage in Sachsen 1438 bis 1831. Zur Entstehung, Gewichtung und Tagungsweise der sächsischen Ständeversammlung in vorkonstitutioneller Zeit, in: Karlheinz Blaschke (Hrsg.), 700 Jahre politische Mitbestimmung in Sachsen. Begleitheft zur Ausstellung, Dresden 1994, S. 17–34, hier S. 20.

8 Einen auf Sachsen bezogenen Überblick liefert: Schmidt, Staatsreform (Anm. 2).

9 Gosewinkel, Einbürgern und Ausschließen (Anm. 4), S. 27f.

faktisch staatenlos waren.¹⁰ Um die Rückführung und Wiederaufnahme zu vereinfachen, schlossen die Staaten des Deutschen Bundes daher vorerst eigenständig bilaterale Verträge. In diesem Prozess sieht Andreas Fahrmeir den Ausgangspunkt für die Entwicklung der Staatsangehörigkeit und Einwanderungspolitik im 19. Jahrhundert.¹¹ Deren beginnende Neuorganisation verlief in den Einzelstaaten somit eigenständig und höchst unterschiedlich.

Für den sächsischen Raum hat Lutz Vogel die folgenden Entwicklungen im Einzelnen aufgearbeitet. Zunächst verdeutlicht er die von Andreas Fahrmeir verallgemeinert dargestellten bilateralen Verträge am Beispiel der Konventionen, die 1817 bzw. 1819 zwischen Preußen und Sachsen geschlossen wurden und die sich hauptsächlich auf die neu zu Preußen gehörende Bevölkerung und auf ehemalige Soldaten bezogen.¹² Dass solche bilateralen Verträge die Einwanderung und die damit verbundene Regelung der Staatsangehörigkeit nicht zufriedenstellend klären konnten, liegt auf der Hand. Noch klarer wird der Handlungsbedarf am von Lutz Vogel gewählten Beispiel der sächsischen Oberlausitz. Hier wurde in der Rechtspraxis bei Fragen der Einwanderung noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein sogenanntes Oberamtspatent aus dem Jahre 1732 verwendet – ein Rechtsakt, dessen Vokabular aufgrund der Folgen der Französischen Revolution bzw. der Napoleonischen Kriege im 19. Jahrhundert vollkommen anachronistisch und, etwa durch das Voraussetzen der Leibeigenschaft, im Grunde nicht mehr anwendbar war. Entsprechende Unsicherheiten in der Auslegung durch das zumeist nicht ausreichend geschulte Personal sowie die daraus resultierende Willkür boten schon damals Grund zur Kritik.

Dass vor diesem Hintergrund ein einheitliches Staatsbürgerrecht als dringlich empfunden wurde, zeigt sich exemplarisch anhand von insgesamt 25 »Intercessionalien« und »Beschwerden«, die die sächsischen Stände¹³ 1830 dem Landtag vorlegten.¹⁴ Hierin machten sie darauf aufmerksam, dass das Fehlen einer umfassenden Regelung der Einwanderung den Zuzug von zum Teil unqualifizierten Ausländern begünstigte. Dies führe zu einer Überlastung der Armenkassen. Die sächsische Regierung hatte sich bis dahin noch nicht explizit mit einem auf diese Thematik abzielenden Gesetz befasst. Noch im März 1831 stritten sich Regierung und Stände über die Regelungen zum Staatsbürgerrecht, die der vorgelegte Verfassungsentwurf nicht klärte. In ihm wurde lediglich um weitere Geduld und Zeit gebeten, was die Stände der von ihnen empfundenen Dring-

10 Der Verlust der Staatsangehörigkeit trat zumeist nach drei bis zehn Jahren Abwesenheit ein: Andreas Fahrmeir, *Nineteenth-Century German Citizenships: A Reconsideration*, in: *The Historical Journal* 40 (1997) 3, S. 721–752.

11 Ebd., S. 737f.

12 Vogel, Aufnehmen oder abweisen (Anm. 1), S. 42–49.

13 Einleitend über die Struktur der sächsischen Verwaltung sowie die Rolle und Position der Stände: Volker Ruhland, *Verwaltungsgeschichte Sachsens. Ein Überblick* (Kleines Historisches Sachsen-Universum), Dresden 2006, S. 19–52.

14 Vogel, Aufnehmen oder abweisen (Anm. 1), S. 49–51.

lichkeit entsprechend nicht hinnehmen wollten. In der Verfassung, die am 4. September 1831 verkündet wurde, war das Problem schließlich nicht geregelt. Dies bemängelten auch zeitgenössische Kritiker an ihr.¹⁵ Lediglich das »Mandat, die Niederlassung von Ausländern im Königreich Sachsen [...] betreffend« wurde auf Druck der Stände¹⁶ am 13. Mai 1831 von der sächsischen Regierung erlassen und soll im Folgenden genauer betrachtet werden.

3. Das Mandat vom 13. Mai 1831

In der Präambel des Mandats werden Adressatenkreis und Wirkrichtung klar formuliert: Es bezieht sich auf Ausländer¹⁷, »die sich zur Betreibung irgend eines Gewerbes in hiesigen Landen niederlassen wollen«.¹⁸ Die Regelungen seien erforderlich, da »die Gemeinden oftmals zur Aufnahme solcher Ansiedler genötigt worden sind, welche sehr bald für sich und ihre Familien verarmen, und den Communen die Last ihrer Versorgung oder Unterstützung aus den öffentlichen Armenkassen zugezogen haben«.¹⁹ Das Mandat sollte also eindeutig der Beschränkung des Zuzugs und somit dem vermeintlichen Schutz der Kommunen dienen. Lutz Vogel sieht in diesem Schritt einen Paradigmenwechsel, weil man sich damit das erste Mal seit der Zeit des Rétablissements auf Landesebene gegen eine Politik der bedingungslosen Zuwanderung stellte.²⁰ Hierbei ist noch zu beachten, dass das Mandat lediglich eine vorläufige Regelung darstellen sollte, auch wenn es letztlich über 20 Jahre Anwendung fand. Erst durch das »Gesetz über Erwerbung und Verlust des Unterthanenrechts im Königreiche Sachsen«²¹ vom 2. Juli 1852 wurde die Einwanderung grundlegend neu und im weitesten Sinne modern geregelt.

In § 1 des Mandats wird festgelegt, dass sich »jeder Ausländer, der sich zu selbstständiger Betreibung eines zunftmäßigen Gewerbes in einer Stadt des Königreichs niederlassen will«,²² über seine Unbescholtenseit, Erwerbsfähigkeit und den Besitz eines

¹⁵ Bspw. Friedrich Milhauser, *Das Staatsrecht des Königreichs Sachsen, mit Einschluß des Privatfürstenrechts und der völkerrechtlichen Verhältnisse*, Band 1, Leipzig 1839, S. 34.

¹⁶ Vgl. *Landtags-Acten [des Königreichs Sachsen]* vom Jahre 1830/31, Band 4, Dresden 1830/31, S. 1747.

¹⁷ Das Mandat unterscheidet lediglich in § 14 in Bezug auf den zu leistenden Militärdienst zwischen Angehörigen von Staaten innerhalb und außerhalb des Deutschen Bundes: *Gesetzsammlung Sachsen 1831* (Anm. 3), S. 103.

¹⁸ Ebd., S. 99.

¹⁹ Ebd.

²⁰ Vogel, Aufnehmen oder abweisen (Anm. 1), S. 53f.

²¹ *Gesetz- und Verordnungsblatt für das Königreich Sachsen* vom Jahre 1852, Dresden 1852, S. 240–247.

²² *Gesetzsammlung Sachsen 1831* (Anm. 3), S. 100.

»ausreichenden Vermögens«²³ in der durch § 2 bis § 5 wie folgt geregelten Weise auszuweisen hat. Der Nachweis über die Unbescholtenheit muss durch die Vorlage eines sogenannten Wohlfahrtszeugnisses erfolgen,²⁴ welches i. d. R. durch die Obrigkeiten des Ortes auszustellen war, aus dem der Petent kam.²⁵ Die Erwerbstätigkeit soll dadurch festgestellt werden, dass der »aufzunehmende Ausländer nicht durch Kränklichkeit, oder überhaupt durch seine körperliche oder geistige Beschaffenheit, zu der Besorgniß Veranlassung gebe, daß er künftig der Gemeinde zur Last fallen könnte«.²⁶ Darüber hinaus soll er eine Meisterprüfung im Inland abgelegt haben oder, sofern er das Meisterrecht erst noch erlangen wolle, mindestens 25 Jahre alt sein und sechs Jahre ununterbrochen im Inland in Arbeit gestanden haben (davon drei Jahre am Ort der beabsichtigten Niederlassung).²⁷ Besondere Aufmerksamkeit verdient der in § 4 und § 5 geregelte Vermögensaspekt. § 4 besagt zunächst allgemein, dass das Vermögen, welches der Petent nachzuweisen hat, »nach den Verhältnissen des Ortes, in welchem, und des Gewerbes, auf welches der Ausländer sich niederzulassen gedenkt, hinreiche, um damit einen nahrhaften Hausstand zu begründen«.²⁸ Hierfür soll ortsspezifisch ein mittleres Betriebskapital festgelegt werden, welches man zur Gründung und Betreibung des entsprechenden Gewerbes brauche. Diese mittlere Höhe diene dann als Maßstab zur Beurteilung von Anträgen. Des Weiteren soll auch bei einem angestrebten Gewerbe, welches ohne großes Betriebskapital auskommt, ein ausreichendes Vermögen nachgewiesen werden, sodass der Petent vor der allgemeinen Verarmung sicher sei. In § 5 werden diese finanziellen Forderungen noch einmal konkretisiert, indem der persönliche, nicht für die Gründung oder den Betrieb eines Gewerbes zu veranschlagende Vermögensbetrag auf höchstens 600 Taler in großen, 400 Taler in mittleren und 200 Taler in kleineren Städten festgelegt wird. Für Verheiratete sei maximal die doppelte Summe anzusetzen.

Die weiteren Paragraphen definieren spezielle Geltungsbereiche etc., die in der vorliegenden Betrachtung keine Rolle spielen.

Mit dem Mandat war in Sachsen zum ersten Mal auf staatlicher Ebene ein Kriterienkatalog entwickelt worden, den potentielle Einwanderer zu erfüllen hatten, wenn sie ein Gewerbe bzw. Handwerk betreiben und hierfür die sächsische Staatsangehörigkeit erlangen wollten. Der Staat nahm auf diese Weise Einfluss auf die zuvor lokal durch den Stadtrat sowie gewerblich überwiegend durch Zünfte organisierte Einwanderungspolitik und versuchte diese in Grundzügen zu vereinheitlichen.

23 Ebd.

24 Vgl. ebd.

25 Vogel, Aufnehmen oder abweisen (Anm. 1), S. 55.

26 Gesetzsammlung Sachsen 1831 (Anm. 3), S. 100.

27 Ebd., S. 100 und 102.

28 Ebd., S. 100.

4. Handel und Buchgewerbe in Leipzig um 1830

Um den zum Teil aufkommenden Widerstand gegen die Umsetzung des Mandats in Leipzig verstehen zu können, muss man zunächst die einflussreichsten gewerblichen Akteure der Stadt genauer betrachten.

Evident werden diese beispielsweise, wenn man beachtet, dass die Stadt Leipzig noch heute untrennbar mit der Leipziger Buchmesse in Verbindung gebracht wird. Diese Assoziation erscheint nicht nur aufgrund der aktuellen Größe und Bedeutsamkeit der Messe angebracht, sondern ist auch aus einer stadtgeschichtlichen Kontinuität erwachsen. Hierbei ist die Buchmesse lediglich das heute wohl bekannteste gemeinsame Erbe aus zwei Wirtschaftssektoren, welche die Stadt die gesamte Neuzeit hindurch maßgeblich geprägt haben: die Messen bzw. der Handel und das Buchgewerbe.

Leipzig war bereits im Mittelalter ein Handelsplatz von regionaler, in Bezug auf den Tuchhandel schon im 15. Jahrhundert deutlich weitreichenderer Bedeutung.²⁹ Umfassenden Einfluss auf Reichsebene – und gar weltweit – erlangte die Leipziger Messe jedoch erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Sie konnte sich letztlich als »wichtigste Messe Europas«³⁰ etablieren und somit die Messe in Frankfurt am Main übertreffen.³¹ Diesen Erfolg verdankte Leipzig vor allem seiner Stellung als »Drehscheibe des Handels zwischen West- und Osteuropa und [...] in dessen Gefolge als ein wesentliches Scharnier des europäischen Zahlungsverkehrs«.³² Auch in den transatlantischen Handel war der Leipziger Marktplatz eingebunden, indem sich die Kaufleute über die europäischen Seehäfen im ausgehenden 18. Jahrhundert beispielsweise im internationalen Baumwollhandel betätigten.³³

Gleichzeitig und eng mit der Entwicklung zur Handelsmetropole verbunden, verlief die Entwicklung zur sprichwörtlichen Buchstadt. Spätestens nachdem die Leipzi-

29 Vgl. Markus A. Denzel, Messestadt Leipzig. Marktplatz Europas in der Frühen Neuzeit, in: Susanne Schötz (Hrsg.), Leipzigs Wirtschaft in Vergangenheit und Gegenwart. Akteure, Handlungsspielräume, Wirkungen (1400–2011) (Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Leipzig 3), Leipzig 2012, S. 96–106, hier S. 96; Uwe Schirmer, Handel, Handwerk und Gewerbe in Leipzig (1250–1650), in: ebd., S. 13–50; Einen umfassenden Blick auf die Leipziger Messen bietet: Harmut Zwahr, Thomas Topfstadt, Günter Bentele (Hrsg.), Leipzigs Messen 1497–1997. Gestaltwandel – Umbrüche – Neubeginn, Teilband 1: 1497–1914 (Geschichte und Politik in Sachsen 9/1), Köln, Weimar, Wien 1999.

30 Denzel, Messestadt Leipzig (Anm. 29), S. 96.

31 Quantitativ greifbar wird die Entwicklung der Märkte in: Manfred Straube (Hrsg.), Wirtschaftliche Frequenzen der Leipziger Großen Märkte/Messen. Statistische Zeugnisse aus den Leipziger Stadtrechnungen 1471/72 bis 1814/15 (Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Leipzig), Leipzig 2015.

32 Denzel, Messestadt Leipzig (Anm. 29), S. 99.

33 Michael Schäfer, Handelsmetropole in der Industrieregion: Leipzig und die Industrielle Revolution in Sachsen, in: Schötz, Leipzigs Wirtschaft (Anm. 29), S. 185–198, hier S. 185–188.

ger Buchmesse die Frankfurter 1680 überflügelt hatte,³⁴ erlangte sie eine zumindest im deutschsprachigen Raum dominierende Rolle. Dabei konnte sich der Buchhandelsplatz Leipzig nicht nur durch die Messen, sondern auch durch die Ansiedlung von Verlags-, Zwischen-, Sortiments- und Antiquariatsbuchhandlungen sowie Buchdruckereien, Setzereien, Schriftgießereien und Buchbindereien auszeichnen.³⁵ Einen besonderen Innovationsschub erhielt das Buchgewerbe in der Zeit ab 1800, als die Nachfrage mit den alten Drucktechniken nicht mehr befriedigt werden konnte.³⁶ Thomas Keiderling spricht in Anlehnung an Walt Whitman Rostows Modell für diese Zeit gar von einem Take-Off.³⁷ Tatsächlich wurden durch Weiterentwicklung des traditionellen Hoch- und Tiefdruckverfahrens in dieser Zeit das Flachdruckverfahren (Lithografie) sowie 1811/14 die Schnell- bzw. Zylinderdruckmaschine erfunden und kamen wenig später auch in Leipzig zum Einsatz; ab den 1830er-Jahren vermehrt unter Verwendung von Dampfmaschinen.³⁸ Eindrucksvoll sind in diesem Zusammenhang die Entwicklungszahlen des Buchgewerbes. Schätzungen gehen in der Zeit zwischen 1830 und 1880 in Leipzig von einem Anstieg der Zahl von Zwischenbuchhandelsfirmen von 57 auf 140 aus. Die Zahl der Beschäftigten soll im gleichen Zeitraum etwa von 150 auf 1100 gestiegen sein.³⁹

An dieser Stelle zu erwähnen sind außerdem die Interessenvertretungen der Leipziger Buchhändler. Schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gab es durch den Verleger Philipp Erasmus Reich erste Bestrebungen, eine entsprechende Gesellschaft in Leipzig zu gründen, womit er allerdings scheiterte.⁴⁰ Da dem stark pluralistischen und weit verzweigten Buchmarkt jedoch weiterhin eine regelnde, übergeordnete Instanz fehlte, wurde 1825 der »Börsenverein der Deutschen Buchhändler zu Leipzig« gegründet, der als länderübergreifende Instanz praktisch im ganzen deutschsprachigen Raum wirkte. Erstaunlich ist, dass dies hauptsächlich auf Verlangen von süddeutschen Buchhändlern geschah, die der führenden Marktstellung Leipzigs und dem daraus resultierenden Einfluss hierdurch Einhalt gebieten wollten.⁴¹ 1833 wurde schließlich der lokal agierende »Verein der Buchhändler zu Leipzig« gegründet, um u. a. die Interessen der Buchhändler gegenüber städtischen und staatlichen Behörden zu vertreten.

Wie aufgezeigt wurde, bildeten die Kaufleute und Buchhändler zwei der einflussreichsten Gewerbegruppen in Leipzig, die auch überregional von großer Bedeutung waren. Aufgrund ihrer Stellung beanspruchten sie nicht nur eine lokalpolitische Partizi-

³⁴ Thomas Keiderling, Innovationen im Leipziger Buchhandel und Buchgewerbe 1800–1914, in: Schötz, Leipzigs Wirtschaft (Anm. 29), S. 221–242, hier S. 221.

³⁵ Ebd.

³⁶ Ebd., S. 227–231.

³⁷ Thomas Keiderling, Aufstieg und Niedergang der Buchstadt Leipzig, Beucha·Markkleeberg 2012, S. 46.

³⁸ Vgl. ders., Innovationen (Anm. 34), S. 227–231.

³⁹ Ders., Aufstieg und Niedergang (Anm. 37), S. 46f.

⁴⁰ Ders., Innovationen (Anm. 34), S. 239–242.

⁴¹ Ders., Aufstieg und Niedergang (Anm. 37), S. 53–57.

pation, sondern auch eine gewisse Gewerbeautonomie für sich. Dass dies bei staatlichen Eingriffen zu Konflikten führte, soll in Kapitel 6 gezeigt werden.

5. Bevölkerung und Gewerbeordnung in Leipzig um 1830

Natürlich stellt sich auch die Frage, inwieweit die in dem Mandat aufgegriffenen Bedenken gegenüber einem zu starken Zuzug in eine große und prosperierende Stadt wie Leipzig nachvollziehbar sind.

Tabelle 1: Einwohnerzahlen der Stadt Leipzig von 1800 bis 1871⁴²

Jahr	Einwohnerzahl
1800	32 146
1815	33 773
1830	40 946
1840	51 712
1852	66 724
1861	78 495
1871	106 925

Tabelle 2: Geburten- und Einwanderungsüberschuss in Leipzig von 1700 bis 1870⁴³

Zeitraum	Geburtenüberschuss	Einwanderungsüberschuss
1700 bis 1800	-28 997	39 447
1801 bis 1810	-2 072	4 229
1811 bis 1820	-2 478	5 782
1821 bis 1830	1 429	2 195
1831 bis 1840	669	9 314
1841 bis 1850	2 297	9 850
1851 bis 1860	6 316	6 892
1861 bis 1870	4 730	21 140

⁴² Die Tabelle ist gekürzt entnommen aus: Alexander Walther, Zum Bevölkerungswachstum in Leipzig im 19. und frühen 20. Jahrhundert, in: Schötz, Leipzigs Wirtschaft (Anm. 29), S. 199–219, hier S. 204, Tabelle 2.

⁴³ Die Tabelle ist gekürzt entnommen aus: Ebd., S. 214, Tabelle 6.

Betrachtet man dazu die Bevölkerungsentwicklung (Tab. 1 und Tab. 2), fällt auf, dass in den 1820er- und 1830er-Jahren eine rasante Bevölkerungszunahme einsetzte, welche sich besonders auf Einwanderer stützte. Es ist also wenig verwunderlich, dass sich in dieser Zeit Befürchtungen bezüglich einer Überforderung der Kommunen und Armenkassen mehrten. Hierbei ist zu beachten, dass diese Entwicklung in die Zeit des Pauperismus fällt, in der Armut ein allgegenwärtiges Problem war.⁴⁴ Ob es in Leipzig tatsächlich zu einer Mehrbelastung der Armenkassen kam, ist bisher – wie die gesamte Armenfürsorge Leipzigs in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts – nicht ausreichend erforscht.⁴⁵ Dass es in dieser Zeit für Bürger und Gewerbetreibende, auf die das Mandat abzielt, auch in größeren sächsischen Städten nicht ausgeschlossen war, einen sozialen und ökonomischen Abstieg zu erfahren und schließlich auf die Unterstützung der Armenkassen angewiesen zu sein, lässt sich jedoch exemplarisch in Dresden belegen: Anlässlich des 400. Jahrestages der Reformation wurde am 24. Juni 1839 eine städtische Armenspeisung veranstaltet, bei der 3723 Einzelpersonen und Familien verköstigt wurden – darunter auch sogenannte verschämte Arme, bei denen es sich wohl um eben solche sozial und wirtschaftlich abgestiegene Stadtbürger handelte.⁴⁶ Auch in Leipzig lässt sich für die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts eine zunehmende Handwerkerverarmung nachweisen.⁴⁷ Laut Hans-Ulrich Wehler erholten sich die Reallöhne im deutschsprachigen Raum bis Mitte der 1820er-Jahre zwar, fielen danach aber wieder ab.⁴⁸

Die Intention, den heimischen Markt vor einer zu großen Zahl von Einwanderern zu schützen, erscheint vor diesem Hintergrund plausibel. Andererseits stellt sich die Frage, weshalb ein Mandat zur Begrenzung der Einwanderung von Gewerbetreibenden in Sachsen überhaupt erforderlich war, da hier vor dem entsprechenden Gesetz von 1861⁴⁹, welches 1862 in Kraft trat, keine umfassende Gewerbefreiheit herrschte. Eine ausreichende Versorgung der Zugezogenen sollte also bereits durch die Zünfte bzw. In-

⁴⁴ Vgl. Wolfram Fischer, Armut in der Geschichte. Erscheinungsformen und Lösungsversuche der »sozialen Frage« in Europa seit dem Mittelalter, Göttingen 1982, S. 56–78.

⁴⁵ Dass es sich hierbei um ein realistisches Forschungsdesiderat handelt, zeigen beispielsweise: Helmut Bräuer, Der Leipziger Rat und die Bettler. Quellen und Analysen zu Bettlern und Bettelwesen in der Messestadt bis ins 18. Jahrhundert, Leipzig 1997; Ders., Elke Schlenkrich (Bearb.), Armut und Armbekämpfung: Schriftliche und bildliche Quellen bis um 1800 aus Chemnitz, Dresden, Freiberg, Leipzig und Zwickau. Ein sachthemaatisches Inventar, Leipzig 2002.

⁴⁶ Rudolf Weinhold, Armen- und Spitalverpflegung als Element städtischer Ernährungspolitik. Dargestellt an Dresdner Material des 17. bis 19. Jahrhunderts, in: Volkskunde in Sachsen 7 (1999) 2, S. 73–87, hier S. 75.

⁴⁷ Vgl. Elke Schlenkrich, Lebenswelten Leipziger Zunfthandwerker auf dem Weg in die Moderne (1750–1850), in: Schötz, Leipzigs Wirtschaft (Anm. 29), S. 315–325, hier S. 321–323.

⁴⁸ Hans-Ulrich Wehler, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Band 2: Von der Reformära bis zur industriellen und politischen »Deutschen Doppelrevolution« 1815–1845/49, München, 4. Auflage, 2005, S. 54–60.

⁴⁹ Das Königlich Sächsische Gewerbegezet nebst den dazu gehörigen Ausführungen und Verordnungen vom 15. October 1861, Leipzig und Dresden 1861.

nungen⁵⁰ gesichert gewesen sein. Bei einem genaueren Blick erweist sich die Gewerbeverfassung im Königreich Sachsen allerdings als erheblich komplexer.⁵¹

Zwar meinte man um 1800, durch die Generalinnungsartikel von 1780 eine grundlegend gute und moderne Gewerbeverfassung zu haben – unter ausdrücklicher Beibehaltung der Innungen. Doch wurde auf Regierungsebene bereits 1809 ein erstes Mal darüber nachgedacht, den Innungszwang abzuschaffen. Nicht zuletzt unter dem Eindruck der 1810 in Preußen eingeführten Gewerbefreiheit wurde diese Idee 1816 noch einmal diskutiert. Zu einer umfassenden Neuregelung kam es bekanntlich vorerst nicht. Dennoch schlug die Regierung in Folge der Diskussion einen klar innungskritischeren Ton an. Auch wurden Innungsneugründungen häufiger verwehrt. So beantwortete die königliche Regierung beispielsweise das Gesuch der Schönfärberinnen aus Lengenfeld am 7. Juli 1817 mit der Erklärung, »fortan keine neuen Innungen mehr zu bestätigen, da man das Zunftwesen abzuschaffen geneigt sei und dem freien Gewerbebetrieb nicht mehr Schranken auferlegen wolle«.⁵² Man hob den Innungszwang 1819 allerdings lediglich in den »durch die Landesgrenze getheilten Districten oder Orten«⁵³ auf. Auch in den 1820er- und 1830er-Jahren gab es immer wieder Kritik am Innungszwang. Die verschiedenen Änderungsvorschläge gingen jedoch nicht in die offizielle Gesetzgebung ein. In der Rechtspraxis wurde der Innungszwang hingegen immer weiter ausgehöhlten, indem u. a. Konzessionen ausgestellt und damit Sonderregelungen gewährte wurden, wovon etwa die Manufakturen frühzeitig profitierten. Ab den 1830er-Jahren wurden schließlich einzelne Textilgewerbe ganz vom Innungszwang befreit. Auch Leipzig konnte sich aufgrund seiner Sonderstellung als Handelsmetropole schon in den 1820er-Jahren in Bezug auf die Schwächung des Innungzwangs Privilegien sichern, wie aus einem Protestschreiben aus Chemnitz von 1827 hervorgeht. Ende der 1820er-Jahre wurde darüber hinaus die Kommerzien-Deputation der Regierung damit beauftragt, ein Gutachten über die Erfahrungen mit der Gewerbefreiheit in anderen Staaten des Deutschen Bundes anzufertigen; die Ergebnisse blieben wiederum folgenlos. Auch in den 1830er-Jahren vorgelegte Entwürfe zur Reformierung der Gewerbeverfassung wurden nicht verabschiedet. Eine endgültige Lösung wurde, wie erwähnt, erst 1861 gefunden.

Man sieht, dass es im Königreich Sachsen bereits in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts keinen umfassenden Innungszwang mehr gab. Und auch wenn die Idee vom »sächsischen Wirtschaftsliberalismus seit den 1830er Jahren«⁵⁴ zu weit greift und damit

50 Im Folgenden wird einheitlich der in den vorliegenden Leipziger Archivalien verwendete Begriff »Innung« benutzt.

51 Der nachfolgende Absatz richtet sich nach: Hubert Kiesewetter, Die Industrialisierung Sachsens. Ein regional-vergleichendes Erklärungsmodell (Regionale Industrialisierung 5), Stuttgart 2007, S. 143–147.

52 Zit. nach: Ebd., S. 144.

53 Gesetzesammlung für das Königreich Sachsen vom Jahre 1819, Dresden 1819, S. 247.

54 Wehler, Deutsche Gesellschaftsgeschichte (Anm. 48), S. 62.

zu Recht auf Kritik stößt,⁵⁵ fiel das Mandat vom 13. Mai 1831 mitten in einen politischen Konflikt, der sich zwischen der traditionellen, lokalen zünftigen Ordnung und einer moderneren Auffassung eines Systems von staatlich formulierten Rahmenbedingungen bewegte.

6. Die Umsetzung des Mandats in Leipzig

Mit der Umsetzung des Mandats trat dieser Konflikt auch in Leipzig zutage, wie sich beispielhaft an den Reaktionen der Kaufleute sowie des Buchgewerbes belegen lässt.

Nachdem das Mandat am 13. Mai 1831 erlassen worden war, wurde in Leipzig, wie in § 4 indirekt gefordert, eine städtische Deputation gebildet. Diese fertigte mit Hilfe der Innungältesten und Obermeister⁵⁶ eine insgesamt 74 Innungen resp. Berufe umfassende Tabelle an (als Auszug wiedergegeben in Tab. 3), in der die jeweiligen Kosten und das gewerbespezifische Betriebskapital aufgelistet wurden. Vorgelegt und dem Stadtrat übermittelt wurde die Tabelle schließlich am 19. August.⁵⁷ Auffällig ist, wie stark die Werte zwischen den verschiedenen Innungen bzw. den veranschlagten Kosten schwanken. Die Angaben zum Betriebskapital erscheinen in weiten Teilen nachvollziehbar, wie beispielsweise der im Vergleich hohe Satz von 1500 Talern bei den Buchdruckern. Anders sieht dies im Fall der veranschlagten Gebühren aus. Dass die Kosten für die Obermeister, welche die Einwanderer dem Rat vorzustellen hatten, im gegebenen Ausschnitt der Tabelle zwischen 250 Talern bei den Schneidern und 2000 Talern bei den Maurern schwankt, entbehrt m. E. zunächst einer offensichtlichen Logik. Der Verdacht liegt jedoch nahe, dass man hierdurch versuchte, den lokalen Einfluss zu erhalten. Die Innungen konnten somit in Zeiten, in denen sie politisch, wie gezeigt wurde, nicht unumstritten waren und in denen erste Ansätze für die Beschränkung ihres Einflusses durch staatliche Maßnahmen erkennbar wurden, ihre marktregulierende Rolle auch in dem neuen rechtlichen Umfeld weiter wahrnehmen. Die angegebenen Beträge sollten laut Mandat lediglich als Richtlinie zur Bewertung von Einwanderern dienen. Sie konnten bei Bedarf also jederzeit unterschritten werden, wenn kein Bedarf herrschte aber als Begründung für eine Ablehnung dienen.⁵⁸ Wie hoch die Hürden zur Aufnahme hier gelegt wurden, wird deutlich, wenn man beachtet, dass das Existenzminimum für eine vier- bis fünfköpfige Familie zu dieser Zeit bei etwa 100 bis 150 Talern pro Jahr lag – ein Einkommen, das viele Handwerker nicht erreichten.⁵⁹

⁵⁵ Vgl. Kiesewetter, Die Industrialisierung Sachsens (Anm. 51), S. 142.

⁵⁶ StadtAL, Titel XXXIV (K) Nr. 69 (Anm. 5), Bl. 1 r.

⁵⁷ Ebd., Bl. 1 r und 2 r.

⁵⁸ Vgl. Vogel, Aufnehmen oder abweisen (Anm. 1), S. 55 f.; Eine diesbezügliche Quellenanalyse von z. B. Aufnahmekarten steht für Leipzig noch aus.

⁵⁹ Wehler, Deutsche Gesellschaftsgeschichte (Anm. 48), S. 59.

Tabelle 3: Auszug aus der Liste der Deputation über die mittlere Höhe des Betriebskapitals sowie die veranschlagten Kosten für Einwanderer in Leipzig⁶⁰ (alle Angaben in Talern)

Innung	Übliches Betriebskapital	Kosten für die Obermeister	Kosten für Bürger- und Meisterrecht sowie Handwerkszeug	Veranschlagte Gesamtkosten
Buchdrucker	1500	800	3000	3800
Böttcher	400	400	450	850
Drechsler	400	500	300	800
Fleischer	600	800	200	1000
Gold- und Silberdrahtzieher	300	300	100	400
Gold- und Silberplättner	500	500	100	600
Hutmacher	600	600	200	800
Instrumentenmacher	600	1000	500	1500
Knopfmacher	300	300	200	500
Kupferschmied	1000	1000	600	1600
Kürschner	1000	1200	400	1600
Maurer	1200	2000	200	2200
Perückenmacher	500	500	200	700
Schneider	300	250	150	400
Schuhmacher	500	350	150	500
Schwertfeger	300	300	200	500
Strumpfstricker	300	300	100	400
Tuchbereiter	300	500	1500	2000
Tuchscherer	300	500	1500	2000
Kattundrucker	600	600	200	800

Dass die Umsetzung des Mandats durchaus auf Widerstand stieß, soll am Beispiel der Kaufleute gezeigt werden. Diese wurden am 26./28. Mai 1836 vom Stadtrat damit beauftragt, die für das Mandat geforderte mittlere Höhe des Betriebskapitals für ein kaufmännisches Geschäft festzulegen. Am 16. Juni antworteten zwei Kramermeister und

60 Entnommen aus: StadtAL, Titel XXXIV (K) Nr. 69 (Anm. 5), Bl. 2v–6r.

acht Handelsdeputierte in einem gemeinsamen Schreiben.⁶¹ Darin verweisen sie darauf, dass eine solche Festlegung aufgrund der höchst unterschiedlichen Umsatzhöhe, Größe und Art der kaufmännischen Betriebe nicht möglich sei. Außerdem habe das kaufmännische Geschäft die Eigenheit, dass es vornehmlich durch Kredite finanziert werde, das betriebliche Eigenkapital also nur eine untergeordnete Rolle spiele. Auch sei die »intelligente Thätigkeit«⁶² entscheidend für den Erfolg des Geschäfts, nicht das Kapital, das, wie erwähnt, durch Kredite gedeckt werde. Darüber hinaus sei eine große Konkurrenz auf dem Leipziger Handelsplatz unerlässlich für dessen Bestehen, eine allgemeine, unspezifische Regulation folglich schädlich. Letztlich zweifeln sie an, dass das Mandat überhaupt auf kaufmännische Gewerbe ausgerichtet sei, und empfehlen weiterhin eine vom Mandat nicht angetastete, lokale Einzelfallprüfung für Einwanderer – nicht ohne dabei noch einmal die Wichtigkeit der Kaufmannschaft und des Marktes für die Stadt Leipzig zu betonen.

In der folgenden Antwort des Rates vom 14. Juli 1836 wird ausdrücklich betont, dass sich das Mandat sehr wohl auch auf kaufmännische Gewerbe beziehe.⁶³ Überdies möge es ja sein, »daß das Gelingen und Bestehen eines kaufmännischen Etablissements wesentlich von intelligenter Geschäftsführung, Thätigkeit und Credit abhängig ist, ja daß in einzelnen Fällen ein solches ohne alles eigenes Vermögen begründet werden und dennoch glücklichen Fortgang haben kann, immer wird es gewiß bleiben, daß solche Fälle nicht als Regel angesehen werden können und daß ein kaufmännisches Etablissement unter übrigens gleichen Verhältnissen jedenfalls sicherer begründet erscheinen muß, wenn der Unternehmer ein entsprechendes eigenes Vermögen besitzt, als wenn dies nicht der Fall ist«.⁶⁴ Dazu wird eine Summe von 3000 Talern vorgeschlagen, die später auch bestätigt wurde.⁶⁵ Somit war der Versuch der Kaufleute, sich gegen den staatlichen Eingriff zu stellen, gescheitert.

Der »Verein der Buchhändler zu Leipzig« konnte, ebenfalls im Jahr 1836, immerhin einen kleinen Teilerfolg für sich verbuchen.⁶⁶ Da es trotz des Mandats seit der Gründung des Vereins zu einem unverhältnismäßig großen Andrang von neuen Mitgliedern kam und man die daraus resultierende Vermehrung der Buchhandlungen als marktschädigend ansah, wandte sich der Verein an den Stadtrat und dieser sich an die königliche Kreisdirektion. In der Antwort der Kreisdirektion wird geregelt, dass jeder, der in Leipzig eine Buchhandlung eröffnen möchte – egal, ob er das Bürgerrecht durch die Betreibung eines anderen Gewerbes schon erlangt hat oder nicht –, zunächst beim Rat vorstellig werden muss. Erachtet dieser den Bewerber auf Grundlage der Statuten des

61 Ebd., Bl. 19 r–22 r.

62 Ebd., Bl. 20 r.

63 Ebd., Bl. 23 r–24 r.

64 Ebd., Bl. 23 r–23 v.

65 Ebd., Bl. 27 r–27 v.

66 Der folgende Absatz bezieht sich auf: Ebd., Bl. 15 r–16 r.

Buchhändlervereins oder der Städteordnung für ungeeignet, kann er ihn direkt ablehnen. Erscheint er aber geeignet, wird der Petent an den Buchhändlerverein weitergeleitet, welcher ein Gutachten über Qualifikation und Erwerbsfähigkeit erstellt. Dieses Gutachten war zwar nicht verbindlich für die Entscheidung des Rates, sollte dieser aber zugrunde liegen. Wenn keine zufriedenstellende Lösung gefunden wurde, konnte der Verein sich an die Kreisdirektion als nächsthöhere Instanz wenden. Hiermit wurde dem gerade erst gegründeten »Verein der Buchhändler zu Leipzig« als beratender Instanz eine wichtige Rolle bei der Aufnahme von Buchhändlern zugesprochen. Dabei wurde das Hauptaugenmerk nicht auf die finanzielle Ausstattung, sondern vielmehr auf die Fähigkeiten des Bewerbers und die Erfordernisse des Marktes gerichtet.

Die beiden angeführten Beispiele zeigen, wie in Leipzig auf lokaler Ebene versucht wurde, eine staatliche Einmischung in die Einwanderungspolitik resp. die gewerblichen Rekrutierungsgewohnheiten abzuwehren oder wenigstens einzuschränken. Dies geschah aus bzw. mit höchst unterschiedlichen gewerbespezifischen Gründen und Zielen.

7. Fazit

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts waren die rechtlichen Grundlagen zur Beurteilung von Einwanderungsanträgen sowohl zwischen den Staaten des Deutschen Bundes als auch innerhalb des Königreichs Sachsen höchst uneinheitlich. In den 1820er- und 1830er-Jahren setzte in einigen Teilen Sachsens, wie exemplarisch anhand der Stadt Leipzig gezeigt, ein auf Einwanderung basierendes, starkes Bevölkerungswachstum ein. Da zu dieser Zeit noch immer eine allgemeine Armut in breiten Bevölkerungsschichten vorherrschte, ist es nicht verwunderlich, dass die Kommunen nach einer einheitlichen Regelung verlangten. Sie hofften, hierdurch einen ungeordneten Zuzug wirkungsvoll verhindern zu können. Gleichzeitig verfestigte sich in der sächsischen Regierung unter dem Eindruck der z. B. in Preußen eingeführten Gewerbefreiheit eine kritischere Haltung gegenüber dem traditionellen Innungswesen. Man begann es, etwa durch die Erklärung von Konzessionen, immer weiter zu unterlaufen und somit durch staatliche Regelungen zu ersetzen – allerdings ohne umfassende Gesetzesänderungen vorzunehmen. Hiergegen setzten sich beispielsweise die Innungen immer wieder zur Wehr.⁶⁷

In genau dieses Spannungsfeld zwischen beginnender staatlicher Regulierung bzw. Nationalisierung⁶⁸ und lokaler Organisation fällt auch das Mandat vom 13. Mai 1831.

67 Z. B. organisierten 1848 22 Leipziger Innungen eine Kundgebung und verfassten einen Brief an alle deutschen Innungen, in dem sie vor den Gefahren der Gewerbefreiheit warnten: Jutta Duclaud, Rainer Duclaud, *Leipziger Zünfte*, Berlin 1990, S. 27.

68 Vgl. Gosewinkel, Einbürgern und Ausschließen (Anm. 4), S. 62f.

Das Mandat war einer der ersten Versuche Sachsens im 19. Jahrhundert, von staatlicher Ebene aus den zuvor lokal und durch Innungen regulierten Zuzug von Fremden zu kontrollieren, indem vergleichsweise strenge Voraussetzungen für Einwanderer formuliert wurden. Am Beispiel der selbstbewussten Leipziger Kaufleute und Buchhändler konnte gezeigt werden, dass dieser Versuch nicht ausschließlich wohlwollend aufgenommen wurde. Beide Gewerbegruppen versuchten – mehr oder weniger erfolgreich – die staatlichen Maßnahmen zu unterlaufen.

Betrachtet man die auf Grundlage des Mandats in Leipzig festgelegte durchschnittliche Höhe des von Einwanderern vorzuweisenden Vermögens sowie die veranschlagten Kosten, erscheint es darüber hinaus fragwürdig, ob die genannten hohen Beträge tatsächlich immer vorausgesetzt wurden. Es ist wohl wahrscheinlicher, dass die lokalen Institutionen dadurch in der Praxis ihre uneingeschränkte Entscheidungshoheit behalten wollten.⁶⁹ Unterschreiten konnte man die Beträge bei Bedarf schließlich jederzeit. Interessant ist auch, wie es der erst 1833 gegründete »Verein der Buchhändler zu Leipzig« schaffte, bereits 1836 eine gewerbespezifisch nicht zu unterschätzende Rolle in der Einbürgerungspolitik zu besetzen, ohne dabei juristisch eine klassisch zünftige Stellung einzunehmen. Auch dieses Beispiel veranschaulicht den politischen Wandlungsprozess, in dessen Übergangsphasen neue Akteure – wie der Buchhändlerverein – auftauchten und vorübergehend neu entstandene Nahtstellen besetzen konnten.

Sicherlich nahm Leipzig durch seine politische und ökonomische Stellung sowie die starken lokalen Organisationen in diesem Zusammenhang eine Sonderrolle ein. In anderen Kommunen, die sich, wie es auch im Mandat heißt, vorher wohl häufig eines ungeregelten Zuzugs nicht selbst erwehren konnten, bot sich vermutlich ein anderes Bild. Schließlich basierten die Forderungen nach einer staatlichen Regelung seitens der Stände auf ebendiesem Problem. Auch könnten sich andere Gewerbezweige in Leipzig dem Mandat gegenüber anders positioniert haben als die starken Kaufleute und Buchhändler.

Studien, die den vorgestellten Forschungsansatz verfolgen, fehlen bisher weitgehend. Sie ermöglichen m. E. jedoch, gerade in der Verbindung von lokalen Einzelstudien, eine vielversprechende Perspektive auf das dargelegte Spannungsfeld sowie die Stände und deren Rolle bzw. Position darin.

69) Dass sich in der Rechtspraxis tatsächlich ein – nicht auf den finanziellen Aspekt beschränktes – Dispensationswesen mit zahlreichen Ausnahmeregelungen etablierte, zeigt beispielsweise: Mittheilungen über die Verhandlungen des ordentlichen Landtags im Königreiche Sachsen während der Jahre 1851 und 1852. Erste Kammer, Dresden 1852, S. 91 (8. Sitzung der ersten Kammer, 24. Januar 1852).

(99)

Gesetzsammlung

für das
Königreich Sachsen.

18.

32.) Mandat,

die Niederlassung von Ausländern im Königreiche Sachsen, welche daselbst ein Gewerbe oder Handarbeit treiben wöllen, und die von den Obrigkeitien und Gemeinden bei deren Aufnahme in Obacht zu nehmenden Erfordernisse betreffend;

vom 13ten Mai 1831.

**Wir, Anton, von GOTTES Gnaden, König von Sachsen ic. ic. ic.
und**

Friedrich August, Herzog zu Sachsen ic.

ihun hiermit kand und zu wissen:

Durch die von Unsern getreuen Ständen, auf mehren neuuerlichen Landtagen, geschehenen Vorstellungen haben Wir die Überzeugung gewonnen, daß, nach den zeitherigen gesetzlichen Vortheilen und von den Behörden befolgten Grundsäzen über die Aufnahme von Ausländern, die sich zur Betreibung irgend eines Gewerbes in hiesigen Landen niederlassen wollen, die Gemeinden oftmals zur Aufnahme solcher Anstiebler genöthigt werden sind, welche sehr bald für sich und ihre Familien verarmen, und den Communen die Last ihrer Versorgung oder Unterstützung aus den öffentlichen Armenkassen zugezogen haben. Wir finden Uns daher, theils auf den von Unsern getreuen Ständen, zuletzt beim vorigen Landtage, geschehenen Antrag, theils nach dem Vorgange anderer Deutscher Bun-

Gesetzsammlung 1831.

(22)

(100)

besstaaten, bewogen, zu unverweilteit Minderung der obenwähnten, Uns als höchst dringend geschilderten Nachtheile, unerwartet des, nach §. 22. des Unfern getreuen Ständen vorgelegten Entwurfs der Verfassungskunde, späterhin zu erlassenden umfassenderen Gesetzes über das Staatsbürger- und Heimachsrache, vorläufig wegen der bei Niederlassungen von Ausländern, welche in hiesigen Landen Gewerbe oder Handarbeit treiben wollen, zu beobachtenden Erfordernisse, unter Aufhebung aller dem entgegenstehenden früheren gesetzlichen Bestimmungen, Folgendes zu verordnen:

§. 1.

Jeder Ausländer, der sich zu selbstständiger Betreibung eines zunftmäfigen Gewerbes in einer Stadt des Königreichs niederlassen will, muß sich zuvor
 a.) über seine Unbescholtenseit,
 b.) über seine Erwerbsfähigkeit,
 c.) über den Besitz eines ausreichenden Vermögens,
 in der nachstehend vorgeschriebenen Maße ausgewiesen haben.

§. 2.

Um sich wegen seiner Unbescholtenseit zu beglaubigen, (§. 1a.) hat der Ausländer obigezeitliche Zeugnisse seines bisherigen Wohlverhaltens beizubringen.

§. 3.

Was die Erwerbsfähigkeit (§. 1b.) betrifft, so setzt selbige voraus, daß
 a.) der aufzunehmende Ausländer nicht durch Recklässigkeit, oder überhaupt durch seine körperliche oder geistige Beschaffenheit, zu der Besorgniß Veranlassung gebe, daß er künftig der Gemeinde zur Last fallen könnte, und daß er,
 b.) durch die im Inlande bestandene Meisterprüfung, mit Rücksicht auf die §. 8. enthaltenen Bestimmungen, zu der Betreibung des fraglichen Gewerbes befähigt sei.

§. 4.

Hinsichtlich des nach §. 1c. zu bescheinigenden ausreichenden Vermögens, ist im Allgemeinen darauf zu schen, daß dasselbe nach den Verhältnissen des Ortes, in welchem, und des Gewerbes, auf welches der Ausländer sich niederzulassen gedenkt, hinreiche, um damit einen nahhaften Haustand zu begründen. Es soll daher
 a.) bei denjenigen Gewerben, die zu ihrer Begründung und Betreibung ein gewisses, mehe oder minder bedeutendes Betriebskapital voraussehen, die mittlere Höhe des nach den Verhältnissen, unter denen das Gewerbe am Orte betrieben wird, als erforderlich anzunehmenden eigenen Betriebskapitals zum Maßstabe bei Beurteilung von Aufnahmegerüsten dienen;

(101)

b.) Bei denjenigen Gewerben aber, wo jenes Erforderniß eines Betriebskapitals nicht, oder nur in geringem Maße eintritt, ist die Nachweisung eines Vermögens von solchem Belange zu erfordern, daß es dem Ansiedler und den Seinigen nötigen Falles eine Hülfsquelle gegen völlige Verarmung schert.

§. 5.

Der Betrag des Vermögens selbst ist zwar nach der Beschaffenheit jedes einzelnen Falles zu beurtheilen; jedoch darf in den §. 4^b. bezeichneten Fällen die dem Ausländer als zu bescheinigendes eigenes Vermögen anzusinnende Summe, wenn er ledig ist,

- a.) in größern Städten nicht über sechshundert Thaler — - - ,
- b.) in mittlern Städten nicht über vierhundert Thaler — - - ,
- c.) in kleineren Städten nicht über zweihundert Thaler — - - ,

und bei einem bereits Verheiratheten nicht über das Doppelte dieser Ansäße gesteigert werden.

Welche Städte hierbei als größere, mittlere und kleinere zu betrachten sind, ist nach dem 13ten §. des Entwurfs zur allgemeinen Städteordnung zu beurtheilen.

§. 6.

Wenn ein die Aufnahme suchender Ausländer einen Nevers der Behörde seiner Heimat bringt, worin sich diese verpflichtet, denselben, nebst dessen Frau und Kindern, oder auch im Fall des Todes oder der Abwesenheit des ersten, dessen Frau und Kinder allein, sobald deren Ausweisung aus dem Königreiche Sachsen verfügt werden sollte, unmeigerlich wieder aufzunehmen, so bleibt den Gemeinden nachgelassen, solchenfalls die Aufnahme auch bei nachgewiesenen verhältnismäßig geringen Vermögen, als §. 4 und 5 vorgeschrieben ist, zu verwilligen.

Diese Nevers sind aber von der auswärtigen Landes- oder Provincial-Regierungsbehörde, oder doch von der betreffenden Unterbrigkeit, mit ausdrücklicher Beziehung auf die eingeholte Genehmigung der erwähnten Oberbehörden, auszustellen.

§. 7.

Die Art der Nachweisung des Vermögens bleibt im Allgemeinen zwar der Beurtheilung nach Beschaffenheit der Umstände jedes einzelnen Falles überlassen, doch ist die bloße Vorzeigung der erforderlichen Summe in baarem Gold oder Staatspapieren nicht für hinreichend anzusehen, sondern die Obrigkeiten haben sich, da nötig, auch noch auf andere Weise darüber Gewissheit zu verschaffen, daß dem Vorzeiger der aufgewiesene Kapitalbetrag auch wirklich eigentlich gehöre.

(102)

§. 8.

Überdies sind Ausländer, welche das Meisterrecht bei einer inländischen Innung, zum Behuf ihrer Niederlassung in Unsern Landen, gewinnen wollen, zur Bewerbung um selbstges nur unter der Bedingung zugelassen, daß sie

- a.) das fünf und zwanzigste Lebensjahr zurückgelegt, und
- b.) sechs hinter einander folgende Jahre hindurch mit gutem Betragen in hiesigen Landen in Arbeit gefanden, und die Hälfte dieses Zeitraums an dem Orte ihrer beabsichtigten Niederlassung arbeitend zugebracht haben.

§. 9.

Die Vorschriften §§. 1. bis 8. sind auch auf folgende Fälle, insoweit sie dabei im Einzelnen Anwendung seinden, zu erstrecken:

- a.) Wenn ein Ausländer ein zünftiges Gewerbe in dazu geeigneten und gesetzlich erlaubten Fällen auf dem platten Lande, oder
- b.) ein anderes Gewerbe in der Stadt oder auf dem Lande selbstständig betreiben, oder,
- c.) ohne ein zünftiges oder anderes Gewerbe anzulegen, sich als bloßer Hand- oder Tagarbeiter mit eigener selbstständiger Wirthschaft häuslich niederlassen will, oder, wenn er endlich
- d.) nach §. 2. des Mandats vom 10ten October 1826. die Ehen der Handwerkseßellen und Ausländer betreffend, um das zur Verehelichung erforderliche obrigkeitsliche Zeugniß nachgesucht.

Der höchste Saß des nach §. 5^b. dieses Mandats zu bescheinigenden Vermögens ist auf dem platten Lande derselbe, wie in kleinen Städten.

Den Ausländern ist das nach §. 2. des angezogenen Mandats vom 10ten October 1826. erforderliche obrigkeitsliche Zeugniß nicht eher zu ertheilen, bis dieselben ihre erfolgte Aufnahme in eine Gemeinde des Landes bescheinigt haben.

§. 10.

Die willkürliche Anscheinmachung mit einer im Gemeindebezirk gelegenen Grundstücksbegründer an sich keine Ausnahme von den in vorstehenden §§. aufgestellten Erfordernissen.

Die Obrigkeiten in den Städten sowohl als auf dem Lande haben daher in Fällen, wo Grundstücke von Ausländern durch Kauf oder andere freiwillige Erwerbstitel an sich gebracht werden, mit der Confirmation des Contracts bis nach erfolgter Aufnahme der ersten in die Gemeinde Aufstand zu nehmen.

§. 11.

Solchen Ausländern, deren Aufnahme, ob sie gleich den dafür vorgeschriebenen Erfordernissen nicht zu entsprechen vermögen, dennoch aus besondern örtlichen oder persönlichen

(103)

Rücksichten, wünschenswerth erscheint, kann die Erlaubniß zur Niederlassung, auf den Antrag der Gemeinden oder der Vertreter derselben, von der vorgesetzten Regierungsbehörde ausnahmeweise bewilligt werden.

§. 12.

Das Verhältniß der Fabrikarbeiter, welche bei einem Fabrikunternehmer, gegen Tages-, Wochen- oder Stücklohn, in Arbeit stehen, ist, sofern dieselben nicht verheirathet sind, oder doch ihre Familie nicht bei sich haben, nicht als ein solcher selbstständiger Erwerb anzusehen, welcher einen festen Wohnsitz und ein Heimathrecht gegen die Gemeinde begründete, wo sie sich aufzuhalten. Für Ausländer dieser Klasse tritt daher die Verbindlichkeit, die Erlaubniß zur Niederlassung nachzuforschen, erst dann ein, wenn sie entweder:

- a.) ihr Gewerbe auf eigene Hand zu treiben anfangen, oder
- b.) im Lande sich verheirathen, oder
- c.) ihre im Auslande befindliche Familie nachkommen lassen, oder
- d.) sich in der Gemeinde ansässig machen wollen.

§. 13.

Gesuche von Ausländern um Aufnahme in eine Gemeinde sind zunächst bei der Ortsobrigkeit anzubringen. Diese hat dieselben, nach Maßgabe der in gegenwärtigen Gesetzen enthaltenen Bestimmungen, zu prüfen, die Belehrung der erforderlichen obrigkeitslichen Zeugnisse, insbesondere des den Vermögensnachweis betreffenden Beweismittel, zu veranlassen, auch, nach Besinden, über die Persönlichkeit des Ansuchenden noch besondere Erforschung einzuziehen, und die Sache hierauf, wenn sie auf diese Weise hinlänglich vorbereitet ist, an die Vertreter der Gemeinde oder die Gemeindevorversammlung zur Beschlusnahme zu bringen. Von dem letztern Orte gesafte Beschlüsse wird die Ortsobrigkeit in Kenntniß gesetzt, um den Ansuchenden dem gemäß zu bescheiden, und im Halle die Aufnahme bewilligt worden ist, das im Betreff derselben weiter Erforderliche zu verfügen.

Denjenigen, welche sich auf ein jünftiges Gewerbe niederlassen wollen, kann eine vorläufige Zusicherung der Aufnahme, auch ehe sie die Meisterprüfung bestanden haben, unter der Bedingung ertheilt werden, daß sie vor der wirklichen Aufnahme den wegen Erlangung des jünftigen Meisterechts bestehenden Erfordernissen Genüge leisten.

§. 14.

Den Angehörigen eines zum Deutschen Bunde gehörigen Staats ist die Erlaubniß zur Niederlassung in allen Fällen nicht eher zu bewilligen, als bis sie darüber ausgewiesen haben, daß ihnen keine Verbindlichkeit zu Militairdiensten gegen ihr bisheriges Vaterland im Wege steht.

(104)

§. 15.

Das Verfahren der Ortsobrigkeiten und Gemeinden bei Ausführung der vorstehenden gesetzlichen Bestimmungen steht unter der Aufsicht der vorgesehenen Regierungsbehörden.

Sollten daher insbesondere den Ortsobrigkeiten gegen die in einzelnen Fällen von der Gemeinde oder deren Vertretern gefassten Beschlüsse erhebliche Bedenken beigehen, so bleibt es ihnen unbenommen, letztere der höhern Behörde anzuziehen und auf Abänderung der ersten anzuzeigen.

§. 16.

Sämmliche in gegenwärtigem Gesetze enthaltenen Bestimmungen seiden auch auf alle diejenigen Ausländer Anwendung, die sich zur Zeit der Bekanntmachung derselben in Unsern Landen aufzuhalten, ohne daselbst bereits einheimisch geworden zu seyn.

Urkundlich haben Wir dieses

M a n d a t,

welches, nach Vorschrift des Generalis vom 13ten July 1796. und des Mandats vom 1ten März 1818. zu publiciren ist, eigenhändig vollzogen und das Königliche Insiegel vorbrucken lassen.

Es geschehen zu Dresden, den 13ten Mai 1831.

A u t o n.

Friedrich August, H. z. S.

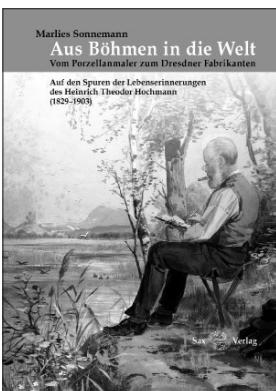


Gottlob Adolf Ernst Nossiz und Jäckendorf.

D. Johann Daniel Merbach.

Ausgegeben zu Dresden, am 16ten Mai 1831.

*Mandat, die Niederlassung von Ausländern im Königreich Sachsen [...] betreffend vom 13. Mai 1831
(Universitätsbibliothek Leipzig, Jus. sax. 116)*



Aus Böhmen in die Welt Vom Porzellanmaler zum Dresdner Fabrikanten

Marlies Sonnemann

ISBN 978-3-86729-180-4

1. Auflage 2016, 14 x 19 cm

Gebundene Ausgabe

272 Seiten, 15 Abbildungen

22,00 €

1896 verfasste der Dresdner Bürger Heinrich Theodor Hochmann einen autobiografischen Bericht, in dem er über seine Kinder- und Jugendjahre berichtet, die er im frühen 19. Jahrhundert im ländlichen Böhmen verlebt hat. Er war ein unehelich geborene Kind, dessen Mutter als Böhmin katholisch, sein Vater sächsischer Protestant war. Die Familie lebte in ärmlichen Verhältnissen. Nach dem frühen Tod der Mutter musste Heinrich auf Wunsch seines Vaters den ungeliebten Beruf eines Strumpfwirkers erlernen, erkämpfte sich jedoch danach eine Ausbildung zum Porzellanmaler, seinem ursprünglichen Berufswunsch. Dreimal hat er in diesen Jahren die Grenze nach Sachsen überschritten, als Zwölfjähriger unternahm er eine Fußwanderung zu den Großeltern bei Chemnitz, als junger Mann flüchtete er nach Sachsen, um der Einberufung zu entgehen und später wanderte er als Porzellanmaler nach Dresden aus, studierte dort kurze Zeit an der Kunstabakademie und hat schließlich eine wesentlich ältere Witwe geheiratet, die einen Handel mit Watte auf dem Altmarkt führte. Hochmann übernahm ihr Geschäft und erreichte damit eine finanziell und gesellschaftlich gesicherte Position.

Sein Bericht erweist sich als authentisches Zeugnis über die Verhältnisse in Böhmen und Sachsen im frühen 19. Jahrhundert. Er hat die unterschiedlichsten Lebens- und Arbeitsbereiche kennengelernt und schildert anschaulich das Leben armer Familien in den »Böhmisches Dörfern«, seine fragmentarische Schulausbildung und Lehrzeit, die problematischen Arbeitsverhältnisse und schließlich den schwierigen Neuanfang in Dresden.

Seine Erinnerungen sind ein aufschlussreiches, sozialgeschichtliches und kulturhistorisches Dokument in Zeiten technischer und wirtschaftlicher Umbrüche.

Marlies Sonnemann hat anhand dieses Berichtes in sächsischen und tschechischen Archiven geforscht und dort über die Familiengeschichte hinaus faszinierende Fakten entdeckt, mit denen sie den Originaltext um historische, soziale und kulturelle Zusammenhänge ergänzt und erweitert.

Briefe August Leskiens an Marie Pauline Judeich 1865–1878

Thomas Fuchs

Einleitung

Vor 100 Jahren verstarb am 20. September 1916 in Leipzig August Leskien. August Leskien gehörte zu den Begründern der Slawistik als wissenschaftlichem Fach in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.¹ Leskien stammte aus Kiel und studierte von 1860 bis 1864 Klassische Philologie an den Universitäten Kiel und Leipzig, wo er 1864 zum Dr. phil. mit einem Thema aus der griechischen Philologie promoviert wurde. Von 1864 bis 1866 unterrichtete er Latein und Griechisch an der Leipziger Thomasschule. 1867 folgten die Habilitation und der Wechsel an die Universität Göttingen als Privatdozent. Leskien wandte sich im Umfeld seiner Habilitation Studien zur vergleichenden indogermanischen, baltischen und slawischen Sprachwissenschaft bei August Schleicher in Jena zu. 1868 wurde er zum außerordentlichen Professor der vergleichenden Sprachkunde und des Sanskrit in Jena berufen. 1870 folgte die Berufung zum außerordentlichen Professor für Slawistik in Leipzig, seine Ernennung zum Ordinarius 1876. Zusammen mit Ernst Windisch und Karl Brugmann gründete er 1898 das Indogermanische Institut, in dem er die Abteilung für Slawistik leitete, während Windisch der Abteilung für Sanskrit und Karl Brugmann der indogermanischen vorstanden. Das Institut wurde zu einer der weltweit führenden vergleichenden sprachwissenschaftlichen Forschungs- und Lehreinrichtungen ausgebaut. Als Hauptvertreter der sogenannten Junggrammatiker, die in Analogie zu der Ausnahmslosigkeit der Naturgesetze von der »Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze« überzeugt waren, wirkte Leskien prägend auf eine ganze Generation von Sprachwissenschaftlern (insbesondere aus der Slawistik und der Indogermanistik) weit über Deutschland hinaus. Leskien ist also der Generation von Hochschullehrern zuzurechnen – weitere waren Karl Bücher, Paul Flechsig, Wilhelm Wundt, Wilhelm Ostwald, Karl Lamprecht oder Friedrich Ratzel –, die der Universität Leipzig in der Zeit des Kaiserreichs Weltgeltung verschafften.

Am 15. April 1871 heiratete er in Dresden Elisabeth Judeich. Über seine Schwiegermutter Marie Pauline Judeich, eine geborene Brockhaus, hatte er familiäre Verbindungen zu den Leipziger Verlegerfamilien Brockhaus (Inhaber von F.A.

¹ Aus der Vielzahl der biographischen Literatur zu August Leskien genügt der Hinweis auf: Heinz-Dieter Pohl, Artikel »Leskien, August«, in: Neue Deutsche Biographie, 14. Band, Laverrenz-Locher-Freuler, Berlin 1985, S. 329 f. Thomas Fuchs/Birgit Staude (Hrsg.): August Leskien. Tagebücher 1892–1916, Dresden 2016.

Brockhaus) und Geibel (Inhaber von Duncker & Humblot). Über seine Rolle als Hochschullehrer hinaus war Leskien als Chefredakteur der 14. Auflage des Brockhaus Konversationslexikons tätig. Die familiären Verbindungen und das reiche Erbe seiner Frau ermöglichten Leskien einen Lebensstil, der seine Familie im höheren Maße an das reiche Leipziger Wirtschaftsbürgertum als an andere Professorenfamilien heranführte. Bei der Familie Leskien kamen aufgrund dieser Verbindungen in einzigartiger Weise Formen wirtschafts- und kulturbürgerlicher Existenz zusammen.

Die hier erstmals abgedruckten Briefe sind von August Leskien an seine Schwiegermutter Marie Pauline Judeich gerichtet. Sie stammen aus den Jahren 1865 bis 1878 und befinden sich heute in Privatbesitz.² Briefe August Leskiens, gerade auch aus dem privaten Umfeld, sind umso bedeutender, als sein Nachlass als verloren gelten muss. Die Briefe an Marie Pauline Judeich blieben in der Familie von Hildegard Streitberg, verh. Oberseider, erhalten, einer Tochter von Wilhelm Streitberg und Gertrud Leskien. Testamentarisch hatte August Leskien bestimmt, dass seine Korrespondenz nach seinem Tode aufgeteilt werden sollte.³ Die wissenschaftlichen Briefe sollte sein Schwiegersohn Wilhelm Streitberg erhalten, dem er die Entscheidung überließ, ob sie aufbewahrt oder vernichtet werden sollten. Für die privaten Briefe verfügte Leskien, dass seine Kinder diese durchsehen sollten und diejenigen Briefe, die sie aufbewahren wollten, herausnehmen durften. Offensichtlich hatte seine Tochter Gertrud die Briefe an sich genommen, die wohl aus dem Erbe von Marie Pauline Judeich an deren Tochter Elisabeth gelangt waren.

Die Briefe von August Leskien an Marie Pauline Judeich waren von drei Themen beherrscht: dem Werben Leskiens um seine zukünftige Frau sowie damit zusammenhängend seiner beruflichen Entwicklung, der Krankheit von Konrad Judeich, einem der Söhne von Marie Pauline Judeich, sowie nach der Heirat von August Leskien und Elisabeth Judeich dem gemeinsamen Familienleben und ihren Kindern.

2 Herbert Oberseider, München, stellte Digitalisate und Abschriften der Briefe sowie das Hochzeitsfoto von August Leskien und Elisabeth Judeich für die vorliegende Edition zur Verfügung. Dafür danke ich ihm.

3 Sächsisches Staatsarchiv, Staatsarchiv Leipzig, 20124 Amtsgericht Leipzig, Nr. 25821 »Testament und Testamentseröffnung von August Leskien«.

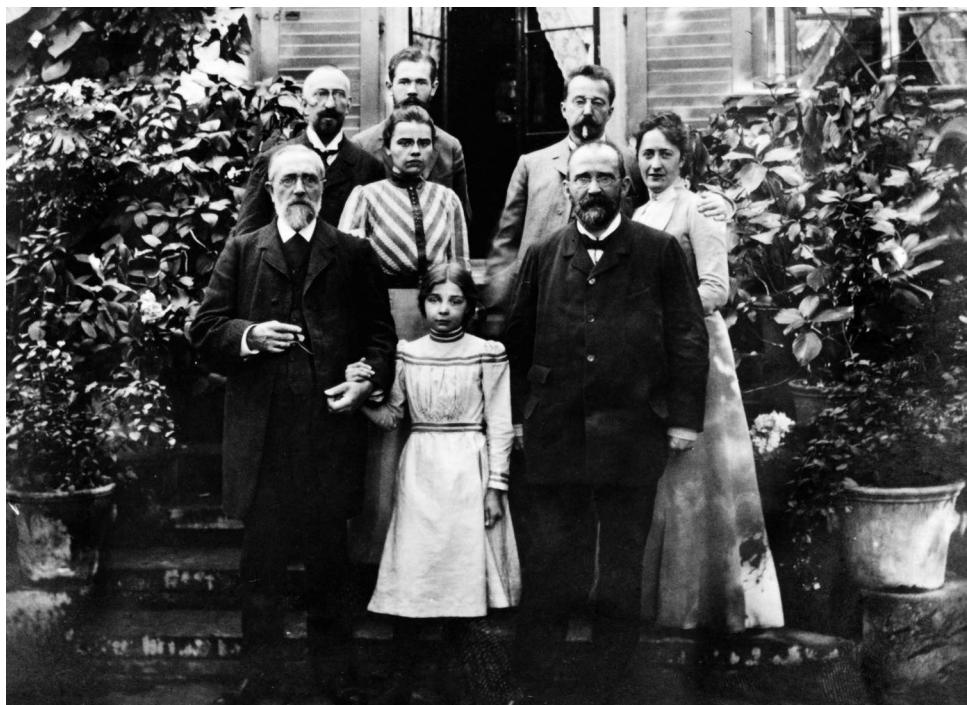


Abb. 1: Familie Leskien vor der Villa »Heinrichsfeld« in Dresden, hinten von links: Wilhelm Streitberg, Albert Leskien, Walther Judeich, Mathilde Judeich, in der Mitte: Ilse Leskien, vorn: August Leskien, Elfriede Leskien, Konrad Judeich, um 1902 (Universitätsarchiv Leipzig, FS N06511)

Die Familie Brockhaus-Judeich

Heinrich Brockhaus (1804–1874) ∞ Therese Pauline Campe (1808–1886)

Marie Pauline Brockhaus (1828–1899) ∞ Johann *Albert* Judeich (1814–1864)

Eduard *Konrad* Judeich (1853–1912)

Heinrich *Walther* Judeich (1859–1942) ∞

Marie Mathilde Elisabeth Bunsen (1876–1959)

Marie *Elisabeth* Judeich (1851–1908) ∞

Johann Heinrich *August* Leskien (1840–1916)

Heinrich *Eduard* Brockhaus (1829–1914) ∞ Maria Emilia Weisz (1836–1914)

Helene Luise Sophie Brockhaus (1835–1909) ∞

Hans Heinrich Rudolf Vieweg (1826–1890)

Heinrich Rudolf Brockhaus (1838–1898) ∞ Louisa Rath (1845–1921)

Elisabeth Anna Brockhaus (1843–1886)

Die Familie Leskien

August Wilhelm Leskien (1800–1876) ∞ Magdalena Schmidt (1801–1878)
 Johann Heinrich *August* Leskien (1840–1916) ∞
 Marie Elisabeth Judeich (1851–1908)
Gertrud Magdalena Leskien (1874–1942) ∞
Wilhelm August Streitberg (1864–1925)
Gerhart Gustav August Otto Streitberg (1905–2001)
Hildegard Wilhelmine Elisabeth Streitberg (1906–2004)
Helga Elisabeth Streitberg (1908–2007)
Albert Heinrich Wilhelm Leskien (1875–1927)
Friedrich Walter Leskien (1877–1949) ∞ Marie Sophie Lie (1877–1957)
Ragna Elisabeth Leskien (1908–2007)
Hans Peter Leskien (1912–1985)
Ilse Maria Leskien (1879–1934)
Ernst August Leskien (1882–1942) ∞ Marie Kuns (1891–1942)
Anna Elfriede Leskien (1892–1981)

Folgende Abkürzungen finden Verwendung:

ADB	= Allgemeine Deutsche Biographie (www.deutsche-biographie.de)
Gebhardt 1928	= Gebhardt, Peter von, Geschichte der Familie Brockhaus aus Unna in Westfalen, Leipzig 1928
DAB	= Dresdner Adressbücher (http://adressbuecher.sachsendigital.de)
LAB	= Leipziger Adressbücher (http://adressbuecher.sachsendigital.de)
NDB	= Neue Deutsche Biographie (www.deutsche-biographie.de)
ÖLB	= Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950 (http://www.biographien.ac.at/)
PUL	= Professorenkatalog der Universität Leipzig / catalogus professorum lipsiensium (www.uni-leipzig.de/unigeschichte/professorenkatalog)
WBIS	= World Bibliographical Information System (http://db.saur.de/WBIS/welcome.jsf)

Die Personen werden, soweit dies möglich war, bei der ersten Nennung in einer Fußnote näher erläutert. Die Briefe sind durch ein Register, das die Briefnummer verzeichnet, erschlossen.

Edition

1. *August Leskien an Marie Pauline Judeich, Leipzig, 26. Mai 1865*
1 Bl., 1 S. beschrieben, Adresse: Frau Kreissteuerrath Judeich.

Leipzig 26. Mai 1865

Geehrte Frau.

Ihre Einladung hat mir die größte Freude gemacht; und da bei allem künftigen Angenehmen die Vorempfindung kein unbedeutender Theil ist, danke ich Ihnen schon jetzt, daß mich die Aussicht des Ferienaufenthaltes bei Ihnen in eine heiterere Stimmung versetzt hat, als sonst während dieser Wochen mein Loos gewesen wäre. Ich kann Ihnen meine Freude darüber nicht besser beweisen, als wenn ich sobald als möglich von hier abzureisen suche; und thäte es lieber heute am Tage, wenn mich nicht die gestrenge Thomasschule⁴ bis zum nächsten Freitag festhielte. Freitag Mittag aber werde ich dann abfahren und gewiß mit dem vergnügtesten Gesicht von der Welt. Bis dahin mit dem besten Dank viele Grüße von

Ihrem ergebenen
 Leskien

2. *August Leskien an Marie Pauline Judeich, Leipzig, 13. Juni 1865*
2 Bl., 2 S. beschrieben, Adresse: Frau Kreissteuerrath Judeich

Leipzig, 13. Juni 1865

Geehrte Frau.

Seit gestern bin ich wieder in das Schuljoch gespannt und habe um so schwerer daran zu ziehen, je leichter mir das Leben bei Ihnen in Dresden war. Die Pfingstferien sind gerade lang genug, um die Annehmlichkeit der Freiheit schmecken zu lassen, und nicht lang genug, um das Verlangen nach der täglichen Pflichtarbeit zu erwecken. Da ich seit meinem sechsten Jahr eigentlich nicht aus der Schule gekommen bin, kenne ich die Leiden und Freuden des Schullebens aus langer Erfahrung hinreichend, um zu wissen, daß angenehm verlebte Ferien zu den Glanzpunkten des Schuljahres gehören, und ich habe Ihrer Einladung eine so heitere, freundliche Pfingstzeit zu danken, wie ich sie noch nirgends erlebt habe. Für mich hat aber Ihre Freundlichkeit noch eine andere Seite. Ich bin ziemlich einsam aufgewachsen, und nachher größtentheils durch eigene Schuld lange ohne Freunde und Theilnahme geblieben; um so mehr ist sie mir nach und nach zum Bedürfnis geworden, und wo ich sie in einem Hause finde, hat sie den besten Einfluß auf mich. Ich danke Ihnen daher auf das herzlichste für die Tage, die ich bei Ihnen ver-

4 Thomasschule in Leipzig, an der Leskien von September 1864 bis April 1866 als Lehrer tätig war.

lebt habe, und bitte Sie, mich stets in freundlichem Andenken zu behalten. Grüßen Sie Ihre Kinder⁵ bestens von mir, und sagen Sie Konrad, ich hoffe, daß er bald einmal nach Leipzig käme, damit ich ihm meine Studierstube und Alles, was darin ist, ordentlich zeigen könne. Mit dem besten Gruß

Ihr ergebener

Leskien

3. *August Leskien an Marie Pauline Judeich, Jena, 15. Mai 1866*

1 Bl., 2 S. beschrieben, auf dem Briefkopf verschlungen: AL.

Jena 15. Mai 1866

Verehrte Frau.

Sie wissen, wie gern ich voriges Jahr um dieselbe Zeit in Ihrem Hause verweilt habe; diesmal macht es mir fast noch mehr Freude, Ihrer freundlichen Einladung zu folgen, weil ich hier in Jena so gar verlassen lebe, und ich mich wahrhaft sehne, wieder unter Menschen zu kommen, die mich kennen und bei denen ich mich frei und wohl fühle. Ich verlasse daher Jena, so schnell ich kann, d. h. morgen um 1 Uhr steige ich aus dem Colleg direct in den Omnibus⁶, bin also am Abend in Leipzig und werde Donnerstag Nachmittag bei Ihnen eintreffen. Ich hoffe, Ihnen nicht zu früh zu kommen, aber in dieser Zeit, wo jeder Tag das Ausbrechen des Krieges⁷ alles Reisen unmöglich machen kann, muß man in der That die Zeit wahr nehmen und es würde mich sehr betrüben, wenn ich nicht reisen könnte. Grüßen Sie bitte Ihre Kinder sehr von mir und auch Ihre Schwägerin⁸, wenn Sie alle recht gutes Ferienwetter herbeiwünschen könnten, wäre es um so hübscher.

Mit den besten Grüßen

Ihr

Leskien

5 Kinder von Marie Pauline Judeich waren Konrad, Walther und Elisabeth.

6 Gemeint ist ein Pferdeomnibus.

7 Gemeint ist der Krieg des Deutschen Bundes unter der Führung des Bundesstaates Österreich und dem Bundesstaat Preußen.

8 Maria Emilia »Milly« Brockhaus, geb. Weisz (1836–1914), vgl. Gebhardt 1928.

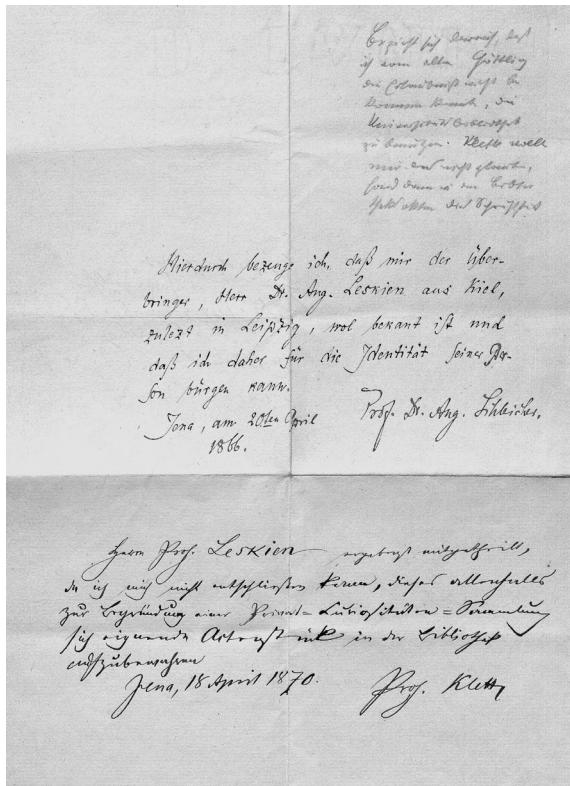


Abb. 2: Zeugnis August Schleichers für August Leskien zur Benutzung der Universitätsbibliothek Jena (Universitätsbibliothek Leipzig, NL 224/1/1)

4. August Leskien an Marie Pauline Judeich, Jena, 9. Juli 1866
2 Bl., 3 S. beschrieben, auf dem Briefkopf verschlungen: AL.

Jena, 9. Juli 1866

Verehrte Frau.

Sein Sie nicht böse, daß ich so lange Zeit habe verstreichen lassen, ohne etwas von mir hören zu lassen, und ohne Ihnen für die Freude zu danken, die Sie mir durch Ihre Einladung und den Aufenthalt in Ihrem Hause gemacht haben. Ich hätte es längst gethan, wenn ich nicht in den ersten acht Tagen, die ich wieder in Jena zubrachte, jeden Tag an sehr unangenehmen Kopfschmerzen gelitten hätte, die mir kaum meine unaufzuschreibbaren Arbeiten zu machen erlaubten. Dann siedelte in dieser Woche, wie Sie vielleicht noch in Leipzig gehört haben, Adolf Geibel⁹ nach Jena über, und da er mit mir zu-

9 Adolf Geibel (1844–1914), Chemiker, Inhaber des Georg Reichardt Verlags in Leipzig, übernahm die Leipziger Verlagsbuchhandlung Karl Geibel, in der Mitte der 1860er-Jahre lebte August Leskien als Mentor zeitweise mit Adolf Geibel zusammen, vgl. ADB im Artikel »Geibel, Friedrich Wilhelm Carl«.

sammen wohnt, gab es allerlei Sorgen und Beschäftigungen, die erledigt sein wollten. Die beiden Pfingstzeiten, die ich jetzt bei Ihnen in Dresden erlebt habe, gehören zu den liebsten Erinnerungen meiner beiden letzten Jahre, und die letzte war mir um so lieber, weil ich den Umgang mit befreundeten Familien lange genug hier im stillen Jena entbehrt hatte, um doppelt zu empfinden, was er mir werth ist. Wissenschaft und Spazierengehen, und weiter giebt es hier für mich nichts, sind doch nicht hinreichend, um einen Menschen auf die Dauer ganz zu befriedigen; und ich gehöre gerade zu denen, die einmal einer freien Luft bedürfen, um zu gedeihen. Jetzt stecke ich wieder mitten in allerlei, und eben nicht sehr interessanten Arbeiten, zu denen auch die Anfangsgründe des Russischen gehören. Warnen Sie nur Ihren Konrad, nicht Sprachwissenschaft zu studieren, denn dazu ist jetzt unbedingt erforderlich, daß man die vier Hauptsprachen Europas, Deutsch, Englisch, Französisch und Russisch wenigstens geläufig lesen muß, besser noch auch schreiben und sprechen, und das Russischlernen ist eine reine Tortur. Nun, der Konrad hat ja noch Zeit, sich auf das richtige Fach zu bedenken; sollte er trotz alledem einmal Philologe werden, so hoffe ich, wird er an meinen Vorlesungen nicht vorbeigehen. Grüßen Sie bitte ihn sehr von mir, sowie auch Walter und Ihre Tochter, und sein Sie selbst auf's herzlichste begrüßt von
 Ihrem dankbaren
 Leskien

5. *August Leskien an Marie Pauline Judeich, Jena, 29. Januar 1869*
2 Bl., 4 S. beschrieben.

Jena, 29. Januar 1869

Verehrte Frau.

Ihr Brief hat mir die größte Freude gemacht, die mir jetzt werden konnte, und ich danke Ihnen dafür von ganzem Herzen. Ich sage mir jetzt täglich vor, daß es nur mehr vier Wochen sind, bis ich meine Vorlesungen schließen und – nach Wien fahren kann. Tag und Stunde meines Aufenthaltes in Dresden könnte ich jetzt noch gar nicht bestimmen, und so trifft es sich gut, daß ich mich nicht einmal versucht fühlen kann, sie Ihnen mitzutheilen. Ich verspreche Ihnen, daß Sie mich in Dresden so finden sollen, wie Sie es wünschen; ich hoffe als »Freund« in jedem Sinne. Glauben Sie mir, es war vom Sommer her mein herzlichster Wunsch, bei Ihnen ruhig, wenn auch nur einige Tage, verkehren zu können, und Ihnen dann auch anders zu erscheinen, als ich Ihnen in meinen Briefen erschienen sein mag. Der Eindruck, den diese außer dem letzten auf Sie gemacht haben, ist mir sehr leid, aber ich hoffe, Sie werden verzeihen, wenn Sie daran denken, daß man im Gefühl der Unsicherheit und Ungewißheit über die Zukunft, der Aufregung und Sehnsucht leicht den rechten Weg verlassen kann; und ich bekannte Ihnen den Fehler, ich bin rasch. Aber ich bitte Sie darum, vergessen Sie es. – Auf einen Punkt meines letz-

ten Briefes, den Sie länger erwähnen, muß ich noch einmal kurz zurück kommen: ich hatte nicht im entferntesten den Gedanken, daß Sie das Glück des Lebens in äußerem reichlichen Verhältnissen sehen könnten; die Darlegung meiner kargen Lage bezog sich nur darauf, daß ich auch in dem Punkte nicht besser und reicher scheinen wollte, als ich bin oder je sein kann. Lassen Sie uns hoffen, daß Äußeres wie Inneres bald offen u. klar werden möge.

Von meinem Jenenser Leben wäre viel und wenig zu erzählen, aber das viele würde sich nur auf meine eigene Gedankenfabrik beziehen, und gegen die bin ich jetzt mißtrauisch, weil sie sich mehr mit Phantasie als mit der Logik abgibt. Es mag daher auch ganz passend eingerichtet sein, daß ich seit Neujahr eine der langweiligsten und anspannendsten Arbeiten gethan habe, die man haben kann, nämlich Abschreiben aus einer alten Handschrift. Morgen werde ich aber fertig damit und das Buch, in das diese kirchenslawischen Texte hineinkommen, wird nächste Woche in Druck gegeben.¹⁰ Bücher schreiben wäre ein ganz gut Ding, wenn man eben nur nachzudenken bräuchte und die Sache dann auf dem Papier stünde, aber 30 Druckbogen erst wirklich hingeschrieben zu haben, ist keineswegs ein Vergnügen. Und doch, ich denke schon wieder an ein neues; um das anfangen zu können, muß ich eben nach Wien und die slawischen Handschriften der Hofbibliothek kennen lernen. Wenn mir Jemand, als ich 1862 nach Leipzig kam, prophezeit hätte, ich würde einmal die Professur für slaw. Sprachen haben, würde ich wahrscheinlich ungläubig verwunderte Augen gemacht haben. Ich kann überhaupt von mir sagen, daß ich eine Zickzacklaufbahn gemacht habe, die nichts zu wünschen übrig läßt, und wenn ich Ihnen einmal etwas ausführlicher erzählen werde, wie ich mit der Welt fertig geworden bin, so werden Sie vielleicht nicht ganz zufrieden sein damit, aber doch vielleicht sagen, daß ich nichts dabei verloren habe, nichts wesentliches meine ich. – Mit Briefen, gerade, wenn man recht einen schreiben möchte, ist es recht nichts; ich hoffe jetzt aufs Wiedersehen. Darf ich fragen, ob ich noch einmal im Laufe des nächsten Monats von Ihnen höre? Wenn ich auch viel damit fordere, aber ich kann doch nicht anders als darauf hoffen. – Wollen Sie Lisbeth meinen allerherzlichsten Gruß sagen? –

Mit den besten Grüßen

Ihr dankbarer

Leskien

10 August Leskien, Handbuch der altbulgarischen (alkirchenslavischen) Sprache. Grammatik. Texte. Glossar, Weimar 1871.

6. *August Leskien an Marie Pauline Judeich, Göttingen, 16. Juli 1869
2 Bl., 3 S. beschrieben, auf dem Briefkopf verschlungen: AL.*

Göttingen, den 16. Juli 1869

Verehrte Frau.

Von Ihrer Schwägerin hörte ich vor einiger Zeit, daß Sie eine Reise in die Schweiz machen würden und die Absicht hätten, auch das Engadin zu besuchen. Eben dahin werde auch ich gehen, da es nach Hasse's Urtheil für meine Gesundheit sehr wünschenswerth sein soll, daß ich mich einige Wochen in St. Moritz aufhalte, um Luft und Eisen zu genießen. Es würde mich nun außerordentlich freuen, wenn ich Gelegenheit hätte, Sie im Engadin aufzusuchen und sehen zu können und ich wage es deshalb Sie zu bitten, mir mitzuteilen, wann ungefähr Sie dort eintreffen werden, oder um eine bescheidenere Bitte zu thun, vielleicht übertragen Sie dem Conrad, dem ich mich bestens empfehlen lasse, mir einige Zeilen zu schreiben. Ich bleibe noch 14 Tage hier und ziehe dann mit Sack und Pack in meine künftige Residenz Jena, bleibe dort aber nur einige Tage und denke spätestens den 6. August im Dorfe St. Moritz bei Vadrutt eines von den winzigen Engadiner Sommerquartieren bezogen zu haben. Um mich selber etwas anzupreisen, füge ich noch hinzu, daß ich das Engadin durch einen fünfwochentlichen Aufenthalt im vorigen Sommer recht gut kenne, und nicht wenig stolz sein würde, wenn ich Ihnen als Führer dienen könnte.

Mit den besten Grüßen an Sie und die Ihrigen alle
Ihr ergebener
Leskien

7. *August Leskien an Marie Pauline Judeich, Promontor bei Pest, 2. Oktober 1869
2 Bl., 3 S. beschrieben.*

Promontor bei Pest¹¹, 2. Oktober 1869

Verehrte Frau.

Sie erlaubten mir, ehe wir uns im Engadin trennten, Sie zu fragen, ob ich Sie auf meiner Heimreise in Dresden besuche dürfe. Ich komme jetzt Sie zu bitten, daß ich's dürfe, aber ich möchte meine Bitte ein wenig ausdehnen. Sie sagten mir damals, daß Sie vor dem 15ten Oktober nicht zurück sein würden und so fürchte ich, daß wir uns verfehlten könnten. Ich muß am 15ten Oktober bereits in Jena sein, kann also spätestens den 14ten in Dresden bleiben, es ist aber meine Absicht, schon etwas früher dort einzutreffen, am

¹¹ Promontor: Budapest-Tétény (deutsch: Promontor-Großteting) ist der zweitgrößte Bezirk (XXII. Bezirk) von Budapest, der Hauptstadt Ungarns. Er liegt im Südwesten des Stadtgebiets, am westlichen Ufer der Donau.

10. oder 11ten. Ich thue das deswegen, weil ich gern Ihre Antwort poste restante Dresden erhalten möchte. Hier würde mich ein Brief von Ihnen schwerlich mehr treffen, da ich nur bis zum Mittwoch hier bleibe und ebenfalls in Wien, wohin ich von hier gehe, nur einige Tage bleibe. Wenn Sie daher so schreiben, daß ich zwischen dem 10–12ten den Brief in Dresden abfordern kann, würde ich ihn am schnellsten und sichersten bekommen. Ich komme jetzt zu meiner weiteren Bitte. Wenn Sie nicht vor dem 15ten in Dresden sein können, bitte, so erlauben Sie mir, in der allernächsten Zeit von Jena aus nur auf einen Tag hinüber zu kommen. Bitte schlagen Sie mir's nicht ab. Ich habe Sie in der Schweiz nicht mehr aufgesucht, obwohl ich mehrmals drauf und dran war es zu thun trotz des Verbots von Ihrem Vater¹², und ich habe eine schwere Zeit dabei durchgemacht; denn wenn ich auch die Vorwürfe, die mir Ihr Vater in Ponrasina machte, nicht für begründet halte, und meinewegen darüber ruhig wäre, so bin ich doppelt unruhig über Lisbeth, auf die der hervorgerufene Conflict solchen Eindruck gemacht hat. Der Gedanke, daß sie unglücklich sein möge, hat mich die Zeit über nie verlassen. Thun Sie das eine, mir nicht abzuschlagen, daß ich sie in den nächsten Wochen einmal, wenn auch auf noch so kurze Zeit, sehen kann. Sagen Sie ihr meine besten, herzlichsten Grüße, und wie ich sie bitte, sich nicht innerlich zu quälen; was ich ihr sonst sagen möchte, kann ich eben nur ihr sagen. Mit den besten Grüßen

Ihr getreuer
Leskien

8. *August Leskien an Marie Pauline Judeich, Jena, 13. November 1869*
4 Bl., 6 S. beschrieben, auf dem Briefkopf verschlungen: AL.

Jena 13. November 69

Verehrte Frau.

Es sind vier Wochen her, seit ich Ihren Brief in Dresden in Empfang nahm und ich habe ihn noch nicht beantwortet. Auch jetzt will ich nicht eigentlich darauf antworten, denn in dem Hauptpunkte würde damit nichts erreicht: Sie halten es für recht, daß ich Lisbeth vorläufig ganz fern bleibe; ich sehe das umgekehrte für besser an und wir würden uns darüber schwerlich einigen. Sie erinnern mich an das Versprechen, das ich Ihnen und Ihrem Vater gegeben, mir jede Annäherung zu versagen und damit ist ja für die nächste Zukunft alles gesagt. Ich bin von Haus aus kein sehr geduldiger Mensch und würde die Unwahrheit sagen, wenn ich behaupten wollte, ich sei ruhig oder zufrieden mit dem, wie es nun einmal ist, aber ich versuche auf das zu hoffen und zu warten, woran mein Herz hängt und werde nicht verzagen, so lange ich noch irgend einen Schimmer von Hoffnung sehe. Daß ich Ihnen jetzt schreibe, hat auch nicht den

12 Heinrich Brockhaus (1804–1874), vgl. Gebhardt 1928.

Zweck, Sie zur Änderung der getroffenen Bestimmung zu veranlassen; wenn Sie diese Änderung für richtig halten werden, glaube ich, werden Sie ohne mein Drängen dahin kommen. Allein ich habe den, doch wohl natürlichen, Wunsch, daß Sie zuweilen etwas von mir und über mich erfahren mögen. Ich hätte Ihnen in dem Sinne auch schon eher geschrieben, wenn ich nicht hier mich erst hätte einigermaßen einleben wollen. Das ist nun geschehen, so weit man sich an einem Orte einleben kann, den man so bald wie möglich mit einem vortheilhafteren vertauschen möchte. Indeß davon liegt der Grund in mir, nicht in Jena. Mit diesem muß ich vielmehr ganz zufrieden sein. Die drei Vorlesungen, die ich angekündigt habe »Lateinische Grammatik«, »Sanskrit« und »Charakteristik der Sprachen Europas« sind alle zu Stande gekommen, mit der Zuhörerzahl kann ich bei der überhaupt geringen Anzahl von Studenten zufrieden sein, und der Anfang meiner Jenenser Wirksamkeit ist als ein gutes omen für die Zukunft zu betrachten. Daß es in dem kleinen Neste außerordentlich still zugeht, können Sie denken. Meine Tage vergehen so gleichförmig, der eine wie der andere, daß sie alles individuelle verlieren und die Zeit auf die Weise schnell hingehet. Morgens bis 10 bereitet man sich auf die Vorlesung von 10–11, von 11–12 auf die von 12–1, von 1–2 treibt man leichte Sanskritlektüre, von da bis 4 wird gegessen und spazieren gegangen, von 4 bis in infinitum, d.h. bis Mitternacht mit Ausnahme der Chorstunde von halb acht bis halb neun, wird slawisch studirt und so einen Tag wie den andern mit Ausnahme des Sonnabends, der dem Briefschreiben und Sonntags, der ganz dem Sanskritlesen gewidmet ist. Wenn nicht eine störende Einladung dazwischen kommt, kann es kein regelmäßiges [!], oder wie Sie vielleicht sagen werden, monotoneres Leben geben. Ja es ist recht monoton, und wenn man Abends müde seine Bücher zuklappt, bekommt man manchmal eine recht brennende Sehnsucht nach einem menschlicheren Leben und einem anderen Gesichte, als dem uralten, verblichenen von Sanskrit und Kirchenlawisch. Und doch wie dankbar bin ich dieser Arbeit, die mir schon über mancherlei Wege geholfen hat und mir auch jetzt die Tage und Wochen vergehen macht, und mir manchmal sogar, wenn es vorwärts geht, eine Art von Freudigkeit giebt, bei der es nur schade ist, daß ich sie allein genießen muß. Ich bin jetzt beinahe fertig mit einem größeren Werke, einem, erschrecken Sie nicht, »Lehrbuche des Altslawischen«¹³, das eine Grammatik, Texte und Wörterbuch enthält. Das ist eben meine vorher erwähnte Nachmittagsarbeit und nur augenblicklich die angenehmste, weil ein Bogen nach dem andern bald fertig wird. Sehr viel Freude ist bei einem einsamen Gelehrtenleben, wie ich es führe, nicht, aber unglücklich möchte ich es auch nicht nennen. Die wissenschaftliche Arbeit hat die Eigenschaft, daß sie an und für sich fesselt, abgesehen von ihrem etwaigen Resultat und dem etwaigen Gewinn daraus. Die Idealität, die darin liegt, entschädigt für manches; freilich im letzten Grunde will man immer für Menschen arbeiten und zunächst jeder für die, welche er liebt. So lange er das nicht kann, fehlt das beste. Aber ich fange an zu reflectieren und will Ihnen

13 Leskién, Handbuch (Anm. 10).

doch von meinem Jenenser Leben erzählen. In der Zeit werde ich aber dabei ziemlich in meinem Zimmer bleiben müssen, denn dort geht mein Jenenser Leben fast einzig vor sich, und dies mein Zimmer hat eine vortreffliche Eigenschaft, nämlich eine wundervolle Aussicht. Ich übersehe aus meinem Fenster eine lange Bergreihe jenseits der Saale und sind es keine Alpen, so erfreuen sie doch das Auge, namentlich jetzt, wo die ganze Landschaft unter Schnee liegt und bei Sonnenuntergang die Gipfel eine Beleuchtung haben wie ich sie selbst in der Schweiz nicht schöner gesehen habe. Sie müßten aus alle dem eigentlich schließen, daß ich wie ein Einsiedler lebe; doch nicht, ich habe Freunde hier, mit denen ich zuweilen zusammenkomme; erstlich brauche ich nur die Zwischenthür aufzumachen, um Lindgren¹⁴ aus seinen Pandekten aufzustören und etwas zu plaudern, ferner esse ich mit einer ganzen Heerde von jüngeren Kollegen zusammen und endlich werde ich hie und da eingeladen. Es wäre in der That auch schmerzlich, wenn ich für die 60, sage sechzig, Besuche, die ich im Laufe von 14 Tagen gemacht habe, keine Vergeltung bekäme. So wandelbar ist der Mensch, vor 5 Jahren hätte ich nie geglaubt, daß ich in meinem Leben mich einmal entschließen könnte, ein halbes Hundert mir ganz unbekannte Leute mir nichts dir nichts zu besuchen. Es ist hier Sitte und ich habe mich gefügt. – Aber Sie werden von meiner Schreiberei gerade genug haben, vielleicht gar wünschen, ich hätte gar nicht geschrieben; wenn das der Fall ist, müssen Sie mir verzeihen; wenn Sie aber nur nicht unzufrieden damit sind, so bin ich so kühn, Sie zu bitten, daß Sie mich wieder einmal etwas von sich wissen lassen, und daß Sie jetzt der Lisbeth meinen wärmsten Gruß sagen. Mit den besten Grüßen an Sie und die Knaben

Ihr

Leskien

9. *August Leskien an Marie Pauline Judeich, Leipzig, 31. Dezember 1869*
3 Bl., 6 S. beschrieben.

Leipzig, 31. Dezember 1869

Verehrte Frau.

Ihrem neulichen Brief, für den ich Ihnen herzlich danke, beantwortete ich gerade am Jahresschluß; am Ende eines Jahres, das Ihnen wie mir ein besonderes sein muß. Ich bin weit davon entfernt, Ihnen zu verargen, wenn Sie vielleicht mit Sorgen an die Entwicklung dessen denken, was das letzte Jahr gebracht hat und wodurch ich in Ihr und Ihres Kindes Leben eingegriffen habe. Überhaupt aber möchte ich gleich eine Bitte in meinem Interesse anbringen, nämlich die, daß Sie nicht glauben mögen, ich sei bitter gegen Sie oder Ihren Vater gestimmt und wolle nicht gerecht gegen Ihre Anschauungen

14 Wilhelm von Lindgren (1840–1872), Privatdozent für Rechtswissenschaften an der Universität Leipzig, vgl. WBIS.

sein. Meine Worte mögen vielleicht den Schein an sich tragen, aber dieser röhrt nur daher, daß ich von jeher genöthigt gewesen bin, mir bestimmt vorzustellen, was ich zu thun habe und, wenn ich es ausspreche, leicht ein Anflug von Schärfe hineinkommt, der nicht beabsichtigt, nicht einmal gefühlt ist. Ich begreife es vollkommen, daß Sie mit Besorgnis in die Zukunft blicken und mir jetzt nicht gewähren können, was ich wünsche. Um Sie zu überzeugen, daß ich mich nicht selber täusche, will ich Ihnen von meiner Seite ganz offen die Sachlage darstellen. Sie stellen mir die aus Lisbeths Munde kommende Frage, was ich jetzt für uns beide als das beste ansehe. Ich würde, wenn ich einen Augenblick von allem äußerem absehe, sagen: hat Lisbeth mich so lieb, daß sie alle Schwierigkeiten, die sich darbieten können u. werden, zu ertragen gedenkt, so wäre es das natürlichste, uns verkehren zu lassen, wie wir wünschen.

Nun weiß ich wohl, daß das letztere aus einer Menge von Rücksichten nicht geht und bitte Sie auch deswegen nicht darum. Daß dieser Mangel alles Verkehrs u. die Ungewißheit für mich peinigend ist, brauche ich nicht zu sagen. Sie ist es für mich um so mehr, als ich mir ja sagen muß, wenn auch alles so gut geht wie möglich, meine Carriere sich günstig gestaltet, so kann ich Lisbeth nie ein glänzendes, ja nicht einmal ein reichliches Loos bieten. Sie werden selber genug vom Gelehrtenleben kennen, um zu wissen, daß in den meisten Fächern die Aussichten auf eine auskömmliche Existenz gering sind, in meinem wenig begehrten Fache sind sie es noch mehr. Wenn ich trotzdem Ihrem Vater im Engadin gesagt habe, meine Aussichten in der Universitätscarriere seien gut, so war das die stricteste Wahrheit, nur freilich relativ zu nehmen. Für mich sind sehr gute Aussichten schon die, wenn ich in 2 – 3 Jahren eine Stellung mit 800–1000 Cr.¹⁵ Gehalt habe. – Daß das sehr wenig ist, weiß ich natürlich wohl, ich weiß aber auch, daß man selbst in jetziger Zeit mit wenigem auskommen kann, wenn man will. Freilich gehört dazu eine große Ausdauer, ein nicht geringer Muth und vom allem eine entschiedene, klar erkannte Liebe. Ob Lisbeth die zu mir hat, weiß ich nicht. Ich kann daher nur wiederholen, was ich ja auch schon im Engadin Ihnen zugegeben habe, daß sie sich als völlig frei ansehen dürfe, wenn sie es kann. Meine ganze Lage giebt mir kein Recht, weitere Ansprüche zu machen, und insofern theile ich Ihres Vaters Auffassung der Sache sogleich; etwas anderes ist die Frage nach der sittlichen Befugniß, an ein Mädchen die Frage zu richten, ob sie mich lieben und einmal mein Leben zu theilen sich entschließen könne. Die Frage darf man selbst dann stellen, wenn man weiß, daß dies Leben kein nach dem gewöhnlichen Maßstab begehrenswerthes, ja vielleicht recht schweres ist. Aber ich will davon abbrechen und Sie nur bitten, nicht zu glauben, daß ich Ihnen nicht gerecht werden wolle oder könne; und lassen Sie mich glauben, daß Sie beim Anfang des neuen Jahres die Zukunft etwas freundlicher betrachten, als vielleicht gerade die Umstände Ihnen nahe legen. Wir leben ja alle auf Hoffnung, der eine mehr, der andere weniger; ich habe bisher noch nicht viel anderes gethan u. manche Hoffnungen sind mir

15 Courantmark.

erfüllt worden. Lassen Sie uns zusammen hoffen, daß dies neue Jahr das Schwebende zu einem glücklichen Ruhepunkte führen möge. Mit den herzlichsten Grüßen an Sie und Ihre Kinder

Ihr

Leskien

10. *August Leskien an Marie Pauline Judeich, Leipzig, 9. März 1870
2 Bl., 4 S. beschrieben, auf dem Briefkopf verschlungen: AL.*

Leipzig, 9. März 70

Meine liebe Frau Judeich.

Eben komme ich von Ihrem Vater, dem ich von meiner Berufung erzählte, und vor allem die Frage vorlegen wollte, ob er meiner Bewerbung um Lisbeth noch widerstrebe. Ich komme mit dem größten Glücke zurück, er hat mir gesagt, daß er gar nichts dagegen habe, daß ich ihm von je willkommen gewesen sei und nur die Schwierigkeit der Verhältnisse ihn bedenklich gemacht habe. Jetzt seien diese wenn auch nicht leicht, doch ruhiger anzusehen, er selber werde alles thun, in bescheidenen Gränzen die Verhältnisse zu erleichtern, habe also selbst damit seine Einwilligung gegeben; wenn Lisbeth mich lieb hätte und Sie, die Hauptstimme darin, einwilligten; eine förmliche Verlobung wünsche er jetzt nicht, aber es sei ihm recht, daß diese zum Herbst oder zu Weihnachten sei. Ihr Papa war so gut und liebenswürdig mit mir, daß ich selber fast überrascht davon war. Er sagte, daß er selber nächste Woche am Bußstage in Dresden sein werde, war aber der Hoffnung, daß Sie bald schrieben und erwartete wohl eigentlich, Sie hätten ihm schon geschrieben. – Sagen Sie Lisbeth meine herzlichsten Grüße; ich kann den Tag, wo ich wieder in Dresden sein werde, noch nicht angeben, da ich von Jena noch keine Antwort habe, hoffe aber Sonntag dort bei Ihnen zu sein; jedenfalls schreibe ich einen Tag vorher. – Ihr Papa hob noch besonders hervor, wie es Ihn freue, Lisbeth mit ihrem heiteren frischen Wesen in Leipzig zu haben. Aber verzeihen Sie, ich rede so zuversichtlich und muß doch Ihre eigene Einwilligung vor allem abwarten. Schreiben Sie mir nur ein paar Worte, daß Sie damit zufrieden sind, wie es jetzt steht, und lassen Sie uns alles weitere mündlich besprechen, ich komme, so bald ich mich frei machen kann; ich schreibe in Eile, und in Aufregung, wenn der Brief ein bischen confus ist, lassen Sie es hingehen. An Lisbeth u. Sie selber den

besten Gruß

Ihres getreuen

Leskien



Abb. 3: Das Hauptgebäude »Augsteum« der Universität Leipzig, vor 1914 (Universitätsbibliothek Leipzig, ASL 2863)

11. *August Leskien an Marie Pauline Judeich, Leipzig, 11. März 1870
2 Bl., 4 S. beschrieben.*

Leipzig, 11. März 1870

Meine liebe Frau Judeich.

Ich fange an zu schreiben, daß ich morgen nicht kommen werde, obwohl ich es noch nicht ganz bestimmt weiß. Vielleicht kommt doch noch um 6 Uhr ein Brief vom Curator¹⁶ aus Jena, und ich kann morgen fort. Ich konnte mir zwar sagen, daß einige Tage darüber hingehen würden, bis derselbe mir schriebe, aber warten ist so unerträglich, wenn man schon von Natur ungeduldig ist und jetzt doppelten Grund zur sehenden Ungeduld hat. Aber was hilfts, ich muß nun die Entscheidung hier abwarten. Es ist nur eine Formsache: ich muß die formelle Entlassung von Jena haben, ehe ich entscheiden kann, ob ich gleich zu Ostern oder erst im Herbst meine Leipziger Stelle antrete. Ich glaube nicht, daß irgend welche Schwierigkeiten gemacht werden, wenn man auch allenfalls verlangen kann, daß ich im Sommersemester noch in Jena bleibe; darüber bin ich ziemlich ruhig. Aber in anderer Richtung dürften vielleicht noch einige Verhandlungen erfolgen: gestern nämlich bekam ich einen Brief von Lindgren, der

16 Karl Julius Moritz Seebek (1805–1884), 1851–1877 Kurator der Universität Jena, vgl. ADB.

Böhtingk¹⁷ gesprochen hatte und aus dessen Munde wußte, daß der Curator den Versuch machen werde, mich in Jena zu halten. Wenn dem so ist, wird mir wahrscheinlich ein Antrag zugehen, mit so und so viel Gehaltserhöhung in Jena zu bleiben. Nun bin ich meinerseits entschieden, wenn die Vortheile nicht so groß sind, daß es geradezu unrecht wäre in Hinblick auf die Zukunft sie zurückzuweisen, die Leipziger Stelle anzunehmen; aber möglicher Weise wird einige Hin- u. Herschreiberei nothwendig und die formelle Abschließung des Ganzen etwas verzögert. mir ist der an sich erfreuliche Zwischenfall, daß die Jenenser mich zu halten suchen, diesmal verdrießlich; ich weiß nicht, wie viele Tage es sich hinziehen wird. Aber Sonntag werde ich wohl nicht, wie ich so sicher gehofft hatte, bei Ihnen sein. Es ist jetzt halb 7 und ich habe keinen Brief. Ich unternehme hier in meiner Ungeduld allerlei, lese französisch, und spreche, um mich etwas in der von mir sehr vernachlässigten Sprache zu vervollkommen, treibe Wendisch, mache Besuche und plaudre mit Ihrer Schwägerin¹⁸. Heut Mittag sprach ich Ihren Vater, der mir erzählte, Sie hätten ihm geschrieben; und was er über Ihren Brief sagte, hat mich von neuem glücklich gemacht. Wenn ichs Ihnen nur mündlich sagen und persönlich zeigen könnte, anstatt einen trockenen Brief zu schreiben. Sagen Sie Lisbeth, ich hätte meine Muße hier benützen wollen, um ihr im italienischen nachzukommen; ich habe aber die Mussafia'sche Grammatik¹⁹ noch nicht auftreiben können, dagegen habe ich »Jüdische Sprüche« herbeigeschafft, von denen wir neulich sprachen, und bringe die mit. – Ihr Bruder²⁰ sagt mir eben, daß die Post noch kommen kann, also noch eine Hoffnung, daß dieser Brief vergebens geschrieben sein möge. Bekomme ich übrigens morgen früh den Brief des Curators, so werde ich sehen, wenn es irgend geht, am Nachmittege noch fort zu kommen, wenn nicht am Sonntage. Im schlimmsten Falle, wenn ich weder heute noch morgen etwas erfahre, schreibe ich noch einmal. Doch ich will von der verfehlten Hoffnung, morgen u. Sonntag bei Ihnen zu sein, lieber auf eine erfüllte kommen, auf Ihren gestrigen Brief. Ich bin so glücklich, daß Sie einverstanden sind mit dem, was mich ganz erfüllt, und jetzt auch ruhiger und froher in die Zukunft blicken [!]. Was ich Lisbeth schon gesagt hatte, wiederhole ich Ihnen, daß ich nicht daran zweifle, ich werde auch Ihnen sein können, was Sie von dem, der Ihre Tochter lieb hat, hoffen und erwarten können; aus Ihrem Briefe sehe ich, daß Sie Vertrauen zu mir haben und ich gebe Ihnen die Hand darauf, daß Sie es bewährt finden sollen. Sagen Sie meiner lieben, lieben Lisbeth die herzlichsten Grüße, und – auf Wiedersehen, wenn nicht morgen oder übermorgen, so doch gewiß in einigen Tagen. Die besten Grüße

Ihres allgetreuen

Leskien

17 Otto von Böhtingk (1815–1904), Indologe und russischer Geheimrat, vgl. NDB.

18 Maria Emilia »Milly« Brockhaus, geb. Weisz (1836–1914), vgl. Gebhardt 1928.

19 Gemeint ist: Adolfo Mussafia, Italienische Sprachlehre in Regeln und Beispielen, für den ersten Unterricht bearbeitet, Wien 1860, eine Vielzahl von Auflagen.

20 Heinrich Rudolf Brockhaus (1838–1898), vgl. Gebhardt 1928.



Abb. 4: Otto von Böhtlingk, langjähriger Weggefährte August Leskiens, um 1890 (Universitätsarchiv Leipzig, FS N02188)

[Nachschrift:] Eben bekomme ich den Brief vom Curator mit dem Anbieten meinen Gehalt auf 700 Cr.²¹ zu erhöhen, wenn ich bleiben wolle. Ich bin nun vorläufig unschlüssig, was zu thun, u. laufe gleich heut Abend zu Curtius²² u. Zarncke²³, um zu berathen. Ich komme zum Sonntag nicht, aber sobald ich sicher weiß, was zu thun, schreibe ich gleich. Noch einmal auf Wiedersehen

Ihr L.

12. *August Leskien an Marie Pauline Judeich, Leipzig, 13. März 1870*
2 Bl., 4 S. beschrieben.

Leipzig, den 13. März 70

Meine liebe Frau Judeich.

Heute dachte ich mich sicher auf einen bestimmten Tag anmelden zu können, aber das freudige Ereignis meiner Leipziger Berufung²⁴ scheint wenigstens damit sich rächen zu wollen, daß es mich nicht wieder abreisen läßt. Aber denken Sie nur nicht, als seien noch besondere Schwierigkeiten unterwegs, im Gegentheil.

21 Courantmark.

22 Georg Curtius (1820–1885), 1862–1885 Professor für Klassische Philologie an der Universität Leipzig, vgl. PUL.

23 Friedrich Carl Theodor Zarncke (1825–1891), 1858–1891 Professor für Deutsche Sprache und Literatur an der Universität Leipzig, vgl. PUL.

24 Das Berufungsschreiben vom 3. März 1870: Universitätsbibliothek Leipzig, NL 348/3/29.



Abb. 5: Friedrich Carl Theodor Zarncke, um 1870
(Universitätsbibliothek Leipzig, Fotoslg. 11)

Den Brief des Curators finden Sie mit in diesem Couvert; ich dachte, er würde Sie interessieren und ich möchte mich gern ein bischen herausstreichen durch den Beweis, daß man mich in Jena ungern fahren läßt. Diesen Brief nun trug ich noch des selben Abends, als ich Ihnen schrieb, also Freitag, zu Curtius und fragte, was zu thun. Er übernahm es, sofort an den Cultusminister²⁵ zu schreiben und heut morgen bereits kam die Antwort, mein Leipziger Gehalt sei von 700 auf 800 Cr. erhöht. Immerhin ein Gewinn des liebenswürdigen Jenenser Anerbietens. Heut Nachmittag schrieb ich sofort nach Jena und bat um meine definitive Entlassung, wobei ich die Hoffnung aussprach, es werde nichts im Wege sein, mich sofort zu entlassen, so daß ich gleich nach Ostern hier antreten könne. Wäre nicht ein, wenn auch nur geringer, Zweifel in mir, man möge mir das letztere abschlagen, so wäre ich gleich morgen früh nach Dresden gefahren. Da es aber doch möglich ist, man will mich im nächsten Semester in Jena behalten und erst zu Michaelis entlassen, so halte ich es für besser, des Curators Antwort noch hier abzuwarten. Fällt sie nämlich ungünstig aus, so hört damit für mich der Grund auf, gerade jetzt in die Lausitz zu gehen, ich begebe mich in dem Falle erst in den Sommerferien dahin. Nach Dresden darf ich aber auch in diesem ungünstigen Falle kommen; nicht wahr, ich darf? Entläßt man mich, wie ich eigentlich nicht bezweifle, sofort, so kann ich die Antwort (ich habe

²⁵ Johann Paul Freiherr von Falkenstein (1801–1882), 1865–1871 Leiter des Ministeriums des Cultus und öffentlichen Unterrichts, vgl. NDB.

gebeten, mir sie so schnell wie möglich zukommen zu lassen) frühestens übermorgen haben; und bin dann hoffentlich endlich Mittwoch auf der Fahrt zu Ihnen. – Je mehr ich mich an den Gedanken gewöhne, den Sprung in die Leipziger Professur gemacht zu haben, desto glücklicher fühle ich mich, und ich habe für die Zukunft den besten Muth. Alle meine hiesigen Freunde, Curtius²⁶, Zarncke²⁷ u. a. sprechen mir ihre Zufriedenheit darüber aus, daß ich den Ruf angenommen habe, und versichern, ich werde hier in einigen Jahren auch meine äußere Stellung ohne Schwierigkeiten verbessern können. Es ist mir alles selber noch halb wie im Traum, vor 4 Monaten noch so wenig gute Aussicht, so viel Sehnsucht und wenig Hoffnung, und jetzt alles so gut, mit dem Gedanken, daß es noch viel besser wird. Mich hätte die Anerkennung und der Erfolg immer gefreut, aber was liegt einem schließlich daran, wenn mans nur für sich allein hat; alles was man hat und thut, bekommt nur dadurch einen Werth, daß mans thut für die, die man lieb hat, sonst ists leer und gleichgültig, gar für mich, der ich niemals für die Wissenschaft als Selbstzweck eine Schwärzmerei gehabt habe. – Es schneit draußen so dick, daß man nicht zehn Schritt weit sieht, geradeso wie neulich, als wir am Fenster saßen. Ich gehe fast gar nicht aus und könnte wunder was arbeiten, auch den Mussafia²⁸ habe ich bekommen, aber es schmeckt mir wenig, und ich vertrödle die edle Zeit mit etwas Wendisch, einem russischen Roman u. allerlei Lecture, bei der ich mir einzureden suche, es sei doch zur Beförderung meiner slawischen Kenntnisse. Aber alles in allem thue ich wenig, und nehme mirs am Ende nicht sehr übel, daß ich keine Ruhe habe, – indeß es hilft nichts, vorläufig will ich die Hoffnung festhalten, Mittwoch bei Ihnen zu sein, und jetzt nur noch meine besten Grüße hinzufügen; wenn Sie können, schreiben Sie mir morgen fünf Worte und sagen Sie mir einen Gruß von Lisbeth, wie neulich; jetzt aber ihr den herzlichsten Gruß von mir, oder, Sie liest doch den Brief, ich will ihr ihn hiermit lieber selber sagen. Adieu für heute – auf Wiedersehen.

Ihr

Leskien

13. *August Leskien an Marie Pauline Judeich, Leipzig, 15. März 1870*
2 Bl., 3 S. beschrieben.

Leipzig, 15. März 70

Meine liebe Frau Judeich.

Die erwartete Antwort Seebecks hab ich heute nicht bekommen, d. h. heute morgen nicht; es bleibt noch eine Hoffnung auf die Abendpost Wenn auch dann nichts kommt,

26 Georg Curtius (1820–1885), 1862–1885 Professor für Klassische Philologie an der Universität Leipzig, vgl. PUL.

27 Friedrich Carl Theodor Zarncke (1825–1891), 1858–1891 Professor für Deutsche Sprache und Literatur an der Universität Leipzig, vgl. PUL.

28 Adolfo Mussafia (1835–1905), Professor für Romanistik an der Universität Wien, vgl. ÖBL.

warte ich noch morgen früh, länger aber keinesfalls. Um allem Zweifel ein Ende zu machen, will ich lieber gleich festsetzen, daß ich morgen Nachmittag von hier abreise und also schon bald nach Ankunft des Zuges draußen bin. Wenn ich nur erst wüßte, wie es mit den Ferien und dem nächsten Semester wird. Die Zeit geht hin u. ich verliere am Ende die Tage, die zum Wendisch lernen bestimmt waren, mit Warten. Aber es läßt sich nichts dagegen thun. Also jetzt auf wirkliches Wiedersehen morgen, und bis dahin an Lisbeth und Sie meine
wärmsten Grüße Ihr
Leskien

14. *August Leskien an Marie Pauline Judeich, Reudnitz, 17. April 1871*
2 Bl., 4 S. beschrieben.

Reudnitz, 17. April 1871

Meine liebe Mama.

Da ich der Lisbeth heute nicht den Vorzug lassen will, an Dich zu schreiben, während ich mich in stumme Beredtsamkeit hülle, füge ich selber ein Paar Zeilen hinzu. Wo wir sind, weißt Du wahrscheinlich aus meiner Depesche, für die Du, liebe arme Mama, den Boten hast zahlen müssen, den ich hier vergessen hatte, voraus zu bezahlen; wie es uns geht, wird Dir Lisbeths heutiger Brief viel besser sagen als ich. Daß es mir aber ausgezeichnet geht, will ich Dir selber mittheilen. Wir sind schon ein ganz respectable Paar, ich gehe meist mit Hammer, Nägeln, Säge u. Hobel herum, um als Helfer in der Noth überall da aufzutreten, wo man etwas hängen will u. nicht kann, meine Frau wirthschaftet mit Macht, und, Mama – der Mittag gestern u. heute hat mir vortrefflich geschmeckt. Das ist zwar eine recht triviale Bemerkung, so obenhin angesehen, aber eigentlich, glaube ich recht weise, vom häuslichen Standpunkt angesehen. Ich freue mich am Hause so unaussprechlich, u. über meine Lisbeth, die mir es macht, am meisten. Lachen muß ich freilich auch über sie, wenn sie herum wirthschaftet, als hätte sie es schon ein halbes Jahrhundert mitgemacht; mit den Haushaltungsbüchern ist sie auch in Ordnung; wir haben höchst ernsthaft gestern nach dem Kaffee uns darüber unterhalten, u. Lisbeth hat die Sache, an der sie bisher verzweifelte, u. bis gestern behauptete nie lernen zu können, in der That begriffen – Mama, Lisbeth stößt mich immer an den Ellenbogen, während ich an Dich schreibe; sie liegt auf dem Sofa und thut nichts, während ich Dir einen schönen (das ist Lisbeth mit ihrem Ellenbogenstoß) schreibe. Von unserem gestrigen Spaziergang hat sie Dir wohl geschrieben, er führte in völlig unbeschreibliche Gegenden. Das war alles »vorzüglich«, aber ungeheuer lange geschlafen haben wir, u. Lisbeth behauptete, das müsse anders werden, – meine Hausväterlichkeit ist gnädig damit einverstanden, daß es anders werde. Eben lobt sie mich, womit ich natürlich nicht einverstanden sein kann, worauf sie ein grimmiges Gesicht macht, wie immer in sol-



Abb. 6: Das Hochzeitsbild von August und Elisabeth Leskien, 1870 (Privatbesitz, Herbert Oberseider)

chem Falle, Du kennst das ja. – Nun habe ich Dir wohl genug Unsinn gesagt und will in den Ernst, aber nicht in den bittern, sondern freudigen übergehen, daß ich so glücklich bin, wie ein Mensch nur sein kann und so voll Freude über Frau u. Haus, daß ich mich gar nicht recht in mich selber zu finden weiß, so ein brummiger ärgerlicher Junggesell ich war, u. so ein glücklicher Mann ich geworden bin – Du hast nichts dagegen, wenn ich damit schließe, es sagt ja alles, was zu sagen ist; ausmalen kanns die Lisbeth, die mit dem Plan eines langen Briefes an Dich umgeht u. glaub ich, schon einige Seiten davon fertig hat. Meine liebe Mama, ich bin

Dein allzeit getreuer Sohn

August

[Nachschrift:] Nothwendig muß ich noch zuallerletzt bemerken, daß Lisb. wunderbar gut aussieht. Für den Brief habe ich eben einen Kuß bekommen; ist er den wohl werth?

15. *August Leskien an Marie Pauline Judeich, Reudnitz, 30. April 1871*
2 Bl., 3 S. beschrieben.

Reudnitz, den 30. April 1871

Liebe Mama.

Du mußt rechte Sorge bekommen haben in Folge des gestrigen Briefes von Lisbeth, unsre Rückdepesche wird Dir wohl schon gesagt haben, daß keine Befürchtungen weiter zu hegen sind und ich schreibe nur noch selber ein Paar Worte, damit Du siehst, daß ich ganz wieder hergestellt bin. Mir brummt der Kopf noch ein wenig, wie das nach einem Tage voll heftiger Kopfschmerzen und einer fiebrigen Nacht zu sein pflegt, indeß werde ich morgen ganz wieder munter sein. Ich wußte auch gestern schon, daß solche hitzigen Erkältungsanfälle bei mir zuweilen vorkommen, aber gewöhnlich mit einem Tage u. einer Nacht abgethan sind; mir war nur die arme Lisbeth leid, die große Angst hatte, ich möge ernstlich krank werden und nun gar zwischen zwei Patienten hin und her gehen mußte. Der Amalie²⁹ geht es aber so gut, daß sie heute schon einige Stunden auf sein durfte und in den nächsten Tagen wohl ganz wieder hergestellt sein wird. Also Du siehst, wir haben diesen ersten Anfall von Sorge gut bestanden, und ich muß vor allem Lisbeth das Zeugniß geben, daß sie sich höchst tapfer dabei verhalten hat. Ich habe sie viel mehr bedauert, als ich ihr sagte, um ihr den Muth nicht zu nehmen; aber es war mir hart genug, daß sie kaum 14 Tage verheirathet, schon alle möglichen Sorgen u. Befürchtungen haben sollte. – Lisbeth las mir aus Deinem Briefe, den Tante L.³⁰ mitgebracht, vor, daß Du daran denkst, an Deinem Geburtstage hier zu sein; ich brauche Dir nicht erst zu sagen, welche Freude Du uns damit machen würdest; halte doch ja daran fest; wir werden uns bemühen, bis dahin möglichst alles gesund gemacht zu haben, und Dir einen günstigen Eindruck zu machen. Wir sind beide nicht wenig gespannt darauf, uns und unsere Wirtschaft Deiner Kritik zu unterwerfen, und hoffen sogar kühner Weise, mit Ehren zu bestehen. – Lisbeth eben ermahnt mich in Anbetracht meines Kopfes, jetzt aufzuhören u. da ich meiner Frau schon viele vernünftige Ratschläge verdanke, werde ich auch diesen befolgen, Dir gute Nacht sagen u. Dich bitten, unserwegen ohne Sorge zu sein. Ich bin Dein

getreuer Sohn

August

29 Amalie war eine Hausangestellte der Leskiens. Sie war noch 1892 bei Leskiens beschäftigt.

30 Eleonore »Leonore« Geibel, geb. Weisz (1820–1914), ADB im Artikel »Geibel, Friedrich Wilhelm Carl«.

16. *August Leskien an Marie Pauline Judeich, Reudnitz, 1. Juli 1871*
2 Bl., 3 S. beschrieben.

Juli 1, 1871, Reudnitz.

Meine liebe Mama.

Eben habe ich die Monatsrechnung abgeschlossen, Lisbeth ihre 50 Cr³¹ gezahlt und finde auch nach diesem Abzuge, daß unsre Kasse in gutem Stande ist. Da wirst Du nun sicher ausrufen: nun will der schon wieder mit seinem Reichthum vor mir renommieren. Diesmal doch nicht, die Sache hat eine oder vielmehr einige praktische Bedeutungen. Letztlich finde ich in meiner Kasse 16 Cr zu viel, und besinne mich vergeblich, woher diese Einnahme, die ich vergessen haben müßte, anzuschreiben. Da ist mir eingefallen, ob Du mir Pfingsten vielleicht Geld gegeben hast, sei es um mir die mehrfach entrichteten Transportkosten zu ersetzen, sei es, daß ich davon irgend etwas bezahlen sollte. Mein Gewissen ist etwas beunruhigt dadurch, sage mir also, wie es sich damit verhält. Doch das war nur eine nebensächliche Bedeutung meiner Renommage; viel wichtiger ist, daß die Reise nach Kiel zum Beschuß erhoben ist. Das hat Dir ohne Zweifel schon Lisbeth geschrieben; ich schreibe es auch von meiner Seite nur deswegen, um meiner Befriedigung über die Möglichkeit dieses Beschlusses einen Ausdruck zu geben. Sogar, daß sich ein Seeaufenthalt an die Kieler Reise anschließe, ist mir nicht ganz unwahrscheinlich; wohin er sich richten kann, wird sich am besten in Kiel erkunden lassen. Daß ich mich auf die Reise, die erste größere allein mit Lisbeth, mehr als gewöhnlich freue, weiß Du ohne weitere Bemerkung. Ich wollte nur, es wäre erst so weit, die letzten Wochen des Vorlesungssemesters werden einem recht lang. Diese Ermüdung von den Collegien und der sonstigen Thätigkeit ist aber auch der einzige Grund, der mich zu dem Wunsche einer Beschleunigung der Zeit veranlaßte. Sonst möchte ich sie lieber still halten. Ich fühle jetzt, nachdem das erste Vierteljahr unserer Ehe fast herum ist, so innig das Glück der Ruhe und Zufriedenheit, das in Haus und Familie wohnt, und denke, das muß immer zu nehmen. Ist in der ersten Zeit, den ersten Tagen u. Wochen, die Neuheit, die Freude an dem errungenen geliebten Gegenstand das Gefühl, das alles überwältigt, so tritt dann eine Befriedigung mit der ruhigen Betrachtung des Lebens, dem sich stets mehrenden Inhalt desselben ein, die vielleicht noch tiefer wirkt, als jener erste Jubel. Das »sich zu Hause fühlen« ist wie eine mir jeden Tag von neuem freudige Empfindung. Wie wir leben, was wir thun und treiben, weiß Du durch Lisbeths Briefe besser, als wenn ich anfangen wollte, es Dir zu beschreiben; Du sollst aus meinem Briefe auch nur die Stimmung herausmerken, in der ich lebe und arbeite. Das Arbeiten aber hat bei mir in der letzten Zeit eine ziemlich große Rolle gespielt; meine regelmäßige Beschäftigung ist die Vorarbeit zu einer »vergleichenden Grammatik des Litauischen u. Slawischen«,³² die zu Lisbeths Entsetzen im Durchlesen u. Excerptieren eines etwa 1000 Seiten dicken

31 Courantmark.

32 Leskien, Handbuch (Anm. 10).

Wörterbuches von ziemlich großem Format besteht; daneben habe ich allerlei Recensionen fürs Centralblatt³³ geschrieben, zu einer Antrittsvorlesung auch weiter gearbeitet. Leider kann ich das nur mit großen Unterbrechungen, da fürs Colleg auch gesorgt werden muß; doch denke ich endlich vor den Ferien, sie zu halten. Große Hoffnung auf Arbeitszeit mache ich mir für den Theil der Ferien, den wir bei Dir zubringen werden; namentlich lesen möchte ich dann viel. Eine meiner Vorlesungen im nächsten Semester führt den Titel: »die epische Volkspoesie der Slawischen Völker« und bedarf zu ihrer Herstellung einer umfangreichen Lektüre. Siehst Du, das kommt davon, wenn man die Schwiegermutter eines Professors ist; unvermuthet fängt er an von seinen Abstrusitäten zu reden; das Interesse an seinen Sachen gewaltsam occupieren zu wollen. Bei Büchern fällt mir eben ein, daß ich für Conrad eine Bitte habe; ich schenkte ihm einmal ein Buch (von Rich) mit vielen kleinen Darstellungen aus den klassischen Alterthum³⁴. Es ist mir darum zu thun, das für einige Zeit benutzen zu können, und ich möchte ihn bitten, es mir per Post zu schicken. – Ohne Zweifel hat Dir Lisbeth auch schon gesagt, daß wir bei dem schönen Wetter heute nach Mockau fahren wollen, um der alten Frau Gontard³⁵ Besuch zu machen. Es dürfte Zeit sein, sich dazu zu rüsten. So schließe ich denn, und sage Dir u. den Knaben meine herzlichsten Grüße und Dir, daß ich bin

Dein treuer Sohn

August

17. *August Leskien an Marie Pauline Judeich, Leipzig, 8. Juli 1871*
2 Bl., 4 S. beschrieben.

Leipzig, mein Geburtstag [8. Juli], 1871

Meine liebe Mama.

Euren gemeinschaftlichen Brief beantwortete ich an Dich, die Du doch »die nächste dazu« bist. Es war sehr lieb von Euch, an uns bei den bevorstehenden Einzugsfeierlichkeiten zu denken, aber – kommen können wir leider nicht. Ich gehe morgen auf die Professorenversammlung nach Kösen³⁶, wohin zu gehen ich Böthling³⁷ längst versprochen hatte; u. überdies lese ich Montag, Dienstag u. Mittwoch Collegia, von denen ich wenigstens zwei aussetzen müßte. Das geht nun allenfalls, wenn dergleichen Feierlichkeiten vor

33 Literarisches Centralblatt für Deutschland, das von Friedrich Zarncke herausgegeben wurde.

34 Anthony Rich, *Illustrirtes Wörterbuch der römischen Alterthümer: mit steter Berücksichtigung der Griechischen; enthaltend zweitausend Holzschnitte nach Denkmälern der alten Kunst und Industrie*, Paris [u.a.] 1862.

35 Pauline Eugenie Gontard, geb. Lutteroth (1812–1902), Hohlfeld, Johannes, Leipziger Geschlechter, Bd. 3: Die reformierte Bevölkerung Leipzigs 1700–1875, Leipzig 1939, S. 777.

36 Bei der Kösenen Zusammenkunft trafen sich Professoren aus Leipzig, Halle und Jena in Kösen an der Saale (heute Ortsteil von Naumburg).

37 Otto von Böhtling (1815–1904), Indologe und russischer Geheimrat, vgl. NDB.

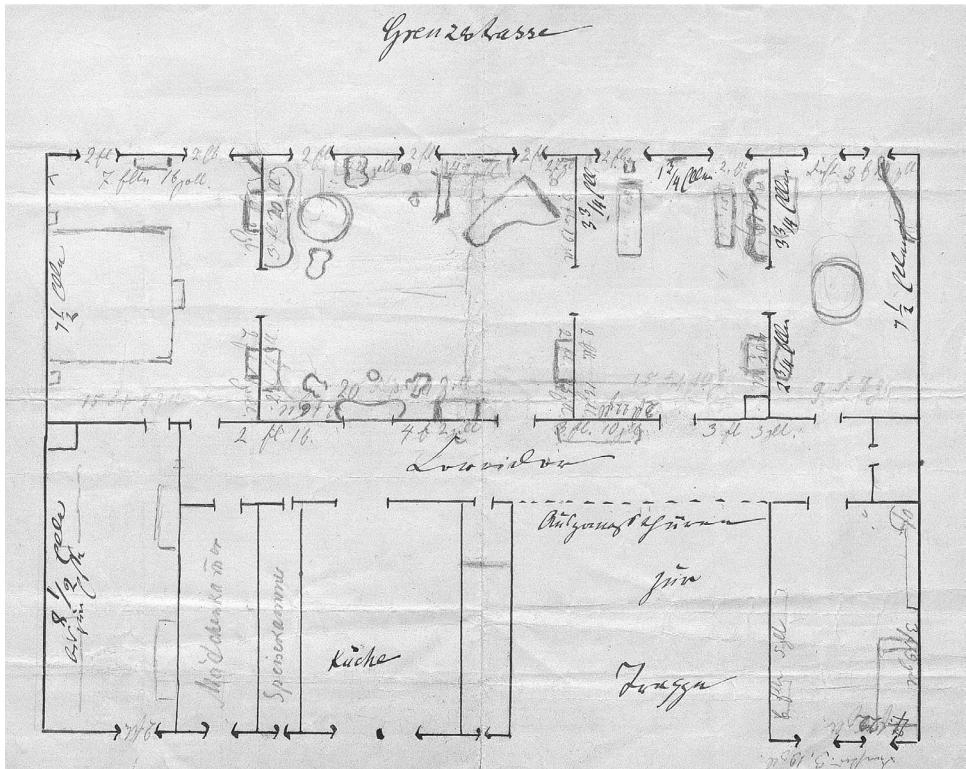


Abb. 7: Plan der Wohnung in der Grenzstraße 3 in Reudnitz, die August und Elisabeth Leskien nach ihrer Hochzeit bezogen (Universitätsbibliothek Leipzig, NL 348/1/5, Bl. 56r)

Orte sind; aber das Eintreten derselben an einem anderen Orte ist doch nicht Grund genug, die Vorlesungen fallen zu lassen, namentlich wenn das Semester sich so dem Ende nähert. Und endlich, Du kannst Dir auch denken, daß ich ganz für unsre größeren Reisepläne spare; also diesmal nicht, meine liebe Mama; desto froher wollen wir sein, wenn wir nach unsrer Kieler Reise zusammenkommen. Dein Brief von heute hat mich sehr erfreut; Du kannst meiner sicher sein; wen ich lieb habe, der hats für alle Zeiten bei mir fest, u. mag thun was er will, ich bleibe ihm treu; und daß ich der Mutter meiner Lisbeth ein alle Zeit getreuer Sohn bin, versteht sich bei mir ganz von selber. – Deine hübschen Geschenke waren mir sehr willkommen, und von den Artischocken habe ich heut Mittag drei mit großem Wohlgefallen verspeist. Lindgren aß bei uns und ist jetzt mit Lisbeth in den Garten, oder wie ich sage »Park« gegangen, während ich diese schnellen Zeilen an Dich schreibe. Ich möchte auch ganz hinunter zu meiner kleinen Frau u. Du mußt dieses Gekritzeln schon so hinnehmen. Lisbeth hat mir glänzend bescheert, ein A, von dem sie behauptet, es sei ebenso dick wie ich (meine Corpulenz bildet eine ihrer

häuslichen Sorgen), eine Tischdecke, die Du wohl kennst, verschiedene Eßwaren, als da sind Pralinées u. Brunellen, auch Taschentücher [hier Einschub am Ende: schändlicher Weise vergesse ich einzufügen, daß sie mir einen Geldbeutel u. ein Briefband gearbeitet hat, trotz der Haushaltung, ich sitze schon im Garten u. muß das daher mit Bleistift auf dem Knie schreiben. Meine Briefe müssen Dir einen schönen Eindruck machen; postscripta, Bleistiftseinfüge, nun ich sage nichts mehr.] u. a. Dabei sind wir entsetzlich spät aufgestanden, so daß als Maria Geibel³⁸ hart um 9 kam, mir einen Rosenstrauch zu bringen, ich mich noch nicht zeigen konnte. – Grüße Conrad mit Dank für seinen Brief u. die Sendung des Buches; und nun sage ich Dir für diesmal adieu; das ist keine Redensart, denn ich schreibe Dir vor unserer Abreise noch einmal u. bin von ganzem Herzen

Dein August

Ich gehe jetzt meine Eltern³⁹ wiedersehen, wer weiß, ob nicht zum letzten Male; dann bist Du, meine Mama, die mir nächst Lisbeth am nächsten stehende, u. meine einzige Mutter, u. Du sollst erfahren, daß ich Dich so betrachte, wie eigentlich schon jetzt.

18. *August Leskien an Marie Pauline Judeich, Leipzig, 25. November 1871
2 Bl., 3 S. beschrieben.*

Leipzig, den 25. November 1871

Liebste Mama.

Weihnachten naht und obwohl ich Lisbeth zehn mal versichert habe, ich würde ihr nichts, gar nichts schenken, so siegt doch beim Herannahen der Zeit mein gutes Herz und läßt mich in meinem grimmigen Entschlusse wankend werden. Unter den Gegenständen nun, die ich vorläufig notiert habe, sind einige, um deren Besorgung ich Dich bitten möchte; es sind z. Th. Dinge, auf die ich mich schlecht verstehe, oder die sich schlecht einpacken. Sie selbst in Dresden zu kaufen, wird für mich wohl kaum Zeit sein, da wir schwerlich vor Sonnabend, d. h. einen Tag vor Weihnachtsabend kommen werden. Vielleicht komme ich noch mit einem zweiten Briefe der Art nächstens, und da Du, denk ich, doch vor Weihnachten, zu weilen mit Einkaufsabsichten zur Stadt gehst, wolltest Du mir den großen Gefallen thun, einiges für mich zu besorgen? Was ich zunächst nennen möchte, ist folgendes: ein Häkelnadeletui, wie Du es hast oder ähnlich, 6 weiße Blumentöpfe mit dito Untersetzen Du weißt, solche, wo man die gewöhnl. hineinsetzt; ein einfaches Thermometer mit hölzernem Skalenzeiger; ein Wärmstein aus Serpentin, ich weiß nicht, ob Du derartige kennst, es ist ein Stück Serpentin, rundlich

38 Maria Geibel, verh. Krehl, verh. Semon (gest. 1918).

39 August Wilhelm Leskien (1800–1876) und Magdalena (1801–1878), geb. Schmidt.

einen Zoll dick, in der Mitte ein Henkel; man legt den Stein so auf den Ofen, und benützt ihn, wie sonst Wärmflaschen; sind sie aus Serpentin nicht vorhanden, so vielleicht aus einer anderen Steinart, was das selbe thut; ein Uhrhalter, aufs Nachtkästchen zu stellen, entweder hölzern, geschnitzt, zum Zusammenklappen, wie Du sie kennen wirst, oder als kleines bronzenes Gestell mit einem Haken zum Anhängen der Uhr; eine große Düte Pralinées u. verzuckerter Früchte zum Hinlegen; u. dann, Mama, was eigentlich ein Hauptstück ist, ein Wintermantel, da gebe ich gar keine näheren Bestimmungen, ich muß Dir Wahl und Preis ganz überlassen. Du siehst, meine liebe Mama, ich bin in meinen Aufträgen nicht blöde; schaue sie nicht mit zu großer Entrüstung an und sage mir aufrichtig, wenn Dir meine Kommissionen nicht passen. Zugleich aber weiß ich, daß solche Besorgungen zuweilen nicht angenehm sind, weil man sich scheut, auf eines anderen Conto Geld auszugeben. Damit Du eine solche Scheu gar nicht spürest, schicke ich Dir heute per Postanweisung 20 Cr⁴⁰ mit der Bitte, davon zunächst auszulegen; was Du mehr brauchst, schreibe mir oder lege es für mich aus, daß ich es Dir bei unsrer Anwesenheit zurückzahlen kann. – Heute über 4 Wochen sind wir also bei Dir und wollen so vergnügt sein, daß Du hoffentlich sagen kannst, Du hättest lange kein so fröhliches Weihnachtsfest verlebt; und ich werde es von mir ganz bestimmt sagen. Lisbeth schreibt Dir ja auch heute ausführlich und so habe ich nichts weiter zu erzählen; nur Dich zu bitten, mir ein Paar Worte nächste Woche zu schreiben, was Du zu meinen Vorschlägen sagst, und mir einiges aus Conrads u. Walters Wünschen mitzutheilen, was ich befriedigen könnte. Mit herzlichem Gruße

Dein treuer

August

19. *August Leskien an Marie Pauline Judeich, Reudnitz, 2. Dezember 1871
2 Bl., 3 S. beschrieben.*

Reudnitz, 2. December 1871

Meine liebe Mama.

Habe besten Dank für Deinen Brief, ich freue mich, daß Du die Besorgung meiner Wünsche so liebenswürdig übernommen hast. Mir ist es natürlich eben so recht, wenn ich Lisbeth anstatt eines Mantels eine Pelzgeschichte schenke, wie Du sie beschreibst. Ich habe bei dem Ausdruck Mantel nur an eine warme Winterkleidung gedacht, wie diese im besonderen beschaffen ist, muß sich natürlich an Geschmack u. Modesache entscheiden. Also wollen wir es so theilen, daß Du ihr das Kleid, ich das andere schenke? Deine Bereitwilligkeit macht mich ganz kühn, Dir noch zwei Dinge aufzubürden: willst Du nicht noch ein Fläschchen Resedaparfüm für mich kaufen, und eine Fußbank? Lisbeth

40 Courantmark.



*Abb. 8: Walther Judeich, um 1929 (Festschrift
Walther Judeich zum 70. Geburtstag überreicht
von Jenaer Freunden, Weimar 1929)*

hat einmal davon gesprochen, daß sie eine einfache Fußbank wünsche mit braunem Stoff überzogen wie etwa der auf den Möbeln in meiner Stube. Das Strohschemelchen, das sie dort hat, zerfetzt sich schon, so daß der Teppich immer voll kleiner Strohtheilchen ist. Eben komme ich übrigens auch von Weihnachtseinkäufen nach Haus, natürlich ebenfalls für Lisbeth: Schreibäfelchen, in der Tasche zu tragen; ein geschnitztes verschiebbares Bücherbrettchen, auf den Tisch zu stellen, ein Buch für Zimmergärtneri, und, lache nur, ein Stielerscher Schulatlas⁴¹ sind meine heutigen Kaufthaten; außerdem habe ich ihr noch eine Masse mit Namen gestempeltes Briefpapier bestellt u. einige andre Kleinigkeiten besorgt. Der Stielersche Atlas ist eigentlich ein Scherz, da meine Frau immer bei ihren Studien klagt, daß sie sich in keinem anderen Kartenwerk zurecht finden kann, als in dem ihrer kindlichen Jahre. So bin ich mit meinen Einkäufen mit Deiner Hilfe wohl ziemlich fertig, es möchten mir denn noch Kleinigkeiten einfallen. Das wollt ich für meine Bitten an Dich bemerken, daß wenn Du noch Geld vor Weihnachten von mir wünschen solltest, da die 20 Cr⁴² doch nicht reichen, so schreib' es mir, ich schicke Dir dann gleich – Was unser Kommen betrifft, so fahren wir spätestens am 23ten um 9 hier ab, sind also um Mittag bei Dir; früher schwerlich, da ich glaube, daß den Freitag noch allgemein gelesen wird – Ja, mit meinen Wünschen, liebste Mama, sieht es bedenklich aus, ich hätte fast gesagt, ich habe keine, aber es fällt mir ein, daß ich doch einige habe: ein Portemonnaie, ein kleines Taschendintefäß, um es im Colleg zu brauchen; ich lese

41 Die 51. Auflage erschien 1871: Adolf Stielers Schulatlas über alle Theile der Erde und über das Weltgebäude, bearb. von Hermann Berghaus, 51. Auflage, verbessert und vermehrt, Gotha 1871.

42 Courantmark.

nämlich in diesem Semester nicht bloß Collegia u. stehe hoch auf dem Katheder, sondern sitze auch tief unten u. höre eine Vorlesung, bei Windisch⁴³ nämlich. Da brauche ich nun ein solches Ding, um Dinte zu haben. Ein Taschenmesser gehört übrigens auch wieder zu meinen Wünschen. Ich sehe, daß Lisbeth einen langen Brief an Dich schreibt, sie wird alles erzählen, auch daß wir Mittwoch wieder leichtsinnig sein u. auf das Professorium⁴⁴ gehen wollen. Also habe ich Dir nur meinen herzlichsten Dank u. die allerbesten Grüße an Dich u. die Knaben auszurichten. Ich könnte keine angenehmere Empfindung haben, als wenn morgen Weihnachtsabend wäre – fast noch 3 Wochen.

Dein getreuer

August

20. *August Leskien an Marie Pauline Judeich, Reudnitz, 20. Dezember 1871
1 Bl., 2 S. beschrieben.*

Reudnitz, 20. Dezember 1871

Meine liebe Mama.

Lisbeth geht eben zu den Tanten ohne ihre Absicht, Dir heute zu schreiben, erfüllt zu haben. Vor lauter Rechnen, Zusammensuchen, Packen ist sie nicht dazu gekommen, und ich versprach ihr, ehe auch ich zu Rudolf's⁴⁵ ginge, bei denen wir heute Abend eingeladen sind, Dir einige Worte zu schreiben. Das wichtigste, ja die einzige wichtige Mittheilung, die ich zu machen habe, ist die, daß Du uns schon Freitag Abend sehen wirst. Ich lese Freitag nicht mehr und wir können also Freitag Nachmittag um 2° 50' von hier abreisen – Meinen besten Dank für Deinen neulichen Brief, ich freue mich über die guten Resultate Deiner Weihnachtseinkäufe, aber gar nicht darüber, daß Du Dich nicht ganz frisch fühlst. Hoffentlich finden wir Dich ganz munter, wenn wir kommen, oder unser Kommen, wenn wir die Kühnheit haben dürfen, dem einen solchen Einfluß zuzuschreiben, macht Dich hoffentlich ganz wieder frisch. Wir wollen unser möglichstes dazu thun. Ich freue mich dies mal sehr auf die Ferien, einmal u. vor allem ist es nach langen Jahren wieder der erste Weihnachten, den ich bei den Meinigen u. nur mit ihnen verbringe, u. dann bedarf ich auch etwas der Ferien. Das vergangene Vierteljahr war ziemlich arbeitsreich, und ich bin ein bisschen müde, merke das auch daran, daß ich z. B. heute früh schon mit Kopfschmerzen aufwachte u. sie den ganzen Tag nicht so recht los geworden bin. Alles das werden die schönen 14 Tage wieder aufheben – Eben sehe ich, daß die Uhr schon 7 ist u. ich muß noch einen nothwendigen Brief schreiben.

43 Ernst Windisch (1844–1918), Professor für vergleichende Sprachwissenschaft, vgl. PUL.

44 Vortrag und geselliges Zusammensein mit Musik, Tanz usw. für Professoren und ihre Familien und einige geladene Gäste, anderer Name für den Professorenverein.

45 Heinrich Rudolf (1838–1898) und Louisa Brockhaus, geb. Rath (1845–1921), vgl. Gebhardt 1928.

Also nun noch die herzlichsten Grüße u. den frohen Ruf: auf Wiedersehen am Freitag.
Dein getreuer
August

21. *August Leskien an Marie Pauline Judeich, Reudnitz, 10. Februar 1872*
2 Bl., 4 S. beschrieben.

Reudnitz, den 10. Februar 1872

Meine liebe Mama.

Obwohl ich heute nicht frei von den Folgen einer gestrigen Abschiedsgesellschaft bin, die Ad. Geibel seinen Freunden gab, schreibe ich doch an Dich; ich hatte mir es schon am Anfang der Woche vorgenommen. Aber ich fange lieber gleich mit der Warnung an, daß in diesem Zustande ein Brief nicht viel von sich hoffen läßt. Doch wirst Du, wenn auch weiter nichts darin steht, wohl das eine mit Befriedigung vernehmen, daß von einer Berufung nach Berlin gar keine Rede bei mir sein kann. Zunächst wird die Stelle überhaupt erst im nächsten Budget, d. h. 1873 dotiert werden, dann muß erst die Berufung erfolgen, also es hat damit noch gute Weile; zweitens aber glaube ich kaum, daß man dabei an mich gedacht hat oder denken wird; man wird, wenn nur irgend einer findbar, einem Polen die Stelle geben und thut am Ende Recht daran, es giebt doch nun einmal so u. so viele Polen in Preußen; drittens, würde mir unwahrscheinlicher Weise im Laufe der Zeit die Berliner Stelle angetragen, so ist die Frage doch noch, ob ich ginge; wenn man mir hier den Gehalt einigermaßen verbessert, bleibe ich wenigstens, wie ich die Sache jetzt ansehe. Du siehst also, es liegt bis jetzt nicht bloß kein Ruf, sondern nicht einmal die Ahnung eines solchen vor – Die Wochen gehen eine nach der anderen und schon leuchtet in die Nacht des Semesters das Morgenrot der Ferien; eine meiner Vorlesungen schließe ich mit Ende Februar, die andere den 9. März, und freue mich auf die Osterferien und das nächste leichte Sommersemester wie ein Kind, dem man einen guten Bissen lange vorenthalten hat und es ihn endlich erschnappen läßt. Der Bissen ist für mich eine von den langweiligen und unausgiebigen Arbeiten für die Collegia freie Zeit, um schreiben zu können. – Eben steht meine Frau von ihrem Mittagsschlafchen auf, und wird sich zum Spaziergange an dem schützenden Arm ihres Mannes bereit machen. Denke nur, Mama, sie thut sich groß damit, daß sie es nicht mache wie andere Töchter, die ihre Mama nur zum Besuchen hätten, um ihr Mühe u. Arbeit zu machen; sie biete bloß Annehmlichkeiten, ließe sich nicht pflegen, sondern pflege selber. Ist das nicht stark? Ich habe aber auch gesagt, ich würde Dir dies schreiben.

Das inliegende Blatt enthält eine englische Besprechung meines Buches, die Dich vielleicht interessieren wird; ich schicke sie daher mit, möchte Dich aber bitten, sie mir gelegentlich im Briefe zurückzugeben. – Lisbeth ist gleich fertig, und ich muß daher mit meinem Briefe fertig sein, Du sollt in der That nächstens einmal einen interessanteren von mir bekommen, aber siehst Du, Mama, wenn man sich eben aus der Betrübniß

eines Jammers aufgerüttelt hat, so ist man doch immer noch eine traurige Figur. Glaube übrigens nicht, daß ich im wahren Sinne des Wortes gekneipt habe, was sich für einen Ehemann nicht schickt, aber ich kann einmal nichts mehr vertragen. – Jetzt steht meine Frau in ihrem schwarzen Fracke mit der unvermeidlichen rothen Ausgeh- u. Besorgungstasche wirklich an meinem Tische. Sie nimmt die Tasche jetzt immer mit, weil ich einmal dagegen protestiert habe, daß sie mit 24 Bretzeln an einem Faden in der Hand Arm in Arm mit mir die Grimmaische Straße in die Schranken fordert. – Adieu, meine liebe Mama, die herzlichsten Grüße von Deinem

August

22. *August Leskien an Marie Pauline Judeich, Reudnitz 17. Februar 1872
1 Bl., 2 S. beschrieben.*

Reudnitz, den 17. Februar 1872

Meine liebe Mama.

Du wirst denken, ich litt heute wieder an Schwäche im Kopfe, da ich, um einen schlechten Witz zu machen, als Veranlassung meines vorigen Briefes meinen leidensvollen Zustand hinstellte. Aber immer trifft dieser Schluß nicht das rechte, heute ist mir völlig wohl, und ich schreibe aus freiem Antriebe etwas, das ich das letzte Mal vergaß. Lisbeth hatte mir aus Deinen Briefen vorgelesen und wir glaubten aus Stellen eine gewisse Sorge um Conrads Examen herauszufinden. Es war nun schon neulich meine Absicht, Dir jede Sorge damit auszureden. Ich halte sie in der That für völlig überflüssig, mir ist durchaus nicht bange darum, daß Conrad, um wenig zu sagen, leidlich durch das Examen kommt, und wenn er überhaupt durchkommt, so ist das genug; ob die Censur etwas besser oder schlechter ist, darauf kommt nicht das mindeste an. Erstlich hängt der bestimmte Grad der Censur leicht von einem Zufall oder von einem einzelnen der Fächer ab, in denen man examiniert wird, zweitens aber fragt weder auf der Universität noch später jemals ein Mensch nach der Censur im Maturitätszeugniß, man will weiter nichts, als daß das Examen bestanden sei. Nun ist aber die ganze Einrichtung die, daß ein Knabe, der nur einigermaßen gearbeitet hat, was auf der Schule verlangt wird und nicht geradezu auf den Kopf gefallen ist, nothwendig durchkommen muß. Ich kann Dir versichern, daß in Kiel die Anforderungen viel höher waren wie hier, und ich habe die faulsten u. dümmsten dort durch das Examen kommen sehen. Also da Conrad fleißig war und nicht dumm ist, hast Du nichts zu befürchten, falls Du nicht eine besonders gute Censur erwartest; die Erwartung würde ich aber in keinem Falle [Einschub: bei keinem, auch dem allerbegabtesten, hegen, weil da der Zufall mitspielt, die Hauptsache ist nicht das wie, sondern das ob Durchkommen] hegen – Weiter habe ich heute nichts u. grüße Dich von ganzem Herzen als

Dein August

23. *August Leskien an Marie Pauline Judeich, Reudnitz, 2. März 1872*
2 Bl., 4 S. beschrieben.

Reudnitz, 2. März 1872

Meine liebe Mama.

So ein nachlässiger Schreiber bin ich, daß ich immer etwas vergesse, wenn ich an Dich schreibe. So kommt es denn, daß ich nachholen muß. Mein letztes Vergessen bestand nun darin, daß ich meine Gedanken über Conrad's erstes Studiensemester Dir neulich nicht mittheilte. Ich wollte nämlich vorschlagen, er möge Ostern nach Heidelberg gehen. Es wird der Sommeraufenthalt dort (Heidelberg hat ja ein besonders günstiges Klima) seiner Gesundheit sehr wohl thun, namentlich nach diesem angestrennten Winter; ferner ist die Heidelberger Juristenfacultät eine sehr gute, also für sein Studium dort gesorgt, endlich ist es der poetischste Aufenthalt für ein junges Studentengemüth, den man sich wünschen kann, frisches Studententhum, rheinisches Leben, süddeutsche Gemüthlichkeit, viel fremdes Volk dazu, der Rhein ganz in der Nähe, zu Ausflügen u. zwar billigen, die ausgiebigste Gelegenheit. Sollte also der Großpapa⁴⁶, der jetzt wie weiland Napoleon, nach Elba gegangen ist, darauf kommen, so stelle ihm das vor. Conrad soll sich, sobald er mit dem Examen fertig ist, den Heidelberger Lectionscatalog für das Sommersemester 1872 in irgend einer Buchhandlung bestellen (kostet einige Groschen), um zu sehen, was gelesen wird und von wem. Ich werde ihm, wenn er will, einige Rathschläge in Betreff der zur allgemeinen Fortbildung dienenden Collegien (philosophischer u.s.w.) geben können. Er soll daher den Catalog mit hierher bringen – Unsere Erlebnisse wird Dir Lisbeth alle erzählen, wir sitzen beide einander gegenüber und schreiben an Dich beim Kaffee, sipping and writing. Daß wir uns wohl befinden, namentlich Lisbeth, genüge ein factum zu beweisen: gestern Mittag verspeiste sie Suppe, dann Schöpsbraten mit Welschkohl eine gerundete Portion, und zum Nachtisch, sage Nachtisch, drei Hefenklöse, aufstehend mit dem tief empfundenen Worte: »eigentlich möchte ich noch einen«. Dabei ist das Bier noch nicht gerechnet. Du siehst, »wir befinden uns noch«, wie Onkel Bräsig⁴⁷ sagt. – Jetzt eile ich wieder zu meinem lettischen Wörterbuch und grüße Dich, wie immer als

Dein getreuer Sohn

August

Ich benütze die leere Seite zu Fortsetzung meines Briefes. Da wir vor ½ 10 Uhr fortgingen, verweilten wir noch etwas bei Tante Milly, wo ein fremder Professor, Lajos Bräuer⁴⁸,

46 Heinrich Brockhaus (1804–1874), vgl. Gebhardt 1928.

47 Onkel Bräsig ist eine Figur aus dem Roman »Ut mine Stromtid« von Fritz Reuter (1810–1874).

48 Ferenz Bernhard Lajos »Lajoss« Bräuer (Lebensdaten unbekannt; DAB 1892), Privatier, den Leskiens 1862–1864 als Mentor betreute.

Lindgren, kurz wieder einmal ein großer Kreis war. – Von Marga⁴⁹ habe ich natürlich noch wenig gesehen, doch erwartete ich das nicht anders. Mittwoch Abend wollte sie zu mir kommen, doch mußte ichs absagen, da ich noch an Dich schreiben wollte und zu müde war. Zwischen ihr u. Engelmann⁵⁰ scheint aber garnichts zu werden, eher scheints als ob Clemens⁵¹ alte Pläne wieder aufnehme, doch glaube ich nicht an den Ernst. Die Beschreibung der Gesellschaften, die Du besucht, hat mich sehr interessiert, sie müssen sehr hübsch gewesen sein und Du geehrt worden, wie ichs gern habe. Die Poellersche Botschaft ist köstlich! Doch es wird völlig dunkel und ich muß endlich schließen. Claras⁵² Brief erhielt ich und schreibe nächstens. Von ganzem Herzen
 Deine treue Tochter
 Elisabeth.

24. *August Leskien an Marie Pauline Judeich, Leipzig, 7. März 1872*
1 Bl., 2 S. beschrieben.

Leipzig, den 7. März 1872

Meine liebe Mama.

Es ist gerade noch so viel Zeit, daß dieser dicke Brief abgehen kann; ich kann daher nichts als einen Gruß von uns beiden mitgeben, u. von Lisbeth sagen, Dein Brief sei heute morgen angekommen. – Wenn Du die Briefe gelesen, möchtest Du sie an Großmama⁵³ zurückschicken – In Deinem heutigen Brief steht von Conrad nichts, ist er denn noch nicht mit dem Schwindel durch; so ein examensgequälter Mensch thut mir immer von Herzen leid. Sage ihm, er solle mir schreiben, sobald das Examen zu Ende u. er damit durch, das ganze wo und wie, damit ich ihm in einem wohlgesetzten älterenschwärgerlichen Briefe gratulieren könne, u. weise Lehren geben. Mit allen besten Grüßen

Dein August

49 »Marga« konnte nicht identifiziert werden.

50 »Engelmann« konnte nicht identifiziert werden.

51 »Clemens« konnte nicht identifiziert werden.

52 »Clara« konnte nicht identifiziert werden.

53 Therese Pauline Campe (1808–1886), vgl. Gebhardt 1928.

25. *August Leskien an Marie Pauline Judeich, Leipzig, 8. Juli 1872*
2 Bl., 4 S. beschrieben.

Leipzig, den 8. Juli 1872

Meine liebe Mama.

Du mußt heute mit einem Brief nur von mir vorlieb nehmen; mir ist es aber sehr lieb, daß Lisbeth mir das Schreiben diesmal überläßt, mich sogar darum bittet, weil sie ein bisschen erkältet und, nicht ganz zum Schreiben aufgelegt, vorzieht ganz faul zu sein. Es ist aber weiter nichts mit ihr und wir werden höchstwahrscheinlich morgen Nachmittag fröhlich nach Abtneundorf pilgern, wohin uns die jungen Freges geladen haben, auch den Großpapa und Conrad. – Heute ist also mein Geburtstag und wenn unsre Ferien nicht so dumm lägen, hätten wir heute bei Dir sein können. Du, meine liebe Mama, hast aber schon lange vorher an meinen diesjährigen Geburtstag gedacht, und ich wurde heute morgen sehr angenehm durch Dein vortreffliches Geschenk überrascht. Es ist doch ein ganz vorzüglich angenehmes Gefühl, so eine Mama zu besitzen, die so gut zu sorgen versteht. Mein Geburtstagstisch prangte mit allem möglichen, Strümpfe waren da von meiner Mutter, ein von Lisbeth gemalter Kasten für meine Schreibsachen, der ein tiefgefühltes Bedürfniß befriedigt, ein von derselben kleinen Frau gefertigtes Kammbesteck, von ihr auch eine Schale mit pralinés; Conrad vermehrte diese Lockung für mein Leckermaul noch durch ein Geschenk von verzuckerten Früchten, als er zum Mittagessen erschien, Frau Geibel kam in der Früh u. brachte mir ein Kistchen mit schönen Zigarren u. Briefpapier, u. von Tante Milly kam noch heut Nachmittag eine Anweisung auf Handschuhe mit einem Briefe. Daneben war der Tisch mit mancherlei Blumen geschmückt, ein großer Theil eine Widmung von Rosa, die uns gestern verließ u. Dir wohl noch einen Brief von Lisbeth geschickt hat. – Gethan haben wir heute nichts weiter als gefaulenzt, einer Beschäftigung, die überhaupt den größten Theil der vorigen Wochen bei mir ausgefüllt hat. Die traurige Lindgren'sche Sache⁵⁴ hatte mich doch sehr mitgenommen. Jetzt bin ich aber wieder munter und glaube mir, liebste Mama, ganz zufrieden. Die Wünsche, die ich haben könnte, sind gar keine brennenden, zumal ich nicht einsehe, warum sie nicht noch in Erfüllung gehen sollten; es ist ja noch viel Zeit dazu. Jetzt bin ich glücklich, daß es uns wohl geht; wenn wir uns recht bedenken, eigentlich sehr wohl geht, und ja, wenn uns nicht Uebel treffen, für die der Mensch nichts kann, alle Hoffnung da ist, daß es uns weiter wohl gehen und wir so glücklich bleiben wie jetzt – Von unsrern Ferienplänen weißt Du schon durch Lisbeth; ich denke möglichst frühzeitig zu schließen, dann sofort nach Kiel zu gehen, und Lisbeth wird zu gleicher Zeit nach Dresden fahren. Dort finden wir uns wieder zusammen u. können reichlich zwei Monate mit Dir zusammen bleiben u. dadurch doppelt vergnügt sein. Der Aufenthalt bei Dir wird uns beiden diesmal sehr gut sein, ich wollte, die nächsten 4 Wochen lägen

54 Gemeint ist der Tod von Wilhelm von Lindgren im Juni 1872 in den Berner Alpen, vgl. WBIS.

schon hinter uns. – Was wir in der letzten Woche getrieben haben, wird Dir Rosa⁵⁵ erzählen oder schon erzählt haben, und ich habe nichts weiter zu berichten, als einen Gruß an Walter, der zu loben ist, weil er so schnell wieder munter geworden, aber zu bedräuen, daß er solche Streiche nicht wieder mache. Mit dem herzlichsten Gruße u. der Bitte, behalte mich immer lieb, wie ich immer bleiben werde
 Dein getreuer Sohn
 August

26. *August Leskien an Marie Pauline Judeich, Leipzig, 18. Juli 1872*
1 Bl., 2 S. beschrieben.

Leipzig, 18. Juli 1872

Meine liebe Mama.

Dieser Brief wird keiner meiner berühmten liebenswürdigen Zettelchen sein, mit denen ich leider, ich bekenne mich schuldig, in der letzten Zeit außerordentlich geizig gewesen bin – ich war überhaupt im letzten Monat recht faul, u. Du kannst mich dafür in den Ferien strafen; aber sammle lieber feurige Kohlen auf mein Haupt – auch darin bin ich Egoist, u. habe ohnehin noch zu Dir das Vertrauen, daß Du sie nicht sehr heiß machst. Ich muß mich überhaupt in der letzten Zeit sehr verschlimmert haben, denn meine Gattin hat mir heute gewiß schon dreimal gesagt: nein, Binz (das ist einer von den 567 Namen, die ich nach und nach bekommen u. wieder verloren habe), bist Du heute unartig! Aber ich komme jetzt zur Sache, Dich bittend, einliegende Karte, auf der die Adresse meiner Eltern steht, dem Großpapa auszuhändigen; ich habe es hier zu thun vergessen. Grüße mir alle in Berg⁵⁶ u. Feld, ich bleibe

Dein getreuer, feriensehnsüchtiger
 August

55 »Rosa« konnte nicht identifiziert werden.

56 Anspielung auf die Villa »Berg«, ab 1847 der Loschwitzer Wohnsitz von Heinrich Brockhaus (1804–1874) auf einem Elbhäng oberhalb des alten Wasserwerks »Saloppe«, Sommersitz der Familie Brockhaus mit Park, vgl. Gebhardt 1928.



Abb. 9: Villa »Berg« der Familie Brockhaus in Dresden-Loschwitz, um 1928 (Gebhardt 1928, Tafel 23)

27. August Leskien an Marie Pauline Judeich, Leipzig, 14. Juni 1873
4 Bl., 8 S. beschrieben.

Leipzig, 14. Juni 1873

Liebe Mama.

Indem ich diesen Brief anfange, weiß ich gleich von vornherein, daß Du wünschen wirst, ich hätte ihn ungeschrieben gelassen. Er betrifft eben Conrads Befinden, also den Gegenstand, über den ich neulich in Dresden gern länger mit Dir gesprochen hätte, dessen bloße Erwähnung Dich aber so aufregte, daß Du alle weitere Rede darüber unterbrachst. Wenn ich heute trotzdem darauf zurückkomme, so thue ich es nur, weil ich es für eine absolute Nothwendigkeit halte, die Sache nicht länger gehen zu lassen, wie sie von selber gehen will. Es kann so wie bisher nicht weiter gehen. Conrads Befinden ist seit den acht Tagen unserer Rückkehr sehr schlecht, und wird sich bei der jetzigen Lebensweise immer mehr verschlechtern. Diese Lebensweise ist für seinen Zustand die verkehrteste, die nur gedacht werden kann. Anstatt, wie die Atteste ihm verordnet haben, sich zu zerstreuen, Bewegung zu machen, zu spazieren, reiten, baden u.s.w. sitzt er an diesen warmen Tagen zunächst alle Morgen 4 Stunden im Colleg, und wenn wir mit dem Essen fertig sind, liegt oder sitzt er auf derselben Stelle bis zum Abendessen, theils vor sich hinstarrend, theils scheinbar lesend, und ist nicht mehr aus dem Hause zu bringen. Die Tante Milly lud uns einmal diese Woche ein, er war nicht zu bewegen

mitzugehen; gestern Mittag lud ihn allein zu sich allein [!] die Frau Luisa⁵⁷; als ich es ihm sagte, fuhr er auf: »daß man auch nie von diesen Einladungen verschont bleiben kann, sie sollen mich in Ruhe lassen.« Als ich ihm sagte, er könne doch von den Verwandten hier nicht erwarten, daß sie ihn gänzlich ignorierten, sie glaubten doch, ihm eine Freundlichkeit mit ihren Einladungen zu erweisen, und Einladungen würden dann u. wann nothwendig kommen, erklärte er, daß er auf keinen Fall ginge; ich möge ihn entschuldigen u. zugleich allen sagen, daß er für die nächste Zeit nicht eingeladen werden wolle, er würde es ihnen selber sagen, aber möge doch nicht aussprechen, daß er geisteskrank sei. Dann fuhr er gegen mich fort, er sei seit der Rückkehr von Dresden in einem schrecklichen Zustande, dort, wo er keinen Menschen gesehen habe, wäre ihm besser gewesen, der bloße Gedanke, daß er unter Menschen gehen solle, brächte ihn außer sich u.s.f. – Heut morgen hat der Großpapa hergeschickt, Conrad aufzufordern, heut Abend mit ihm ins Schützenhaus zu gehen; eben kommt er zu mir und jammert, er könne das nicht, möge nicht mit dem Großpapa unter die Leute gehen. Als ich ihm sagte, es solle doch hingehen u. sich mit irgend etwas entschuldigen, will er das auch nicht, und sitzt nun und brütet darüber. Also Du siehst daraus, und ich könnte noch mehr dergleichen anführen, nicht einmal unter die Menschen, die er von Jugend auf kennt, ist er mehr zu bringen. Fragt man nach dem Grunde, so ist es immer dieselbe Antwort: ich bin geistig gestört, und fürchte man sieht es mir an oder ich mache Dummheiten. Seine Stimmung ist derart, daß ich nie aus dem Hause gehe ohne die Angst, er möge sich inzwischen ein Leids anthun. Ich weiß, daß eine Verantwortung darin nicht auf mir lastet, weil eben Niemand eine Ueberwachung nach dieser Richtung durchsetzen kann, aber ich frage Dich, ob das so fort gehen soll und ob es nicht an der Zeit ist, competente Beurtheiler, d. h. hier den Irrenarzt, von neuem zu fragen, was jetzt zu thun u. ob nicht eine andere Lebensweise für C. gefunden werden muß. Ich hätte viel lieber, als Dir dies zu schreiben, auf eigne Hand gehandelt, kann das aber nicht, weil ich über seine u. Deine Verhältnisse keinerlei Auctorität habe; ich muß Dir die Entscheidung anheimstellen und kann Dir daher auch den Schmerz nicht ersparen, den Dir dies alles machen muß, und verzeih mir, ich kann bei der ganzen Angelegenheit nicht so sehr an Dich denken, es sind einmal nicht die Kinder der Eltern wegen, sondern die Eltern der Kinder wegen da. Ich bin auch ehrlich genug, Dir zu gestehen, daß es mich verletzt hat, wie Du es neulich sogar übel vermerktest, daß ich mit Hänel⁵⁸ gesprochen, und überhaupt alle Gedanken an die Zukunft abweisen wolltest. Dadurch, daß man sich eine Binde um die Augen legt, wird auch nichts besser. Doch das ist jetzt Nebensache; worauf es ankommt, ist das, daß irgend etwas mit dem Conrad geschehen muß. Bitte schreibe mir, was Dir lieber oder recht ist. Willst Du, daß ich mich hier mit dem Großpapa und Rudolf be-

⁵⁷ Wahrscheinlich Anna Luise Kettembeil, geb. Brockhaus (1840–1902), eine Cousine von Marie Pauline Judeich, vgl. Gebhardt 1928.

⁵⁸ Richard Joachim Hänel, Dr. med. und praktischer Arzt in Dresden, vgl. DAB 1873.

spreche, (Eduard⁵⁹ ist noch in Berlin und bleibt noch), wen wir zu Rathe ziehen sollen, und uns die Ausführung überlassen, die wahrscheinlich nur darin bestehen kann, daß er in eine Anstalt kommt, wo ihm rationelle, leibliche und geistige Pflege zu Theil wird; oder willigst Du, daß ich allein die Sache in die Hand nehme, oder endlich, willst Du ihn zunächst nach Dresden kommen lassen, und dort das Nöthige selbst veranstalten. Ich würde noch hinzufügen: oder willst Du, daß alles so bleibe wie es ist? Wenn ich mir nicht sagen müßte, daß Du selber einsehen mußt, welcher Unsinn darin liegt, die absolut ungesunde Lebensweise, die C. jetzt führt und die einem Gesunden schädlich wäre, ihn fortsetzen zu lassen, daß dieselbe nur dazu führen könnte, ihn einem völligen Stumpfsinn entgegenzutreiben und ganz unbrauchbar zu machen. – So, ich habe gesagt, was zu sagen war, weil ich es für nothwendig hielt, und bitte Dir den Schmerz, den ich Dir dadurch bereite, von Herzen ab.

Dein August

Ich mache den gestern nicht abgeschickten Brief noch einmal auf, um ein eben erlebtes hinzuzufügen. Tante Milly, die gestern Abend von Berlin zurückgekommen, hatte uns schon im Voraus zum Sonntagmittag eingeladen. C. hatte mir auch gesagt, er werde mitgehen. Eben, es ist nach 12 Uhr mittags, komme ich von einem Besuch nach Hause und finde ihn Amalie auftragend, sie solle ihn bei Brockhaus entschuldigen. Diesen Auftrag giebt er nun mir mit der Begründung, er sei zu unwohl. Als ich ihm antwortete, er habe doch gestern Abend (aus dem Schützenhaus wurde nichts, da der Großpapa selber es aufgab) mit vier ihm völlig fremden Menschen bis 1 Uhr in der Nacht zusammen sitzen können; (es waren nämlich vier Bekannte von mir gestern Abend zum Thee bei mir); erwiederte er: das war ganz was andres, das war zu Hause. Du siehst also, er ist so absolut energielos, daß er sich nicht mehr entschließen kann, irgend etwas zu thun, was sich nicht von selber thut. Zwingen kann ich ihn nicht, sich zu zerstreuen und für seine Gesundheit zu sorgen; einmal reize ich ihn nur damit, und dann sagt er stehend: ich glaube, in ein paar Tagen wird es besser sein; was natürlich reine Täuschung ist, denn dieselbe Rede geht von seiner Ankunft hier bis jetzt immer von neuem wiederholt. – Es wäre mir lieb, wenn Du Hänel, da der doch einmal sein Arzt ist, aus meinem Briefe mittheilst; aber vorzüglich, ehe Du entscheidest u. mir schreibst, was gethan werden soll. Ich hätte es am Ende dem Arzte selber schreiben können, glaube aber, daß es Dir lieber ist, wenn ich es nicht thue.

Der Deinige.

59 Heinrich Eduard Brockhaus (1829–1914), vgl. Gebhardt 1928. Zwischen 1871 und 1878 war Eduard Brockhaus für die Nationalliberale Partei Mitglied des Deutschen Reichstages.



Abb. 10: Heinrich Eduard Brockhaus, um 1890 (Heinrich Eduard Brockhaus, Die Firma F.A. Brockhaus von der Begründung bis zum hundertjährigen Jubiläum 1805–1905, Leipzig 1905, S. 166)

28. August Leskien an Marie Pauline Judeich, Leipzig, 18. Juni 1873
3 Bl., 6 S. beschrieben.

Leipzig, 18. Juni 73

Meine liebe Mama.

Du wirst mit Schmerzen auf eine Antwort von mir gewartet haben, die Zeilen der Tante Milly werden Dir aber mitgetheilt haben, daß gestern ein ausführlicher Brief nicht mehr zu schreiben war. Ich mußte ihn auf heute verschieben, und will zunächst das Factische einfach referieren. Als ich am Montag Deinen Brief, der den meinigen kreuzte, erhielt, ging ich sofort zu Rudolf als dem einzigen männlichen Mitgliede der Familie, der sich augenblicklich hier befindet. Wir kamen zunächst überein, Deine Antwort auf meinen Brief abzuwarten. Als ich diese am Dienstagmorgen erhalten hatte, u. sah, daß Du mich autorisiertest, nöthigenfalls mit Günz⁶⁰ zu sprechen, entschied ich mich, da namentlich Rudolf u. ich schon den Tag vorher auf diesen Gedanken gekommen waren, sofort für diesen Schritt. Da ich durch mein Amt festgehalten wurde, übernahm es Rudolf an Günz zu schreiben, er möge zu einer Consultation hereinkommen. Um 3 Uhr Nachmittags erschien er, wir trafen uns zunächst bei Rudolf, wo ich ihn instruierte. Inzwischen hatte ich Milly gebeten, Conrad zu besuchen u. ihn auf diese Weise abzuhalten, ins Colleg zu gehen, wenn Günz nicht präcise käme. Ich ging also dann mit diesem zu uns, und er sprach mit Conrad fast zwei Stunden bis nahe vor 6, während Milly und ich im Nebenzimmer blieben. Das Resultat war folgendes: in eine Anstalt würde er C. nicht

60 Justus Theodor Günz, Direktor der Irren-, Heil- und Pflegeanstalt am Thonberge, vgl. LAB 1873.

nehmen, weil er fürchtete, der Eindruck, den die Aufnahme in eine Heilanstalt unter die Kategorie von Geisteskrank auf diesen machen könne, möge seinen Zustand verschlimmern; wäre eine bestimmte Handhabe zu solcher Maßregel vorhanden, z. B. ein erneutes Attentat auf sich selbst oder offbare Widersetzlichkeit gegen ärztliche Vorschriften, so würde es sich empfehlen, im gegenwärtigen Augenblick aber nicht. Vorläufig müsse man die Lebensweise so einrichten, daß keine Verschlimmerung seines Zustandes eintrete, denn als schlimm sei der Zustand allerdings zu bezeichnen und könnte bei ungeeigneter Lebensweise u. Beschäftigung zum allmählich sich vermehrenden, endlich vollständigen Schwachsinn führen. C. solle das Vorlesungen hören von 4 Stunden täglich auf 2 beschränken, die Zeit bis 11 Uhr morgens (vor den Collegien) so verwenden, daß er jeden morgen ein laues Bad nehme und darnach eine Stunde spazieren gehe, Abends aber eine Stunde turnen, d. h. an den sogenannten Freiübungen Theil nehmen. Mit jedweder Einladung solle man ihn verschonen, da es in der That für ihn eine Qual sei. Durch eine solche Lebensweise würde man wenigstens zunächst nichts verderben, was die Zukunft beträfe. Es sei an eine Fortsetzung des Studiums nicht zu denken, vielmehr durchaus ein Beruf zu suchen, der viel körperliche Bewegung, Aufenthalt im Freien und ein geringes Maß geistiger Aufregung mit sich führe, z. B. Gärtnerei. – Ich sagte Günz darauf, daß nach meiner festen Ueberzeugung er die gegebenen Vorschriften nicht befolgen werde; Tante Milly war anderer Meinung, und wir sprachen nach Günz' Fortgang mit Conrad, der über die Befragung des Arztes ungehalten war, in freundlich zuredender Weise. Er versprach auch, trotz seines Widerwillens gegen jede Cur wolle er von morgen an den Versuch machen. Ich wußte im Inneren, daß er es nicht thun werde und habe leider Recht behalten. Er trödelte heut morgen bis 9 Uhr hin, ich wartete absichtlich um zu sehen, was er thun würde, und fragte ihn dann, ob er nicht ins Bad gehen wolle. Er gab die ausweichende Antwort: ich thue es lieber heut Abend. Als ich ihn sagte: aber, mein lieber Junge, das ist ja nicht die Meinung, Du solltest es eben am Morgen thun und spazieren, erwiderte er einfach: ich thū's nicht, und ging um 9 wie immer in die Vorlesung. Eben frage ich ihn, ob er heut Abend das Turnen anfangen will; er antwortet nein. Ich versuchte weiter mit ihm darüber zu reden, die Wiederholung würde nichts nützen, das Resultat war: die Aerzte verstehen mich nicht, alles mir Vorgeschriebene: Baden, Spazieren, Turnen regt mich furchtbar auf. Als ich ihn fragte: Du hast aber ja nichts von alledem versucht, wie kannst Du wissen, was es für Resultate haben wird, antwortet er: ich weiß es im voraus und kann alles das nicht thun, man soll mich ganz in Ruhe lassen, wenn ich Schaden davon habe, ist es ja meine Sache. – Du siehst also, wir sind nach alledem genau so weit wie vorher. Nun hat mir Günz gesagt, wenn er sich den gegebenen Vorschriften widersetze, könne man darauf fußend, einen neuen Schritt thun und eine Anstalt versuchen, oder auch einen Mittelweg vielleicht dahin einschlagen, daß man ihm einen ständigen Begleiter und Beaufsichtiger beigebe, der die nötige Autorität über ihn besäße, ihn zu den erforderlichen Maßregeln zu zwingen. Ich sagte Günz gleich, daß ich das letztere einfach für unmöglich hielte außer der

streng geordneten Hausordnung einer Anstalt, und er stimmte darin auch bei. – Wenn Du mich fragst, was also thun, so gestehe, gar nicht zu wissen, was man machen soll. Ihn hier nach seiner Stimmung weiter leben lassen geht natürlich äußerlich genommen an; ich wäre vollkommen bereit, ihn so hier zu behalten; wenn man sich dabei nicht sagen müßte, daß das nichts anderes heißt, als ihn einem sich weiter entwickelnden Stumpf-sinn überlassen, also einfach gegen alles bessere Wissen u. Gewissen handeln. Zunächst kann ich mir nur vorstellen, daß ich Günz die Mittheilung mache, wie C. zu keiner Erfüllung ärztlicher Vorschriften zu bringen sei, und ihn bitte, seine weiteren Rathschläge zu geben, die allerdings dann, wenn sie positive Maßregeln enthalten, sofort ausgeführt werden müssen. – Für diesen Fall möchte ich Dir aber eines sagen: weiß sein Vormund von der ganzen Sache, wenn das Resultat das ist, daß C. in eine Anstalt kommen muß, so muß Kohlschütter⁶¹ seinen Consens dazu geben, überhaupt wissen und billigen, was mit ihm vorgenommen wird. Ich lege einen Brief an Kohlschütter ein, den ich Dich bitte, selbst zu besorgen und die nöthigen mündlichen Erklärungen rückhaltslos dazu zu geben. Ich bin wahrhaft in Verzweiflung über den armen Jungen, und möchte alles für ihn thun, aber leider bietet er gar keine Handhabe mehr dazu; und daß mir Dein Kummer darüber zu Herzen geht, brauche ich nicht besonders auszusprechen; es ist vielleicht das Schwerste, was einem widerfahren kann.

Dein August

29. *August Leskien an Marie Pauline Judeich, Leipzig, 19. Juni 1873*
1 Bl., 1 S. beschrieben.

Leipzig, 19. Juni 73

Meine liebe Mama.

Ich schicke Dir die soeben erhaltene Antwort von Günz, und werde auf Deinen Bescheid warten. Ich möchte Dir ratthen, die Leipziger Anstalt zu wählen, weil sie die nächste ist; ob andere Heilanstanlten zu finden sind, die passender wären, vermag ich natürlich nicht zu entscheiden. Du mußt darüber zunächst mit Hänel sprechen, überhaupt das thun, was er nach der Einsicht in Günz' Meinung für das Gebotene hält. Weiterer Rath ist von meiner wie überhaupt von anderer Seite nicht zu geben. – Ich grüße Dich mit aller Theilnahme u. Liebe als

Dein August

61 Vielleicht der Rechtsanwalt Rudolf Julius Kohlschütter in Dresden, vgl. DAB 1873.

30. *August Leskien an Marie Pauline Judeich, Leipzig, 21. Juni 1873
2 Bl., 4 S. beschrieben.*

Leipzig, 21. Juni 73

Meine liebe Mama.

Obwohl ich heute ja noch gar nichts zur weiteren Entscheidung melden kann, drängt es mich doch, Dir wenigstens ein Paar Worte von mir, als Deinem Sohn, aus zu schreiben. Glaube nur nicht, liebste Mama, daß ich Deinen Gram u. Kummer hart beurtheile oder es unnöthig, überflüssig finde, daß Du an Günz selber schreiben und von ihm selbst hören willst. Ich finde vielmehr, daß es völlig natürlich ist, und würde Dir es selber vorgeschlagen haben, wenn ich neulich daran gedacht hätte; ich würde mich auch gar nicht gewundert haben, wenn Du her gekommen wärest, u. habe mir erlaubt, in den Paar Worten, die ich an Günz mit Deinem Briefe schickte, zu sagen: wenn er wünschte, Dich persönlich zu sprechen, würdest Du sofort herkommen. Jetzt nachdem das wirklich Nothwendige geschehen ist, können und dürfen wir uns ja auch sagen, daß doch vielleicht der vorbereitete Schritt noch unterbleiben kann, daß es doch noch möglich ist, Günz entscheidet sich für einen anderen Aus- oder Mittelweg. Aber wenn auch nicht, wenn er einen Aufenthalt für das beste hält, so muß man sich doch sagen, daß wenn auch für die Vorstellung das immer etwas Schreckliches hat, für den Kranken die Sache doch anders liegt, ihm geschieht eine Wohlthat damit, und Du wirst ja öfter gehört und erfahren haben, daß Leute, die einer solchen Behandlung unterworfen waren, an diese keineswegs mit Schrecken zurückdenken. Es ist ja wohl möglich, daß C.'s Zustand bei rationeller Behandlung, die man ihm nun einmal im Hause nicht verschaffen kann, sich wieder hebt, und kann er auch später nicht sein Studium fortsetzen, so ist das ja der geringste Schade. Ich hoffe sogar, daß wenn er einmal längere Zeit von der Universität fern sein wird, er ganz von selbst dazu kommen wird, es aufzugeben, und sich nach etwas anderem umzusehen oder sich dem zu fügen, was man für ihn am zuträglichsten hält. Sage Dir nur, daß Du die Hoffnung nicht zu verlieren brauchst. – Ich bemerkte vorher, daß C. an Dich geschrieben hat, bitte, schicke mir den Brief; ich weiß seit einigen Tagen von seinem Zustande wenig, da ich absichtlich vermeide, ihn darnach zu fragen, damit er nicht den Verdacht schöpfe, daß irgend etwas wieder mit ihm vorgenommen werden soll. Er lebt vollständig wie sonst weiter, geht auch Abends aus, und es möchte alles gehen, wenn nur die Folgen dieser Lebensweise nicht unausbleiblich zur Verschlimmerung führen möchten. – Nicht vergessen wollte ich, Dir zu sagen, daß der Großpapa bis jetzt von nichts weiß, und ich mit Rudolf übereingekommen bin, ihm erst zu schreiben, wenn etwas Definitives entschieden ist, womit Du wohl einverstanden sein wirst. Von Kohlschüttter bekam ich gestern Antwort.

Halte Dich aufrecht, meine liebe Mama, so viel Du kannst, u. denke, daß man über Schweres immer noch am besten wegkommt, wenn man sich entschließt, das gewohnte Leben möglichst fortzusetzen; auch Deine Badepläne betrachte ja nicht als aufzuge-



Abb. 11: Heinrich Rudolf Brockhaus, um 1890 (Heinrich Eduard Brockhaus, Die Firma F. A. Brockhaus von der Begründung bis zum hundertjährigen Jubiläum 1805–1905, Leipzig 1905, S. 172)

bende. – Von Lisbeth wirst Du wohl durch ihre eigenen Briefe gehört haben; sie weiß natürlich alles.

In treuer Liebe
Dein August

31. August Leskien an Marie Pauline Judeich, Leipzig, 23. Juni 1873
2 Bl., 3 S. beschrieben, auf dem Briefkopf verschlungen: AL.

Leipzig, 23. Juni 73

Meine liebe Mama.

Deinen Brief mit der Einlage des Conradschen erhielt ich heut morgen; es ist ja leider nichts darauf zu antworten, als daß er betrübend genug klingt; aber es wäre die Einbildung mit seiner Kleidung das wenigste, wenn er sich nur sonst ärztlichen Anweisungen fügen wollte. Ich habe noch einmal mit ihm über Günz' Vorschriften gesprochen, er sagt nicht ja u. nicht nein, aber wenn er sich entschließen soll, eine zu befolgen, so thut ers nicht, will baden aber darnach nicht gehen, oder Abends statt Morgens u.s.w. – Indefß ich wollte heute nicht von diesen vergeblichen Sachen reden, sondern nur mittheilen, daß ich von Hänel zu meiner Verwunderung den Attest noch nicht habe. Hat er es vergessen oder hat er Bedenken? So soll er sie aussprechen, man weiß ja sonst nicht, woran man ist. Auch hast Du wohl in einem meiner Briefe die Bitte um einen Heimathsschein für C. übersehen. Es wäre mir lieb, die beiden Scheine zu haben, ohne die ich mit Günz

im betreffenden Falle nichts abmachen kann. Werden sie nicht gebraucht, um so besser. Günz hat mir die Antwort auf Deinen Brief auch bis jetzt nicht geschickt! Hat er vielleicht mit Übergehung meiner an Dich direct geschrieben? Theile mir das, bitte, mit. Ich weiß in Folge der Zögerung von Hänel u. Günz jetzt nicht, woran ich bin – Eben geht Conrad aus, wie er sagt, ins Bad; obwohl es Abends um 6 ist, habe ich mich dem nicht widersetzt, weil es weiter nichts schaden kann. Heute ist er übrigens, wie er mir selber sagte, von der Hitze überwältigt, schon um 11 statt um 1 aus dem Kolleg nach Hause gekommen, wo ich ihn lesend fand. Morgen, am Johannistage, ist glücklicherweise Ferientag. Wenn es mehr als ein Tag wäre u. die Verhältnisse anders, würde ich wohl Lisbeth besucht haben, indeß ist es vielleicht besser, es unterbleibt.

Mit den herzlichsten Grüßen

Dein August

Ich kann noch hinzufügen, daß C. nach 10 Minuten wieder da ist und auf meine verwunderte Bemerkung, daß er so schnell ein Bad abmachen könne, erzählt, er sei gar nicht darin gewesen; ihm sei, so wie er bis an die nächste Straße gegangen, gleich so heiß geworden, daß er aufgegeben habe.

32. *August Leskien an Marie Pauline Judeich, Leipzig 24. Juni 1873*
1 Bl., 1 S. beschrieben.

Leipzig, 24. Juni 73

Meine liebe Mama.

In aller Eile theile ich Dir mit, daß ich Hänels Attest heut morgen erhalten habe, sofort damit zu Günz gefahren bin, und abgemacht habe, daß ich Conrad morgen Nachmittag herausbringe. Günz Brief brauchst Du mir nicht zu schicken, er hat mir dessen Inhalt erzählt, und ich hoffe derselbe hat Dich über die nothwendige Maßregel beruhigt. Auch morgen wird alles in Ruhe vorübergehen. Von ganzem Herzen

Dein August

33. *August Leskien an Marie Pauline Judeich, Leipzig, 25. Juni 1873*
2 Bl., 3 S. beschrieben.

Leipzig, 25. Juni 73

Meine liebe Mama.

Mein Telegramm wirst Du erhalten haben und somit vorläufig beruhigt sein. Es ist dem wenig hinzuzufügen. Ich verabredete gestern mit Tante Milly, daß sie um 3 Uhr mit der Droschke vorfahren solle, Conrad sagen, Du habest nach Verabredung mit Hänel den dringenden Wunsch, er möge noch einmal mit Günz sprechen, u. habest sie brieflich

gebeten, ihn mit dazu zu bewegen. Conrad wollte nicht recht davon hören, als sie ihm das sagte, u. erklärte anfangs, er wolle noch einmal an Dich schreiben. Als sie ihm aber entgegenhielt, es würde das Dich doch nicht beruhigen, sie habe den Wagen schon mitgebracht u. wir würden alle drei zusammen fahren, gab er nach. Draußen sagte ihm Günz in sehr freundlicher Weise, es sei für ihn besser, daß er sich eine Zeit lang einer Cur unterwerfe. Er meinte, es würde ihm das nicht helfen und wiederholte seine alten Worte; es könne Niemand seinen Zustand verstehen, gab aber nach, und nahm in gewöhnlicher Weise von uns Abschied. – Während ich Dir schreibe, packt die Tante, die mit mir hierhergefahren ist, seinen Koffer, der ihm noch heut Abend hinaus geschickt wird. Ein Bett kann ich ihm von uns aus nicht gut geben, das, in dem er schlief, hat keine losen Matrazen und unsere anderen sind, wie Du weißt so, daß sie in keine gewöhnlichen Betten passen. Du mußt also ein Bett von Dir aus schicken; laß es also sofort packen und schicke es direct unter der Adresse »Irrenheilanstalt am Thonberge bei Leipzig« unter Conrads Namen. Hervor habe ich Günz nach den pecuniären Bedingungen gefragt; die zu zahlende Summe ist 200 Thaler vierteljährlich prae numerando. Es muß also in den nächsten Tagen dieser Betrag eingezahlt werden, und ich möchte Dich bitten, mir zu schreiben, wie das geschehen soll. Soll ich Herrn Mittnich⁶² in Deinem Namen den Auftrag geben, und ist es auf Deinen oder des Großpapas Namen zu notieren? Ich frage Milly aber, ob sie an Dich etwas auszurichten hätte; sie sendet Dir Grüße und will morgen, wenn möglich, an Dich schreiben. Eduard kommt heut Abend zurück. An den Großpapa schreibe ich morgen, – Mit den herzlichsten Grüßen
Dein August

*34. August Leskien an Marie Pauline Judeich, Leipzig, 14. Juli 1873
1 Bl., 2 S. beschrieben.*

Leipzig, 14. Juli 73

Meine liebe Mama.

Leider habe ich vergessen, in meinem letzten Briefe an Lisbeth für Dich die Notiz hinzuzufügen, daß keine Papiere auf der Universität vorhanden sind, die Kohlschüttter irgend etwas nützen können; ich kann ihm also nichts schicken. Wahrscheinlich hat C. sie in irgend einer Mappe oder Tasche selbst verwahrt, die ich mit hinaus geschickt habe. Es wird am besten sein, wenn Du in einem Briefe an ihn oder Günz bittest die betreffenden Sachen herauszusuchen. Ich würde das Kohlschüttter selber geschrieben haben, wenn ich nicht dummer Weise seine Adresse nicht wüßte. An Lisbeth kann ich keinen Gruß mehr ausrichten, sie kommt ja heute; hoffentlich bist Du gerührt über mich, daß ich sie noch ins Seebad gehen lasse und freust Dich darüber. Mit den besten Grüßen

Dein August

62 »Herr Mittnich« konnte nicht identifiziert werden.

35. *August Leskien an Marie Pauline Judeich, Leipzig, 14. Dezember 1873*
2 Bl., 3 S. beschrieben.

Leipzig, 14. December 73

Liebe Mama.

Es wird wahrlich Zeit, daß ich mich einmal mit Dir über Weihnachten ins Einvernehmen setze, es wäre auch schon früher geschehen, wenn ich nicht ausnahmsweise in diesem Semester viel zu thun hätte. Meine Vorlesungen machen mir mehr Arbeit als gewöhnlich, so daß ich öfter gar des Abends nach dem Thee zu Büchern und Papier greifen muß, was weder mir noch Lisbeth willkommen sein kann. Indesß, es muß sein, und die Ferien winken auch zu sehr wieder mit ihrem, wenn auch diesmal nicht langen, so doch freundlichen Arm. Am Ende dieser Woche, Freitag, schließe ich, und fange erst am 8. Januar wieder an. Doch zur Sache. Ich habe Lisbeth aus Italien ein Medaillon, Florentiner Mosaik, mitgebracht, und durch Adolf Geibel ein Paar gleichartige Manschettenknöpfe dazu bestellt, das bildet mein Hauptgeschenk. Dem möchte ich gern noch etwas größeres anfügen, nämlich einen Tischteppich im Eßzimmer, u. habe vorläufig, da ich von der Sache selber nichts verstehe, Tante M.⁶³ gebeten, sich nach dem Preise zu erkundigen, denn ich muß gestehen, übermäßig viel Geld habe ich nicht, und werde also erst sehen, wie viel dafür gefordert wird. Nun habe ich mir nach u. nach gemerkt, daß Lisbeth sich wünscht einen kleinen kupfernen Theekessel zum täglichen Theetischgebrauch, eine schwarze seidene Schürze, eine Flasche Resedaparfüm, einige weiße Blumentöpfe der Art, wie ich ihr sie schon früher einmal gegeben habe; einige andere Kleinigkeiten habe ich schon selber besorgt, vielleicht paßt es Dir aber, von den genannten etwas für Dich auszuwählen, und umgekehrt schlägst Du mir vielleicht einiges vor, wenn Du etwas passendes für mich weißt, das ich etwa Lisbeth noch geben könnte. Wenn Du in den nächsten Tagen einige Minuten übrig hast, so wende sie an mich und schreibe mir darüber.

Von uns ist nur gutes zu melden, Lisbeth hat Dir ja gestern geschrieben, und was wir erlebt haben sicher alles mitgetheilt, vielleicht nicht, daß ich vorläufig beschlossen habe, die Zeit zwischen Weihnacht und Neujahr zum Besuche bei meinen Eltern anzuwenden. Im Frühjahr wird es ja kaum recht angehen, der Vater befindet sich überdies nicht ganz wohl, und so wird am besten sein, ich gehe bald hin. Am zweiten Weihnachtstag denke ich abzureisen und am Neujahrsabend wieder hier zu sein.

Wir freuen uns beide auf Weihnachten u. hoffen auch Dich heiter zu sehen oder heiter zu machen; wenn die Gegenwart trübe ist, muß man in die Zukunft sehen, die doch nach allem Anschein uns allen neues Glück bringen u. altes wiederherstellen wird.

Mit den besten Grüßen

Dein August

63 Maria Emilia »Milly« Brockhaus, geb. Weisz (1836–1914), vgl. Gebhardt 1928.

36. *August Leskien an Marie Pauline Judeich, Leipzig, 5. Dezember 1874*
1 Bl., 2 S. beschrieben.

Leipzig, 5. December 74

Liebe Mama.

Es sind zwar noch bis Weihnachten viele Tage, indeß man hat nicht immer Zeit auf vernünftige Gedanken zu verfallen, und da ich gerade einen habe, will ich nicht aufschieben Dir zu schreiben. Was schenkst Du Lisbeth zu Weihnachten, was hat sie Dir für Wünsche ausgesprochen? Ich werde ihr eine Nähmaschine spenden als Hauptsache neben der deficiente pecu nicht viel anderes figurieren wird; ich hätte Dich gebeten, eine zu besorgen, denke aber, daß es wegen etwaiger Reparaturen besser ist, sie hier zu nehmen. Außer dieser habe ich nur Kleinigkeiten im Auge. Handschuhe, Chines. Tusche, den illustrierten Hebel⁶⁴; und Du thätest mir einen Gefallen, wenn Du mir noch allerlei untern Fuß gibst. Ich hoffe, wir sehen Dich schon eher als gerade die unmittelbaren Weihnachtstage hier erscheinen, u. ich hoffe, daß trotz unseres Verlustes Du hier Freude haben wirst, namentlich an Gertrudchen⁶⁵, die wirklich ganz ausnehmend allerliebst ist. Mit herzlichem Gruß, auch an die Brüder⁶⁶

Dein August

37. *August Leskien an Marie Pauline Judeich, Leipzig, 28. Dezember 1876*
2 Bl., 3 S. beschrieben.

Leipzig, 28. December 76

Meine liebe Mama.

Mein Brief kann Dir wenig oder nichts erzählen, Lisbeth hat das alles vorweg genommen; es ist das aber auch nicht sein Zweck, sondern er soll Dir nur aussprechen, wie sehr ich mich freue, daß Du Dich in Italien so glücklich fühlst, und wie warm ich wünsche, daß Du auch das neue Jahr dort mit frischer Kraft und neuem Genuß beginnen mögest, und uns, wenn das Ende Deiner Reisezeit kommt, gesund und heiter zurückkehrst, hoffentlich, um einen neuen Enkel⁶⁷ zu begrüßen, den ersten, den Du nicht von seiner ersten Stunde an kennen wirst. – Wie wir den Winter verlebt haben, weißt Du aus Lisbeths regelmäßigen Berichten; es war ein ungewöhnlich geselliger, am meisten natürlich in dieser Weihnachtszeit und ich bin nur froh, daß Lisbeth alles gut bekommen ist. Wir selbst haben nicht viel an Einladungen ergehen lassen, in den letzten

⁶⁴ Wahrscheinlich die »Alemannischen Gedichte« von Johann Peter Hebel, die zu den am häufigsten illustrierten Gedichten der deutschen Literatur gehören.

⁶⁵ Gertrud Leskien.

⁶⁶ Konrad und Walther Judeich.

⁶⁷ Albert Leskien.

Tagen waren Conrad u. Walther mehrmals bei uns; der letztere hat mir sehr gefallen, er scheint frisch und kräftig, und wird schon seinen Weg machen, selbst wenn er bei dem Plane bleiben sollte, eine im gewöhnlichen Sinne unpraktische Wissenschaft wie Geschichte zu studieren. Gertrud war wieder so zutraulich mit ihm wie sonst und auch der Kleine lief gleich auf ihn zu. Die beiden Kinder werden Dir, wenn Du sie wiedersiehst, gewiß sehr verändert vorkommen und ich freue mich auf den Moment, wo Du sie hier wieder haben wirst. Von mir persönlich ist nicht viel zu berichten, ich habe mich bis jetzt eigentlich ganz wohl befunden, obgleich das bei einer bis nahe vor Weihnachten dauernden Frühlingswärme, dann einer Kälte von 10–14 Grad und heute Thauwetter ein ziemliches Kunststück ist. Meine Ferien habe ich bis jetzt bei den vielen Festtagen zu wenig mehr als zum Nichtsthun benutzt, muß aber die noch bleibenden acht Tage doch nützlich verwenden. Damit ich doch auch etwas renommiere, will ich Dir, was aber verschwiegen bleiben muß, d. h. vorläufig, mittheilen, daß man mir von Petersburg hat sagen lassen, man wolle mich am 31. Dec. alten Stils zum correspondierenden Mitglied der Petersburger Akademie wählen, eine Ehre, die Du als Mutter nothwendig schätzen mußt, wenn sie auch, was ich nie bedaure, kein Geld einbringt. Leb wohl, liebe Mama, und denke bei dem Genuß von allem Schönen in Italien auch daran, daß Du hier verschiedene Menschen hast, deren größter Neujahrswunsch es ist, Du mögest ihnen auch in dem kommenden und vielen folgenden Jahren die liebevolle Mutter sein.

Dein August

38. *August Leskien an Marie Pauline Judeich, Leipzig, 13. Februar 1877
2 Bl., 3 S. beschrieben.*

Leipzig, 13. Februar 77

Liebste Mama.

Also heute Nacht um 3 Uhr ist Dein jüngster Enkel⁶⁸ angekommen, mit etwas verminderter Geschwindigkeit dem vorigen gegenüber, aber die ganze Sache war zwischen 1 und 3 Uhr abgethan, nachdem Lisbeth vor der Zeit wenig Schmerzen gehabt hatte. Alles ging gut ohne Hülfe des Arztes, den wir gar nicht geholt haben; er war aber heut morgen da und hat den Jungen für ein kräftiges wohlgenährtes Kind erklärt, war auch mit Lisbeth zufrieden. Alles war so wohl in Ordnung, daß ich heut morgen ganz gemüthlich meinen Stunden u. Collegien nachgegangen bin. Die Wartefrau scheint ein angenehmes handliches Wesen zu sein, und es läßt sich also alles vorläufig gut an, es wird auch denk ich so bleiben. Viel mehr kann ich Dir auch heute nicht schreiben, erstens weil ich überhaupt nicht viel mehr weiß, u. dann, weil ich kaum eine Stunde die Nacht geschlafen habe, also auch im Kopfe etwas duselig bin. Jedenfalls schreibe ich einige

68 Friedrich Leskien.

Zeit lang alle Tage, morgen und übermorgen telegraphiere ich noch Deinen Wünschen gemäß. Eben kommt Deine Depesche an, die ich Lisbeth mittheilte, sie ist jetzt im Einschlafen u. sendet Dir die besten Grüße mit der Bitte Dich gar nicht zu sorgen. Du kannst versichert sein, daß wir alles beobachten werden, ich fühle, da Du nicht da bist, natürlich doppelte Verantwortung. Wir haben es auf der anderen Seite jetzt darin gut, daß meine Mutter die beiden anderen beaufsichtigt; sie ist sehr erfreut über den neuen Enkel. Adieu, liebe Mama. Der Junge, ich hätte es bald vergessen, bekommt den Namen Friedrich Walter.

Dein getreuer August

39. *August Leskien an Marie Pauline Judeich, Leipzig, 14. Februar 1877*
1 Bl., 2 S. beschrieben.

Leipzig, 14. Februar 77

Meine liebe Mama.

Ich habe heute eigentlich nach meinem Telegramm kaum etwas zu schreiben. Lisbeth schlief die Nacht recht gut, wenn auch ein wenig durch das Schreien des Kleinsten gestört, der natürlich die bürgerliche Zeiteinteilung noch nicht kennt, am Tage, wie z. B. heute, fortwährend schläft und Nachts wachen will. Heute ist derselbe schon einmal an die Brust gelegt, und soll sich nach Aussage von Mutter u. Wartefrau vortrefflich dazu anlassen. So ist denn bis jetzt alles gut; Lisbeth erklärte mir heute, sie fühle sich ganz u. gar nicht krank u. hätte am meisten Lust aufzustehen. Natürlich wird sie aufs ärgste in Acht genommen, z. B. Niemand zu ihr gelassen, und so wird es auch einige Zeit bleiben, Du kannst darüber ganz ruhig sein. Allen anderen, den beiden älteren Kindern, Mutter u. mir, geht es ebenfalls ganz wohl. Ich werde Dir morgen also noch ein Telegramm schicken u. von da an jeden Tag schreiben. Mit den herzlichsten Grüßen

Dein August

40. *August Leskien an Marie Pauline Judeich, Leipzig, 15. Februar 1877*
1 Bl., 2 S. beschrieben.

Leipzig, den 15. Februar 77

Meine liebe Mama.

Auch heute kann ich Dir nur die besten Nachrichten geben, die Nacht war noch besser als die vorige, da der Kleine bis gegen morgen ganz ruhig war; er hat sich auch an seiner Mutter schon zweimal satt getrunken, die Milch kommt gut und nicht mit einemmale heftig, sondern allmählich, so daß Lisbeth bis jetzt auch davon nicht gelitten hat. Die anderen beiden Kinder befinden sich auch wohl, Gertrud ist Nachmittags immer ein-

geladen gewesen, bei Hempels⁶⁹ mehrmals, heute sogar schon zu Mittag bei Rudolfs; Albert habe ich bei dem wunderschönen heutigen Frühlingswetter eben mit Anna⁷⁰ ausgeschickt; als ihm der Kleine zuerst gezeigt wurde, erklärte er ihn anfangs für einen Wauwau, dann für einen Gummimann u. das Wickelbettchen für ein Sopha; gestern aber erkannte er ihn als Bruder an; so bezeichnetet er übrigens Gertrud beharrlich noch. Conrad hat heute bei uns Mittagegessen. Ich finde es äußerst richtig, daß er nicht nach Italien kommen will; er muß jetzt ununterbrochen bei der Sache bleiben. Conrad will meine Zeilen mitnehmen, ich schließe daher schnell mit einem herzlichen Gruße
Dein August

41. *August Leskien an Marie Pauline Judeich, Leipzig, 16. Februar 1877*
1 Bl., 2 S. beschrieben.

Leipzig, 16. Februar 77

Meine liebe Mama.

Die heutigen Nachrichten lauten nicht weniger günstig als die bisherigen, Haake war heute ganz zufrieden, morgen darf Lisbeth Fleisch essen. Sie läßt Dir sagen, sie und das Baby thäten alles was sie sollten in ganz geregelter Weise – Sie hat so viel Nahrung, daß der Kleine es noch nicht bewältigen kann. Das Eintreten der Milch hat ihr nur ein Paar Stunden etwas Kopfschmerz verursacht, sonst aber weder Fieber noch andere Unbequemlichkeiten. Du kannst denken, wie froh wir darüber sind. Der kleine Friedrich ist weit kräftiger als Albert war, und schreit nicht gerade viel, diese Nacht ist er etwas unruhig gewesen, Lisbeth läßt Dir aber sagen, daß sie diesmal viel leichter schlief als bei Albert und das Gewecktwerden ihr nichts ausmacht, da sie leicht wieder einschläft. Ihr Appetit ist so, daß sie nun immer essen möchte.

Eben vorher bekam ich Deine Karte, viel Glück zur Reise nach Neapel und möge Dir dort ebensoviel Freude blühen wie in Rom. Ich schreibe zunächst noch Adr. Fellenbach⁷¹, Du wirst mir wohl nächstens Deine Neapol. Adr. angeben.

Lisbeth u. meine Mutter lassen Dich grüßen. Die beiden Kinder sind eben mit Anna auf dem Marienplatz; wir haben für den Augenblick solches Frühlingswetter, daß die Blätter an den Büschen herauskommen.

Mit den herzlichsten Grüßen

Dein August

69 Vielleicht Adele (Lebensdaten unbekannt) und Rudolph Hempel (1839–1896), Schulrat und Bezirks-schulinspektor in Leipzig, die mit den Leskiens befreundet waren, vgl. Universitätsbibliothek Leipzig, NL 348/1/1, Tagebuch August Leskiens, Eintrag zum 26. Oktober 1893.

70 »Anna« war eine Bedienstete der Leskiens.

71 Gemeint ist wohl »Adresse Fellenbach«, die Wohnung von Marie Pauline Judeich in Rom.

42. *August Lesken an Marie Pauline Judeich, Leipzig, 20. Februar 1877*
1 Bl., 2 S. beschrieben.

Leipzig, 20. Februar 1877

Meine liebe Mama.

Ich habe zwar auch heute nicht viel mehr zu schreiben als auf einer Karte Platz hätte, aber der Anblick eines Briefes ist einem doch in der Regel angenehmer als der einer Postkarte. Ich kann nur gutes berichten, morgen ist der 9. Tag und alles ist vollständig in Ordnung geblieben, Lisbeth ist sehr munter, schläft die Nächte durchschnittlich gut, wird natürlich zuweilen durch den Kleinen gestört, ist aber morgens ganz frisch, hat guten Appetit und kann den Jungen mehr als ausreichend nähren. Das ganze Ereigniß ist überhaupt mit einer Ruhe und Einfachheit verlaufen, daß alles im Hause kaum darum gewahr geworden ist. Eigentlich soll es ja so sein, und Lisbeth findet allgemeine Anerkennung für die vortreffliche Art, mit der sie diese Angelegenheiten zu erledigen versteht. Der kleine Friedrich hat eine gewisse Aehnlichkeit mit Gertrud im behäbigen Aussehen, der Lage mit den Händen an den Backen; meine Mutter bewundert seine kräftige, wohl gebaute Brust. Gertrud ist jetzt fortwährend eingeladen, bald zur Marianne⁷², bald zu Hempels, bald zu Mathildens Knaben⁷³. Alles Scheue vor Fremden hat sie verloren und scheint überall gern gesehen zu sein.

Wie ich von Frau Geibel hörte, geht Milly mit Edmund⁷⁴ morgen nach Berlin zur Eröffnungsfeier des Reichstages, Mathilde Geibel, deren Mann schon in Berlin zum Rankejubiläum ist, geht ebenfalls mit.

Lisbeth läßt Dich natürlich mit allen möglichen Wünschen grüßen, so thue ich
Dein August.

72 Vielleicht Marianne Theresia Brockhaus (geb. 1865), Tochter von Tochter von Louisa (1845–1921) und Heinrich Rudolf Brockhaus (1838–1898), vgl. Gebhardt 1928.

73 Wahrscheinlich Mathilde Geibel, geb. Baumgarten (ca. 1850–1905), verh. mit Stephan Franz Carl Geibel (1842–1910). Das Ehepaar Geibel hatte vier Söhne: Hellmuth (geb. 1871), Friedrich Karl (1873–1904), Otto Karl Alexander (geb. 1874) und Carl Stephan Albert (geb. 1884).

74 Wahrscheinlich Carl Edmund Götze (1843–1920), Germanist, Promotion in Leipzig 1868, 1871 Oberlehrer am Königlichen Kadettenhaus in Dresden, 1895–1909 Studiendirektor. Der Vorname seiner Frau ist nicht bekannt, WBIS.

43. *August Leskien an Marie Pauline Judeich, Leipzig, 23. Februar 1877*
1 Bl., 2 S. beschrieben.

Leipzig, 23. Februar 77

Meine liebe Mama.

Ich habe in der That jeden Tag geschrieben, Brief oder Karte, habe allerdings einmal das Versehen begangen eine Karte nicht genügend zu frankieren, so daß sie erst den nächsten Tag expediert ist. Für das Ausbleiben der Nachricht innerhalb dreier Tage bin ich aber nicht verantwortlich. Du mußt aber bedenken, wie leicht einmal eine kleine Störung im Postverkehr eine solche Lücke hervorbringen kann. Die heutige, von Lisbeth selbst abgeschickte Depesche (ich war im Colleg, als sie ankam), wird Dich hoffentlich beruhigt haben, wie auch meine doch hoffentlich nachträglich angekommenen Nachrichten. Lisbeth ist äußerst munter, soll morgen aufstehen und hat heute Besuch gehabt von Frau Geibel, die wie auch Haake⁷⁵ heut morgen, sich mit ihres und des Kleinen Aussehen und Befinden vollkommen zufrieden ausgesprochen haben. Ich möchte Dich aber bitten, wenn Du es nicht für ganz dringend hältst, künftig keine Depeschen zu schicken: es kommt doch sehr oft vor, daß ich morgens 3–4 Stunden vom Hause bin und Du weißt, wie Dienstboten in solchem Falle sind, sie bringen die Depesche dann doch zu Lisbeth, wie eben auch heutmorgen, und wenn es ihr auch heute nicht das mindeste gethan hat, so könnte sie es doch einmal erschrecken. Natürlich werde ich jetzt anordnen, daß nie eine Depesche zu Lisbeth getragen werden soll, wenn ich nicht da bin, aber einstehen kann ich dafür am Ende auch nicht. – Lisbeth schläft gut bei Nacht und Nachmittags, sieht gut aus, sehr heiter dabei, hat einen brillanten Appetit, kurz – ich wüßte nicht weiter zu sagen, als daß diesmal alles, bis jetzt wenigstens, befriedigender gewesen ist als bei Gertrud u. Albert.

Mit den herzlichsten Grüßen
 Dein August

44. *August Leskien an Marie Pauline Judeich, Leipzig, 2. März 1877*
2 Bl., 3 S. beschrieben.

Leipzig, 2. März 77

Liebste Mama.

Wenn Du Dich noch an sächsische Verhältnisse erinnerst, so wirst Du vielleicht daran denken, daß heute Bußtag, also Feiertag ist, aber Dir kaum vorstellen, daß wir hier jetzt mitten im Winter leben, die Straßen voll Schnee, die Fensterscheiben voll Eisblumen,

75 Julius Hermann Haake, Dr. med. und Geburtshelfer in Leipzig, Privatdozent an der Universität Leipzig, LAB 1877.

die Menschen in Pelzen und wie mir Amalie heute mittheilte, die Kohlen alle. Wir ertragen es mit Geduld, ich hoffe nur, diese werde nicht zu lange in Anspruch genommen, denn angenehm ist es immer nicht, Anfangs März etwa noch Aussicht auf vier Wochen Frost zu haben. Mit unserm Befinden geht es immer gut weiter, Lisbeth liegt von 10 bis 6 Abends auf der Chaise longue, ich leide nicht, daß sie sich anstrengt, das Kindchen⁷⁶ scheint sehr zu gedeihen, ich habe es heute gewogen, es wiegt 7 Pfund und wird wegen seines guten Aussehens von allen Besucherinnen bewundert. Deinen Vorschlag wegen der Frau Piesker⁷⁷ haben wir in Erwägung gezogen, aber gefunden, daß wir es wohl besser anders einrichten, zunächst bleibt die Wartefrau auch die vierte Woche noch da, die Piesker kommen zu lassen, würde gerade so viel kosten als die Frau noch zu behalten, und finde ich, daß es wünschenswerth ist, auch noch eine fünfte Woche dieselbe zu behalten, so werde ich das thun. Den Vorschlag, Rose⁷⁸ kommen zu lassen, wollen wir noch überlegen; ich glaube übrigens nicht, daß es zweckmäßig ist, wir können sie nicht recht unterbringen; vielleicht kann sie auch von ihrer Tante nicht fort. Also wollen wir die Sache erst einmal lassen, wie sie ist.

Lisbeth hat sich sehr über Deinen Brief gefreut, wollte selbst antworten, ich habe sie aber davon noch abgehalten und sie schickt Dir daher nun die besten Grüße. So thue ich und meine Mutter.

Dein August

45. *August Leskien an Marie Pauline Judeich, Leipzig, 3. März 1877*
1 Bl., 1 S. beschrieben.

Leipzig, 3. März 77

Meine liebe Mama.

Ich habe Dir eigentlich gar nichts besonderes zu schreiben, aber gute Nachrichten muß man in unserem gebrechlichen Leben eigentlich immer als etwas besonderes ansehen, und so melde ich Dir denn, daß es uns allen vortrefflich geht, Lisbeth ist ganz munter, so munter, daß sie immer sich als ganz hergestellt betrachten müßte, ich halte sie aber als your dutiful son consequent auf der Chaise longue fest, habe die Wartefrau für die nächste Woche schon engagirt und so denke ich, ist alles geschehen, was der Mensch in seiner Hand hat. Der Kleine gedeiht prächtig, seine hellen Augen sehen sich schon ganz lebhaft um, die beiden älteren sind prächtig.

Dein August

76 Friedrich Leskien.

77 »Frau Piesker« konnte nicht identifiziert werden.

78 »Rose« konnte nicht identifiziert werden.

46. *August Leskien an Marie Pauline Judeich, Leipzig, 2. Dezember 1877
2 Bl., 3 S. beschrieben.*

Leipzig, 2. December 77

Liebste Mama.

Ich weiß zwar nicht, ob Du nicht schon gedacht hast, Dein ohnehin schreibfauler Schwiegersohn habe die Faulheit so weit gebracht, daß er nicht mal in der hochwichtigen Zeit, wo Weihnachten naht, in den doch offenbar wichtigsten Dingen dieser Zeit etwas von sich hören läßt – wenn Du das aber gemeint hast, siehst Du, daß es ein Irrthum war, ich schreibe wirklich. Ich möchte gern Deine Hülfe zur Beschaffung eines Weihnachtsgeschenkes für Lisbeth, sie will gern einen Wintermantel, schwankt zwischen Abend- und Tagesmantel. Ich verstehe den Unterschied nicht recht, sollte aber meinen, daß als Abendmantel auch ein noch vorhandener alter dienen könnte, u. ihr also ein Tagesmantel nöthiger wäre. Indefß das überlasse ich Deiner besseren Einsicht, und bitte Dich nun das betreffende Object auf meine Rechnung in Dresden zu kaufen und mitzubringen. Ich höre hier nun, daß derartige Dinge bedeutend theuer sind, man sagte mir, es gebe von 30 Thlrn. Ich muß nun leider gestehen, daß mir das zu viel ist, und da ich auch höre, daß schon welche zu c. 20 Thlrn. gekauft worden sind, so wäre es mir lieb wenn sich die Ausgabe auf 20–24 Thlr beschränkte. Ich nenne Dir außerdem noch mir bekannte Wünsche von Lisbeth, vielleicht ist es Dir angenehm, solche zu erfahren: ein Taschenmesser, ein Schildpattkamm, Wurstmesser, seidene Schürze, Mendelsohnsche und Schumannsche Duette.

Aus Lisbeths gestrigem Briefe wirst Du wissen, daß wir alle ziemlich wieder wohl sind; ich leide noch an einem mir sehr unangenehmen Katarrh, der mir namentlich die Vorlesungen lästig macht. Gestern abend waren wir aber doch trotz Schnupfen und Husten in einer ziemlich großen Gesellschaft bei Rudolfs, u. sie ist uns, wie es scheint sehr gut bekommen. Am 12. gehen wir aufs Professorium⁷⁹, schade, daß Du nicht da bist, Rudolfs sind unsre Gäste, Credner⁸⁰ trägt vor, es wäre sehr hübsch. – Was sagt Ihr denn in Dresden zu Eurer ersten Kammer. Diese sächsischen Adligen sind doch gar zu niedliche Leute, ich kann nur mit Onkel Bräsig sagen: »wenn Sie meine wären, ich wollte Ihnen hauen, bis sie wie ein Katteiken [?] die Wand rauf liefen.«

Mit den besten Grüßen an das ganze Haus, auch an Götzes, wenn Du sie siehst
Dein August

79 Vortrag und geselliges Zusammensein mit Musik, Tanz usw. für Professoren und ihre Familien und einige geladene Gäste, anderer Name für den Professorenverein.

80 Carl Hermann Georg Credner (1841–1913), seit 1870 Professor für Geologie und Paläontologie an der Universität Leipzig, vgl. PUL.



Abb. 12: Fotografie August Leskiens, um 1880 (Universitätsbibliothek Leipzig, NL 161, Fotoalbum 17)

47. *August Leskiens an Marie Pauline Judeich, Leipzig, 10. Juli 1878
2 Bl., 3 S. beschrieben.*

Leipzig, 10. Juli 1878

Liebste Mama.

Ich bin in diesem Jahre an meinem Geburtstage so überrascht worden mit lieben Gaben wie noch nie. Du weißt wohl, daß Lisbeth meine Mutter hat zeichnen lassen. Das Bild ist so ausgezeichnet gelungen, daß es alle, die es gesehen haben, in Erstaunen setzte; und ich hatte die größte Freude daran. Und dann der mächtige Stielersche Atlas⁸¹, den ich Euch allen verdanke; Ihr habt mir damit eine ebenso nützliche wie werthvolle Gabe gebracht; ich brauche so oft ausführliche Karten für meine Vorlesungen und sonstigen Arbeiten und hatte stets die Unbequemlichkeit, sie einzeln zusammen zu holen, daher bei mir der Wunsch nach einem großen Kartenwerke. Lisbeth wird Dir schon geschrieben haben, wie wir meinen Geburtstag verlebt haben; das Wetter war wenigstens Nachmittags so, daß wir noch eine Stunde, Mutter, die Kinder, Lisbeth und ich, im Rosenthal spazieren fahren konnten, Abends hatten wir zwei Gäste. Lisbeth hat Dir, wie sie mir sagt, auch alles nöthige über ihr Hinkommen mitgetheilt, so daß ich darüber weiter nichts zu sagen brauchen, wenn nicht, was Du ohnehin weißt, wie dankbar ich Dir für die Aufnahme von Groß und Klein für die Sommermonate bin. Die Kühle und Feuchte war bis jetzt sehr angenehm, jetzt möchte ich wünschen, es würde etwas wärmer oder wenigstens klarer. Wegen meiner mache Dir, was das Unterbringen betrifft, gar keine Sorge, ich kann diesmal auf längere Zeit nicht kommen, sondern beschränke mich da-

⁸¹ Wahrscheinlich die Ausgabe: Handatlas über alle Theile der Erde und über das Weltgebäude: erste Ausgabe 1817, Jubelausgabe 1867 [in 84 Karten], hrsg. von Adolf Stieler, 10. Auflage, Gotha 1868.

rauf von Zeit zu Zeit auf 2–3 Tage zu erscheinen. Walters Gedanke wieder eine kleine Fußreise zu unternehmen, lockt mich sehr, grüße ihn bestens und danke ihm für seinen Brief. Es würde diese Tour in den Anfang meiner Ferien dh. zwischen den 7.–12. Aug. fallen müssen; wir können das Nähere aber ja später verabreden.

Gegen Abend hatte uns mit Conrad die Großmama⁸² auf Krebse eingeladen, heute Abend sollen wir zu einer kleinen Gesellschaft bei der Bürgermeisterin Koch⁸³, wohin Lisbeth, da sie ein wenig vom Packen und Ordnen ermüdet ist, mich lieber allein gehen lassen will. Ich würde ihr trotzdem mehr zureden mitzukommen, wenn der ziemlich weite Rückweg von Connewitz nicht wäre.

Mit den herzlichsten Grüßen an Dich u. Walter
Dein August.

82 Pauline Brockhaus, geb. Campe (1808–1886), vgl. Gebhardt 1928.

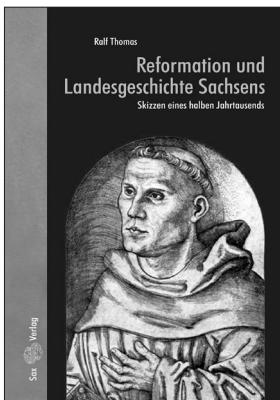
83 Bertha Koch, geb. Tzschorner (1822–1889).

Orts- und Personenregister

(Nicht verzeichnet wurden die Korrespondenzpartner August Leskien und Marie Pauline Judeich. Die Zahlen beziehen sich auf die Briefnummern.)

- Abtnaundorf 25
- Alpen 8
- Amalie, Hausangestellte der Leskiens 15, 27, 44
- Anna 40f.
- Berg, Villa der Familie Brockhaus in Loschwitz 26
- Berlin 21, 27, 42
- Böhtingk, Otto von 11, 17
- Bräsig, Onkel, Romanfigur von Fritz Reuter 23, 46
- Bräuer, Ferenz Bernhard Lajas »Lajos« 23
- Brockhaus, Heinrich 7–11, 23, 25–27, 30, 33
- Brockhaus, Heinrich Eduard 27, 33
- Brockhaus, Heinrich Rudolf 11, 20, 27f., 30, 40, 46
- Brockhaus, Louisa, geb. Rath 20, 40, 46
- Brockhaus, Maria Emilia »Milly«, geb. Weisz 3, 6, 11, 23, 27f., 33, 35, 42
- Brockhaus, Marianne Theresia 42
- Brockhaus, Pauline, geb. Campe 47
- Campe, Therese Pauline 24
- Clara 23
- Clemens 23
- Connewitz 47
- Credner, Carl Herrmann Georg 46
- Curtius, Georg 11f.
- Dienstbote 43
- Dresden 2, 4f., 7f., 10, 12, 18, 25, 27, 46
- Elba 23
- Engadin 6f., 9
- Engelmann 23
- Fellenbach, Adr. 41
- Frege 25
- Falkenstein, Johann Paul Freiherr von, Kultusminister (Sachsen) 12
- Geibel, Adolf 4, 21, 35
- Geibel, Carl Stephan Albert (Mathildens Knaben) 42
- Geibel, Eleonore »Leonore«, geb. Weisz 15, 25, 42f.
- Geibel, Friedrich Karl (Mathildens Knaben) 42
- Geibel, Hellmuth (Mathildens Knaben) 42
- Geibel, Maria, verh. Krehl, verh. Sermon 17
- Geibel, Mathilde, geb. Baumgarten 42
- Geibel, Otto Karl Alexander (Mathildens Knaben) 42
- Geibel, Stephan Carl Franz 42
- Gontard, Pauline Eugenie, geb. Lutteroth 16
- Göttingen 6
- Götze, Carl Edmund 42, 46
- Güntz, Justus Theodor 28–34
- Haake, Julius Hermann 41, 43
- Hänel, Richard Joachim 27, 29, 31–33
- Hasse, Karl Ewald 6
- Heidelberg 23
- Hempel, Adele 40, 42
- Hempel, Rudolph 40, 42
- Italien 37, 40
- Jena 3–8, 10–12
- Judeich, Elisabeth (Lisbeth) 2–5, 7–26, 30, 34–47
- Judeich, Konrad 2–4, 6, 8, 16–19, 22–25, 27–32, 34, 36f., 40
- Judeich, Walther 2–4, 8, 18f., 25, 36f., 47

- Kettenbeil, Anna Luise, geb. Brockhaus
(Frau Luisa) 27
- Kiel 16, 22, 25
- Koch, Bertha, geb. Tzschirner 47
- Kohlschütter, Rudolf Julius 28, 30, 34
- Kösen 17
- Lausitz 12
- Leipzig 1–5, 9–13, 17–19, 24–47
- Leipzig, Grimmaische Straße 21
- Leipzig, Marienplatz 41
- Leipzig, Schützenhaus 27
- Leipzig, Thomasschule 1
- Leskien, Albert 37, 39–41, 43, 45, 47
- Leskien, August 1–8
- Leskien, August Wilhelm 17
- Leskien, Friedrich Walter 38–45, 47
- Leskien, Gertrud 36f., 39–43, 45, 47
- Leskien, Magdalena, geb. Schmidt 17, 42, 47
- Lindgren, Wilhelm von 8, 11, 17, 23, 25
- Marga 23
- Mittnich 33
- Mockau 16
- Napoleon 23
- Neapel 41
- Petersburg 37
- Piesker, Frau 44
- Poeller 23
- Pontrasina 7
- Promontor bei Pest (Budafok-Tétény) 7
- Reudnitz 14–16, 19–23
- Rhein 23
- Rich 16
- Rom 41
- Rosa 25
- Roser 44
- Rosenthal 47
- Saale 8
- Schweiz 7
- Seebeck, Karl Julius Moritz 11–13
- St. Moritz 6
- Thonberg, Irrenheilanstalt 29, 33
- Wartefrau 38f., 44f.
- Wien 5, 7
- Wien, Hofbibliothek 5
- Windisch, Ernst 19
- Zarncke, Friedrich Carl Theodor 11f.



Reformation und Landesgeschichte Sachsens. Skizzen eines halben Jahrtausends

Thomas, Ralf

ISBN 978-3-86729-191-0

1. Auflage 2017, 4 x 21 cm

Gebundene Ausgabe. 176 Seiten

26 einfarbige Abbildungen

19,80 €

»Reformation« wird eine Kette von Ereignissen genannt, die ab Ende Oktober/ Anfang November 1517 von der kursächsischen Universität Wittenberg aus ihren Lauf nehmen und sich bis um 1600 weltweit ausbreiten. Das Jahrhundert der Reformation beginnt. Sachsen wird deren Mutterland. Diese Bewegung knüpft an Ereignisse und Einrichtungen vorangegangener Jahrhunderte an, und sie wirkt bis in die Gegenwart nicht nur nach, sondern weiter. Zeitgeschichtlich gesehen bewegt die Reformation Traditionsgut, gestaltet es fort und produziert solches für kommende Jahrhunderte.

Zum Großjubiläum der Reformation nach deren Stellung und Wirkung in der Landesgeschichte Sachsens zu fragen, sah sich der Autor in der Pflicht und hat einen knappen, gut lesbaren Überblick geliefert. »Reformation« wird eine Kette von Ereignissen genannt, die Ende Oktober/ Anfang November 1517 von der kursächsischen Universität Wittenberg ausgehen und sich bis um 1600 weltweit ausbreiten. Das Jahrhundert der Reformation beginnt und das wettinische Sachsen wird deren Mutterland. Die reformatorische Bewegung knüpft an Ereignisse, Einrichtungen, Personen vorangegangener Jahrhunderte an, und sie wirkt bis in die Gegenwart nicht nur nach, sondern weiter. Zeitgeschichtlich gesehen bewegt die Reformation Traditionsgut, gestaltet es fort und produziert solches für kommende Jahrhunderte – in besonderer Nähe zur Landesgeschichte Sachsens, wie Ralf Thomas, Dr. theol. h.c., Freitaler Pfarrer i. R., in Skizzen eines halben Jahrtausends aufzeigt.

Die Skizzenbücher von Heinrich Georg Drescher als Quelle für ortsgeschichtliche Untersuchungen im Leipziger Land

Armin Rudolph

Dem Andenken an meinen Freund
Willfried Baumann (1933–1981) gewidmet

Im Stadtgeschichtlichen Museum Leipzig wird mit den Skizzenbüchern und verschiedenen Einzelblättern von Heinrich Georg Drescher eine besondere Sammlung von bildlichen Quellen für orts- und landesgeschichtliche Studien aufbewahrt. Ihr Wert resultiert zum einen aus den dargestellten Motiven, zum anderen aus dem beträchtlichen Umfang. Eine erste Würdigung erfuhr diese Bildersammlung durch Brigitte Fliegel, eine ehemalige Mitarbeiterin des Museums. Ihre beiden kleineren Veröffentlichungen¹ stellen bisher die einzigen Arbeiten dar, die sich speziell mit Drescher befassen. In ihnen finden sich auch knappe Angaben zu seiner Biografie, von denen hier nur die wichtigsten Daten mitgeteilt werden sollen. Geboren wurde Drescher 1847 in Leipzig, wo er auch bis zu seinem Tode im Jahre 1925 lebte und arbeitete. Von Beruf Kaufmann, arbeitete er als Prokurist in einer Fabrik in der Waldstraße. In seiner Freizeit befasste er sich hingegen intensiv mit heimatgeschichtlichen Arbeiten. Auch wenn er nicht zu den Gründungsmitgliedern zählte, war er spätestens seit 1873 Mitglied im »Verein für die Geschichte Leipzigs«² und gehörte von 1886 bis 1889 sogar dem Vorstand an. Das wohl wichtigste Ergebnis seiner Beschäftigung mit der lokalen Geschichte sind die zahlreichen Skizzen und Bilder, mit denen er die ihn interessierenden Objekte festgehalten hat. Nur wenige davon wurden zu seinen Lebzeiten veröffentlicht,³ die weitaus meisten erst lange Zeit nach seinem Tod. Die Bedeutung seiner bildlichen Darstellungen ergibt sich vor allem aus ihrem Inhalt, wenngleich einzelne Bilder durchaus auch künstlerisch reizvoll sind. Die Bildmotive bilden auch den Schwerpunkt des vorliegenden Beitrages, der zum einen einen kurzen Überblick

1 Brigitte Fliegel, Georg Dreschers Skizzenbücher, in: *Leipziger Blätter* 1 (1982), S. 28f., dies., Leipzig um die Jahrhundertwende. Zeichnungen und Aquarelle von Heinrich Georg Drescher, Leipzig [1989].

2 Schriften des Vereins für die Geschichte Leipzigs 1 (1872), S. 261–268: Mitglieder, hier ist er S. 262 unter den damals 350 Vereinsmitgliedern aufgeführt.

3 Adolf Lippold, Erinnerungen eines alten Leipzigers. Humoristische Chronika aus Leipzigs jüngerer Vergangenheit, Serie 2, illustriert von Georg Drescher, Leipzig 1895 (im veränderten Nachdruck unter dem Titel: Von Nachtwächtern, Trödeljuden und Harfenmädchen. Erinnerungen eines alten Leipzigers, Leipzig 2004, wurde dann nur eine einzige der Drescher-Zeichnungen wiedergegeben); Abbildungen in einer Arbeit, die Heinrich Georg Drescher unter dem Pseudonym G. Heinrich 1913 publiziert hat (s. u.).

über diesen interessanten Sammlungsbestandteil geben wird, zum anderen aber dessen Nutzen für ortsgeschichtliche Untersuchungen im Leipziger Land aufzeigen soll.⁴ Bei der Fülle des vorliegenden Bildmaterials kann das allerdings nur an Hand ausgewählter Beispiele erfolgen.⁵

Mit diesem Aufsatz verbunden ist auch die Hoffnung, dass die Darstellungen von Drescher⁶ zukünftig bei regionalgeschichtlichen Arbeiten zum Leipziger Umland eine ihnen gebührende Berücksichtigung finden. Unter den bisher publizierten Zeichnungen und Skizzen überwiegen deutlich solche, die Motive aus Leipzig und seinen Vororten wiedergeben. Neben den beiden genannten Veröffentlichungen von Brigitte Fliegel⁷ können zahlreiche weitere Beispiele hierfür genannt werden. Eine größere Anzahl von Ansichten aus verschiedenen Stadtteilen fand in den Heften der »Historischen und städtebaulichen Studien« von Pro Leipzig Verwendung,⁸ zum Teil allerdings ohne Nennung ihres Urhebers. Mehrfach abgedruckt wurden Leipzig-Bilder von Drescher in der Beitragsfolge über »Leipziger Vororte« der »Leipziger Blätter«,⁹ einzelne Ansichten aus dem (heutigen) Stadtgebiet zudem in ganz unterschiedlichen weiteren Veröffentlichungen.¹⁰

⁴ Für die Bereitstellung der Skizzenbücher und vielfältige Unterstützung sei an dieser Stelle Herrn Marko Kuhn, Stadtgeschichtliches Museum Leipzig, vielmals gedankt. Weiterhin möchte ich den Herren Markus Cottin, Leipzig, und Dr. Yves Hoffmann, Dresden, für eine kritische Durchsicht des Manuskripts und ergänzende Hinweise danken.

⁵ Bei den Zeichnungen und Skizzen, die in diesem Beitrag konkret genannt oder abgebildet werden, ist jeweils die Signatur des Stadtgeschichtlichen Museums angegeben.

⁶ Neben den hier im Mittelpunkt stehenden Bildern aus den Skizzenbüchern befinden sich außerdem etwa 200 Einzelblätter in verschiedenen Sammlungsbeständen des Museums. Da diese überwiegend Motive aus dem Leipziger Stadtgebiet wiedergeben und zudem nur einen geringen Anteil am Bildmaterial von Drescher ausmachen, werden sie hier nur am Rande mit behandelt.

⁷ Fliegel, Skizzenbücher (Anm. 1); dies., Leipzig (Anm. 1).

⁸ U.a. Karlheinz Merkel, Dösen. Eine historische und städtebauliche Studie, Leipzig 1995, Abb. S. 10 f.; Heidemarie Epstein, Christoph Kühn, Abtnaundorf. Eine historische und städtebauliche Studie, Leipzig 1999, Abb. S. 9–11; Petra Schlennstedt, Hartmut Mai, Stötteritz. Eine historische und städtebauliche Studie, überarbeitete Aufl., Leipzig 2011, Abb. S. 12 f., 19, 21 f.

⁹ Claus Uhlrich, Mockau, in: Leipziger Blätter 7 (1985), S. 34 f.; Wolfgang Grundmann, Grünau, in: Leipziger Blätter 9 (1986), S. 48 f.; Petra Oelschläger, Lindenau, in: Leipziger Blätter 11 (1987), S. 48 f.

¹⁰ Heinz Füßler (Hrsg.), Leipziger Universitätsbauten. Die Neubauten der Karl-Marx-Universität seit 1945 und die Geschichte der Universitätsgebäude, Leipzig 1961, S. 128; Werner Neumann, Bilddokumente zur Lebensgeschichte Johann Sebastian Bachs (Bach-Dokumente; Supplement 4), Leipzig 1979, S. 244, Abb. 416; Claus Uhlrich, Mockau – vor 700 Jahren als Straßendorf angelegt (Heimatgeschichte: Alte Leipziger Ortskerne [4]), in: Leipziger Volkszeitung Nr. 99 vom 27.4.1988, S. 8; Wolfgang Schneider, Leipzig. Streifzüge durch die Kulturgeschichte, Leipzig, Weimar 1990, 2. Auflage: Leipzig 1995, S. 375, Abb. 442; 725 Jahre Althen. 1270–1995, hrsg. vom Kulturamt der Gemeinden Borsdorf-Engelsdorf-Mölkau, Borsdorf, Engelsdorf, Mölkau 1995, S. 13; Im Leipziger Elsterland von Plagwitz bis Hartmannsdorf, hrsg. von Pro Leipzig, Leipzig 1997, Abb. S. 126; Im Partheland zwischen Leipzig, Taucha und Borsdorf, hrsg. von Pro Leipzig, Zweckverband Parthenaue, Leipzig 2002, Abb. S. 38 f.; Sabine Schneider, Im Verborgenen. Der letzte Fachwerkbau des 16. Jahrhunderts am Thomaskirchhof, in: Leipziger Blätter 52 (2008), S. 22 f., Abb. S. 22; Herbert Pilz, Wohl bekomm's und guten Appetit. Leipziger Gastronomiegeschichte(n), Leipzig 2011, Abb. S. 40, 60; Michael Liebmann, Brandvorwerk.

Natürlich hat auch das Stadtgeschichtliche Museum bei eigenen Publikationen auf diesen Fundus zurückgegriffen¹¹ und außerdem verschiedentlich Darstellungen Dreschers mit Leipziger Motiven zur Illustration von Sonderausstellungen genutzt, so bei der vom 20. Mai 2015 bis zum 17. Januar 2016 gezeigten Ausstellung »1015. Leipzig von Anfang an«, die dem 1000-jährigen Stadtjubiläum gewidmet war.¹² Zuletzt wurde eine ganze Reihe von Ansichten aus dem Stadtgebiet in den ersten beiden Bänden der Leipziger Stadtgeschichte abgebildet.¹³ Auffällig ist bei den angeführten Beispielen, dass es sich überwiegend um Veröffentlichungen der letzten Jahrzehnte handelt. Verantwortlich dafür ist vor allem die große Anzahl der seit den 1980er-Jahren und verstärkt nach 1989 erschienenen regionalgeschichtlichen Arbeiten. Daneben dürfte auch die Objektdatenbank des Stadtgeschichtlichen Museums eine Rolle spielen, können doch inzwischen etwa 1500 Bilder von Drescher über diese im Internet recherchiert und angesehen werden. Kaum beachtet und publiziert wurden bisher aber die in großer Zahl vorhandenen Zeichnungen und Aquarelle von Drescher, welche Ansichten aus dem Leipziger Land (außerhalb des heutigen Stadtgebietes) zeigen¹⁴ und denen im vorliegenden Beitrag besondere Aufmerksamkeit gilt.

Ein vergessener Ort und die Anfänge der Leipziger Südstadt, Leipzig 2012, Abb. S. 174; Sabine Knopf, Ludwig Bechstein und Leipzig, in: *Leipziger Blätter* 63 (2013), S. 41–43, Abb. S. 42; Peter Schwarz, Das tausendjährige Leipzig, Band 2: Vom Ende des 18. bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts, Leipzig 2014, Abb. S. 319; Klaus Martin Kopitz, Christiane Apitzsch (1806–1838), Robert Schumanns Geliebte »Charitas«. Eine Identifizierung, in: *Denkströme. Journal der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig* 13 (2014), S. 26–53, Abb. 3; Horst Riedel, Südstadt. Ein Leipziger Stadtteillexikon, Leipzig 2016, Abb. S. 29.

- 11 Katrin Sohl, Kopftuch auf und Schürze um – der Waschtag ist da, in: *Wasserspiele. Von den Nutzbarkeiten der Leipziger Gewässer*, Leipzig 1994, S. 43–52, Abb. S. 45; Dana Albertus, Poenitere, in: Volker Rodekamp (Hrsg.), *Leipzig original. Stadtgeschichte vom Mittelalter bis zur Völkerschlacht* (Katalog zur Dauerausstellung des Stadtgeschichtlichen Museums Leipzig im Alten Rathaus, Teil I), Leipzig 2006, S. 357; Volker Rodekamp (Hrsg.), *Moderne Zeiten. Leipzig von der Industrialisierung bis zur Gegenwart*. Katalog der Ständigen Ausstellung Altes Rathaus, Leipzig 2013, Abb. S. 384.
- 12 Auch im Begleitbuch zur Ausstellung wurden zwei aquarellierte Zeichnungen von Drescher als Illustration genutzt: 1015. Leipzig von Anfang an. Begleitband zur Ausstellung des Stadtgeschichtlichen Museums Leipzig, 20. Mai–25. Oktober 2015, Leipzig 2015, S. 191, Abb. 2f.
- 13 Enno Bünz (Hrsg.), *Geschichte der Stadt Leipzig*, Band 1: Von den Anfängen bis zur Reformation, Leipzig 2015, Abb. 107, 271, 277–279, 281–285, 287; Detlef Döring (Hrsg.), *Geschichte der Stadt Leipzig*, Band 2: Von der Reformation bis zum Wiener Kongress, Leipzig 2016, Abb. 220, 400, 402–404, 406, 407, 409–415, 419, 420.
- 14 Zu den wenigen Ausnahmen zählen: Andreas Flegel, *Eilenburger Stadtdarstellungen. 16.–19. Jahrhundert*, Leipzig 2012, Abb. 77, 79, 89, 90; Reinhard Schmitt, *Zur Baugeschichte des Schlosses in Lützen*, Burgenlandkreis, in: *Burgen und Schlösser in Sachsen-Anhalt* 23 (2014), S. 145–258, Abb. 31.

Überblick über die im Stadtgeschichtlichen Museum vorhandenen Skizzenbücher

Im Stadtgeschichtlichen Museum sind insgesamt 165 Skizzenbücher von Drescher vorhanden.¹⁵ Der Umfang der einzelnen, überwiegend querformatigen¹⁶ Bücher bewegt sich zwischen 25 und 181 Seiten. Durchschnittlich enthält ein Skizzenbuch etwa 85 Seiten. Insgesamt umfassen die Bücher also ca. 14 000 Seiten, die jedoch keinesfalls alle mit bildlichen Darstellungen versehen sind. Oft weisen die Blätter leere Rückseiten auf, häufig wurden Zeitungsausschnitte eingeklebt, manchmal Ansichtskarten oder Fotos, verschiedentlich finden sich Notizen usw. Vielfach wurde eine einzelne Seite für mehrere Skizzen genutzt, nicht selten sind aber auch Bilder, die eine Doppelseite einnehmen. Die genaue Gesamtzahl der vorliegenden Aquarelle, Zeichnungen und Skizzen lässt sich deshalb erst nach einer gründlichen Erfassung des Bestandes angeben.

Der Erhaltungszustand der Skizzenbücher ist sehr unterschiedlich. Zum Teil sind sie in einem sehr schlechten Zustand. Das gilt in besonderem Maße für die eingeklebten Zeitungsausschnitte. Insgesamt erlauben die Bücher nur noch eine eingeschränkte Nutzung. Es ist aber seitens des Stadtgeschichtlichen Museums beabsichtigt, alle Bände in den nächsten Jahren vollständig einzuscanen, sodass sie dann in digitaler Form u. a. für stadt- und regionalgeschichtliche Studien zur Verfügung stehen.

Überwiegend liegen kleinformative¹⁷ Aquarelle sowie Tusche- und Bleistiftzeichnungen bzw. -skizzen vor. Die Zeichnungen sind häufig laviert. Ihre Ausführung ist sehr unterschiedlich. Es dominieren vielfach die flüchtigen, skizzenhaften Darstellungen. Die beigefügten Zeitungsausschnitte ergänzen z. T. die inhaltlichen Werte der Abbildungen. Auch die häufig eingeklebten oder eingelegten Ansichtskarten besitzen verschiedentlich einen zusätzlichen Quellenwert. Der weitaus größte Teil der Bilder ist von Georg Drescher mit dem genauen Entstehungsdatum versehen, was ihre dokumentarische Qualität wesentlich erhöht. Insgesamt gehören die Darstellungen einem Zeitraum von fast 50 Jahren an, wobei die meisten etwa zwischen Mitte bis Ende der 1870er- und Anfang der 1920er-Jahre geschaffen wurden.

Unter den Bildmotiven dominieren bei weitem solche aus Leipzig und der näheren Umgebung der Stadt. Es gibt aber auch zahlreiche Darstellungen aus außerhalb des Leipziger Landes gelegenen Teilen des mitteldeutschen Raumes, so beispielsweise jeweils mehrere aus Freiberg, Naumburg, Leißling, Laucha und Eisenach sowie von der Rochsburg, der Schönburg, der Rudelsburg und den beiden Burgenanlagen von Sachsenburg.

15 Im Bestand nachweisbar sind die Skizzenbücher 1/I bis 1/III und 2 bis 168, außer den Nummern 5, 78, 81, 88 und 105. Hinzu kommen die bereits erwähnten Einzelblätter.

16 Ein Hochformat besitzen lediglich 25 Bücher.

17 Das ist in erster Linie durch die geringe Größe der Skizzenbücher bedingt, deren Maße sich etwa zwischen 14–15 cm x 9–20 cm bewegen, z. T. aber auch der Tatsache geschuldet, dass häufig mehrere Motive auf einer Seite dargestellt wurden.

Häufig mit Abbildungen vertreten ist die Sächsische Schweiz. Daneben finden sich verschiedentlich Bilder aus entfernteren Gebieten (aus Bayern, Niedersachsen, Südtirol und Österreich). Hinzu kommen Tier- und Naturstudien, Bilder von Personen usw.

In unserem Zusammenhang zu berücksichtigen sind die etwa siebentausend Abbildungen, die Örtlichkeiten und Bauten des Leipziger Landes zeigen. Neben den dominierenden Ansichten aus dem Leipziger Stadtgebiet sind unter diesen auch in großer Zahl Motive aus Dörfern vertreten, die frühzeitig im Stadtgebiet aufgegangen sind, in ganz unterschiedlicher Häufigkeit dann solche aus den übrigen Teilen des Leipziger Umlandes. Einen verhältnismäßig geringen Anteil nehmen Bilder aus den Städten in der Nachbarschaft von Leipzig ein. Häufig sind Objekte dargestellt, die sonst überhaupt nicht oder nur sehr selten bildlich dokumentiert sind. Es ist geradezu eine Vorliebe von Georg Drescher festzustellen, völlig unspektakuläre und scheinbar unwichtige Bauten und Baudetails bildlich festzuhalten.

Insgesamt zeigen die Abbildungen in den Skizzenbüchern größtenteils Zustände von Landschaften, Orten, Gebäuden und anderen Motiven, die sich seither stark verändert haben oder überhaupt nicht mehr vorhanden sind. Letzteres gilt im besonderen Maße für einen großen Teil der dargestellten Bauwerke. Das liegt auch daran, dass sich Drescher in einer Zeit des rasanten Wandels darum bemüht hat, die im Verschwinden begriffenen alten Baulichkeiten zu dokumentieren. Neben seinem historischen Interesse ist hierbei oft ein Bedauern über die massiven Verluste unverkennbar.

Der Wert der Darstellungen von Georg Drescher wird deutlich im Vergleich mit den unzähligen weiteren bildlichen Zeugnissen, die Leipzig und das Leipziger Land zu seiner Schaffenszeit dokumentieren. Soweit diese publiziert sind, betreffen sie vor allem das engere Stadtgebiet von Leipzig,¹⁸ die eingemeindeten Vororte¹⁹ und Städte

18 Beispielsweise: Gustav Wustmann, *Bilderbuch aus der Geschichte der Stadt Leipzig*, Leipzig 1897 (Reprint Leipzig 1990); Rose-Marie Frenzel, Wolfgang G. Schröter (Hrsg.), Hermann Walther. *Fotografien von Leipzig 1862–1909*, Leipzig 1988; Hugo Johst, *Leipzig in alten Ansichtskarten (Deutschland in alten Ansichtskarten)*, Würzburg 1990, 2. Auflage: Würzburg 2001; Christoph Kaufmann, Wolfgang G. Schröter, *Der gläserne Schatz. Leipzig-Fotografien aus dem Atelier Hermann Walther*, Altenburg [2002]; Heinz Peter Brogiato, *Leipzig um 1900*, Band 1: Die Innenstadt in kolorierten Ansichtskarten aus dem Archiv des Leibniz-Instituts für Länderkunde Leipzig e. V., Leipzig 2009 und Band 2: Die Stadtteile in kolorierten Ansichtskarten aus dem Archiv des Instituts für Länderkunde Leipzig e. V., Leipzig 2009; Christoph Kaufmann, *Leipzig 1918–1935. Fotoatelier Hermann Walther*, Leipzig 2010; Heinz-Jürgen Böhme, Günter Clemens, *Bilderbogen. Leipziger Ansichtskartenserien von 1895 bis 1945*, Leipzig 2010; Andreas Martin, *Der Leipziger Promenadenring. Eine historische Rundfahrt*, Leipzig 2011; Christoph Kaufmann (Hrsg.), Gustav Hermann Vogel, *Leipzig zur Kaiserzeit. Fotografien 1888–1915*, Leipzig [2015].

19 Wolfgang Grundmann (Hrsg.), *Eutritzsch. Historische Ansichten eines Leipziger Stadtteiles*, Leipzig 1990; Kurt und Ursula Ackermann, *Engelsdorf in alten Ansichten (Die Damals Reihe)*, Zaltbommel, 2. Auflage 1995; Joachim Pröhl, *Leipzig in alten Ansichten. Kleinzschocher, Schleussig und Plagwitz (Die Damals-Reihe)*, Zaltbommel 1996; Werner Franke, Thomas Nabert, *Großzschocher-Windorf. Ein Leipziger Ortsteil auf alten Ansichtskarten*, Leipzig 2010; Christine Arendt, Thomas Nabert, *Kleinzschocher. Ein Leipziger Ortsteil auf alten Ansichtskarten*, Leipzig 2011; Oswald Müller, Thomas

des Umlandes.²⁰ Weitaus weniger Publikationen zeigen hingegen in größerem Umfang Abbildungen aus den ländlichen Gebieten dieses Raumes. Letztere finden sich zudem überwiegend in zahllosen Arbeiten, die sich lediglich mit einzelnen Orten oder Gemeinden befassen, während Überblicksdarstellungen ausgesprochen selten sind.²¹ Zudem ist das in Archiven sowie Sammlungen von Museen und anderen Einrichtungen liegende unpublizierte historische Bildmaterial zum Leipziger Umland weit verstreut. Mit den Skizzen von Drescher liegt hingegen für zukünftige historische Arbeiten zu diesem Raum, eine umfangreiche Kollektion von Bildquellen vor. Weiterhin sind es die bereits erwähnten vielen seltenen Motive, in großer Anzahl auch aus dem Stadtkern von Leipzig, welche die Darstellungen in den Skizzenbüchern für uns so wertvoll machen.

Nabert, Connewitz. Ein Leipziger Ortsteil auf alten Ansichtskarten, Leipzig 2011; Karsten Brösel, Möckern & Wahren. Zwei Leipziger Ortsteile auf alten Ansichtskarten, Leipzig 2012; Thomas Nabert, Lindenau. Ein Leipziger Ortsteil auf alten Ansichtskarten, Leipzig 2014; Thomas Nabert, Jürgen Winter, Knauthain & Knautkleeberg mit Hartmannsdorf, Rehbach, Knautnaundorf und Cospuden. Der Leipziger Südwesten auf alten Ansichtskarten, Leipzig 2016.

- 20 Markkleeberg im Spiegel alter Ansichten, Horb am Neckar 1991; Christine und Harry Czaja, Borna in alten Ansichten, Band 1, Zaltbommel 1991, 2. Auflage: Zaltbommel 1994, Band 2, Zaltbommel 1993, Band 3: Borna und Umgebung, Zaltbommel 1994; Horst Brausse, Rötha in alten Ansichten, Zaltbommel 1992; Gerhard Weissmann, Bad Dürrenberg in alten Ansichten, Zaltbommel 1992; Tylo Peter, Pegau anno dazumal, Horb am Neckar 1992; Tylo Peter, Pegau. Bilder aus dem langen Leben einer kleinen Gemeinde, Horb am Neckar 1995; Günther Kluge, Hanne Kämmer, Markranstädt in Bildern aus vergangenen Tagen, Horb am Neckar 1997; Manfred Wilde, Delitzsch. Alte Bilder erzählen (Die Reihe Archivbilder), Erfurt 1998; Andreas Flegel, Eilenburg in alten Ansichten (Die Damals-Reihe), Band 1, Zaltbommel 1998, Band 2, Zaltbommel 2001; Thomas Bergner, Borna. Ein Jahrhunderbild (Die Reihe Archivbilder), Erfurt 1999; Hans Funk, Das alte Düben neu entdeckt. Bilder aus vergangenen Jahren, Horb am Neckar 2003; Grimma (Die Reihe Archivbilder), hrsg. vom Freundeskreis Museum Grimma e. V., Erfurt 2006.
- 21 Zu nennen sind zunächst einige ältere Veröffentlichungen, deren Abbildungen noch Zustände wiedergeben, wie sie auch Georg Drescher angetroffen hat: Leipziger Land im Bild, Heft 1: Leipzig-Halle-Weißenfels, Leipzig 1912; Karl Berger, Leipziger Land, in: Mitteilungen des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz 15 (1926), S. 293–327; Karl Berger, Das Leipziger Land. Seine Landschaft und ihre Schönheit in Natur, Kultur und Kunst. Wanderungen in der Umgebung einer Großstadt. Dresden, Leipzig 1933. Unter den neueren Arbeiten ist u.a. auf die Buchreihe von Pro Leipzig hinzuweisen, in welcher die Siedlungsräume entlang der Flussläufe von Elster, Pleiße/Gösel und Parthe behandelt werden (Das Bornauer Pleißenland. Zerstörung und Neuanfang, Leipzig 1994; Im Leipziger Pleißenland. Connewitz, Lößnig, Döllitz, Leipzig 1996; Im Leipziger Elsterland. Von Plagwitz bis Hartmannsdorf, Leipzig 1997; Im Pleiße- und Göselland zwischen Markkleeberg, Rötha und Kitzscher, Leipzig 1999; Im Elsterland zwischen Zwenkau, Groitzsch und Pegau, Leipzig 2002; Im Parthenland zwischen Leipzig, Taucha und Borsdorf, Leipzig 2002). Neben aktuellen Fotos finden sich hier auch historische Ansichten in großer Zahl. Abbildungen aus dem Muldegebiet werden vorgestellt in: Albert Peter Bräuer, Muldendorfer in alten Ansichten (Die Damals-Reihe), Zaltbommel 1998.

Häufig dargestellte Orte und Motive

Abbildungen aus dem Stadtkern und den Vorstädten von Leipzig

Der Leipziger Stadtkern und die anschließenden Vorstadtareale als ein bzw. der dominierende thematische Schwerpunkt unter den Bildern von Drescher verdienen eine separate Behandlung. In diesem Rahmen ist nur ein knapper, summarischer Überblick möglich: Es überwiegen Motive von Straßenzügen und Gebäuden, die den gründerzeitlichen Veränderungen, der Umwandlung von Leipzig in eine moderne Großstadt zum Opfer fielen (*Abb. 1*). Oft werden die historischen Bauten kurz vor oder z.T. noch während der Abrissarbeiten dokumentiert. Diese Bilder bilden eine bisher kaum genutzte Quelle für Forschungen zur Geschichte des Leipziger Bauwesens und speziell zum Hausbau im Spätmittelalter, in der Renaissance und im Barock. Bei weiteren baugeschichtlichen Untersuchungen zu diesen Zeitabschnitten sollten sie unbedingt mit Berücksichtigung finden.²²

Verschiedene der Gebäude, deren Abriss Drescher festgehalten hat, fanden seine besondere Aufmerksamkeit und wurden deshalb häufig dargestellt. Dazu zählen das Haus »Goldene Sonne« am Ranstädter Steinweg,²³ die »Große Funkenburg«, das ehemalige Dominikanerkloster (Paulinum) und die dort im sog. Kreuzgang vorhandenen Wandmalereien des 14. bis 16. Jahrhunderts,²⁴ das »Rote Kolleg« in der Ritterstraße²⁵ sowie die beiden Hospitäler, St. Johannis und St. Jakob. Umfassend dokumentiert wurden

22 Unter den bisher in großer Zahl vorliegenden Arbeiten dominieren solche, die sich mit den Kirchen im Stadtzentrum oder mit Einzelbauten wie dem Alten Rathaus beschäftigen. Zusammenfassende Veröffentlichungen über Wohn- und Wirtschaftsbauten aus dem vom Spätmittelalters bis um 1800 reichenden Zeitraum liegen hingegen in eher überschaubarem Umfang vor. Zu nennen sind u.a. Cornelius Gurlitt (Bearb.), Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler des Königreichs Sachsen, 17. Heft: Stadt Leipzig (Teil 1), Dresden 1895 und 18. Heft: Stadt Leipzig (Teil 2), Dresden 1896; Nikolaus Pevsner, Leipziger Barock. Die Baukunst der Barockzeit in Leipzig, Dresden 1928 (Nachdruck: Leipzig 1990); Leipziger Bautradition (Leipziger stadtgeschichtliche Forschungen 4), Leipzig 1955; Wolfgang Hocquel (Hrsg.), Leipzig (Kunstgeschichtliche Städtebücher), Leipzig 1983, 3. Auflage: 1990; Petra Schug, Archäologische Quellen zur frühen Geschichte Leipzigs, in: 1015. Leipzig von Anfang an (Anm. 12), S. 66–69 [knappe Angaben zu mittelalterlichen Bauten aus archäologischer Sicht]; Matthias Donath, Architektur und Bildhauerkunst, in: Bünz, Geschichte der Stadt Leipzig, Bd. 1 (Anm. 13), S. 611–625; Alberto Schwarz, Architektur und Stadtbild, in: Döring, Geschichte der Stadt Leipzig, Bd. 2 (Anm. 13), S. 685–724. Ein Hauptproblem bei Bearbeitungen zur Baugeschichte dieser Zeitabschnitte ist wohl die Tatsache, dass die meisten der älteren Gebäude während der Gründerzeit ohne ausreichende Dokumentation abgerissen wurden.

23 U.a. das komplette Skizzenbuch 21.

24 In größerer Zahl im Skizzenbuch 17 festgehalten.

25 Typisch für die Motivwahl von Drescher ist, dass sich unter den etwa 50 Bildern vom »Roten Kolleg« auch Ansichten der Innenräume und Detailansichten z.B. von einzelnen Fenstern befinden. Selbst eine Sonnenuhr, die beim Abbruch des Gebäudes Ritterstraße 14 an einer Wand des »Roten Kollegs« zum Vorschein kam, hat er in einer Skizze festgehalten (Sk/70/62).



Abb. 1: Gasthof »Drei Rosen« in der Petersstraße 27 (bereits 1630 als Gasthof »zu den drei roten und weißen Rosen« genannt). Der Nachfolgebau des alten Gebäudes musste weichen, als 1912–14 das Warenhaus Althoff erbaut wurde, das heutige Karstadt-Kaufhaus. 1878 (?) (Sk/23/12)

Abb. 2: Die Gaststätte »Thüringer Hof« in der Burgstraße vor dem Umbau 1888. 26. April 1885 (Sk/49/91)

auch die Pleißenburg und ihr 1897 begonnener Abbruch.²⁶ Zahlreiche dieser Bilder zeigen die Innenräume der Festung – u. a. die ehemalige katholische Kapelle, das Sterbezimmer von Heinrich Graf zu Pappenheim, das Gefängnis oder eine mutmaßliche Geschützgalerie.

In großer Zahl sind die Renaissance- und Barockbauten des Stadtzentrums in den Skizzenbüchern vertreten, so beispielsweise Häuser am Neumarkt, in der Reichsstraße und der Schuhmachergasse sowie am Thomaskirchhof, ebenso natürlich auch Auerbachs Hof und der Burgkeller. Andere Gebäude wurden eher selten oder nur auf einzelnen Bildern wiedergegeben (Abb. 2). Häufiger dargestellt wurden Innenhöfe (Abb. 3), weiterhin finden sich Abbildungen von Portalen, Türen, Fenstern, Stuckdecken, Beschlägen, Säulen und anderen Baudetails, so z. B. mehrfach solche von Hauszeichen.²⁷ Die am Rand

²⁶ So enthalten die beiden Skizzenbücher 41 und 63 fast ausschließlich Abbildungen der Pleißenburg und ihrer Innenräume, zahlreiche weitere finden sich zudem in etwa einem Dutzend der übrigen Skizzenbücher.

²⁷ Sk/8/78; Sk/11/24; Sk/35/79 und 80; Sk/51/15; Sk/113/24; Sk/114/48; Sk/120/17; Sk/129/38; Sk/132/41.



Abb. 3: Leipzig, Innenhof von Nikolaistraße Nr. 32. 22. Juli 1894 (Sk/110/1)



Abb. 4: Leipzig, Hofansicht der Gaststätte »Goldene Laute« am Ranstädter Steinweg. 18. Juli 1879 (Sk/53/3)

der Altstadt gelegenen Mühlen sind ebenfalls verschiedentlich in den Skizzenbüchern dokumentiert worden, vor allem die Nonnen- und die Angermühle. Als die Häuser im Bereich von Matthäikirchhof und Töpferplatz einer Neubebauung weichen mussten, z.T. auch bereits Jahre zuvor, wurden nicht nur sie, sondern auch die hier vorhandenen letzten Reste der Stadtmauer in Zeichnungen festgehalten.²⁸

Eine größere Anzahl der aus den ehemaligen Vorstädten vorliegenden Abbildungen zeigt – neben den bereits erwähnten Gebäuden – Motive im Bereich von Ranstädter Steinweg (Abb. 4), Naundörfchen und Gerberstraße. Weiterhin vertreten sind Darstellungen von Baulichkeiten in den Stadtarealen, die an den mittelalterlichen Kern und die alten Vorstädte anschließen und diese erweitern. So liegen u.a. Bilder vom Grimma-

28 Sk/11/61; Sk/35/29 und 30; Sk/37/5; Sk/45/59; Sk/46/17; Sk/74/45; Sk/113/65. Bei zukünftigen baulichen Veränderungen in diesem Gebiet ist zu prüfen, ob hier vielleicht sogar noch letzte Reste einer Stadtmauer nachweisbar sind. Als nämlich der Verfasser am 5.9.1981 vertretungswise für Friedemann Winkler, Archäologe am Naturkundemuseum Leipzig, Erdarbeiten am westlichen Rand der Baugrube für den Erweiterungsbau der Bezirksvertretung des Ministeriums für Staatssicherheit kontrollierte, konnte eine knappe 2 m breite Ziegelmauer auf einem Bruchsteinfundament dokumentiert werden, die offenbar dem 16. Jahrhundert angehörte und möglicherweise einem jüngeren Stadtmauerabschnitt zuzuweisen ist. In derselben Flucht wie dieses Fundament erstreckt sich nördlich des 2013 eingeweihten Richard-Wagner-Denkmales die Stützmauer des dort gelegenen Parkplatzes. In ihr könnten sich Reste der Stadtmauer erhalten haben.



Abb. 5: Lindenauer Chaussee, rechts die alte Ratsziegelei, im Hintergrund der Kuhturm. 24. April 1887 (Sk/56/49)

schen Steinweg, von der Salomon-, Seburg- und Dufourstraße sowie vom Floßplatz vor, ebenso aber auch solche der seinerzeit noch im Umfeld des Stadtkerns vorhandenen Gartenanlagen. Jeweils mehrfach wiedergegeben wurden die damalige Frankfurter Straße bzw. Lindenauer Chaussee, welche die Elsteraue auf einer Dammaufschüttung überquerte, und die an ihr liegende alte Ratsziegelei sowie der bis 1939 nahe der westlichen Grenze der Stadtflur stehende Kuhturm (Abb. 5), welcher wahrscheinlich als spätmittelalterlicher Wartturm anzusprechen ist.

Häufig wurden von Georg Drescher auch Wohn- und Geburtshäuser sowie Wirkungsstätten von namhaften Künstlern und Leipziger Persönlichkeiten gezeichnet, so die Wohnhäuser von Albert Lortzing,²⁹ Christian Fürchtegott Gellert,³⁰ Robert Schumann³¹ und Christian Gottfried Heinrich Geißler,³² die Geburtshäuser von Clara Schumann³³ und Otto Moser,³⁴ das Atelier von Adam Friedrich Oeser und der Aufgang zu

²⁹ Sk/25/3–4; Sk/50/6, 26 und 54; Sk/76/35, 47, 48–49, 51, 53 bis 63 und 71; Sk/132/36; Sk/134/102–104.

³⁰ Sk/12/4; Sk/106/43.

³¹ Sk/45/107.

³² Sk/36/5.

³³ Sk/45/10; Sk/106/73.

³⁴ Sk/129/74.

seiner Wohnung in der Pleißenburg.³⁵ Auch Abbildungen des Hauses Brühl Nr. 3, in dem Richard Wagner geboren wurde, und der Gebäude, in denen er in Leipzig wohnte, sind vorhanden.³⁶

Die Skizzenbücher 76, 97 und 133 enthalten zahlreiche Bilder, die der Sächsisch-Thüringischen Industrie- und Gewerbeausstellung gewidmet sind, die vom 24. April bis zum 19. Oktober 1897 in Leipzig stattgefunden hat.³⁷ Auf dem weiträumigen Ausstellungsgelände, das später zum König-Albert-Park umgestaltet wurde, waren u. a. mittelalterliche Leipziger Gebäude nachgebaut worden, ebenso ein Thüringer Dorf. Diese romantisierenden Nachbauten in Originalgröße waren es, die das besondere Interesse von Drescher fanden.

In großem Umfang liegen schließlich aus allen Schaffenszeiten Dreschers Ansichten aus dem Rosental vor. Neben Landschaftsbildern sind es auch häufig Detailstudien, oft von Bäumen, also Motive, die in unserem Zusammenhang nicht interessieren.

Ansichten aus den Dörfern des Leipziger Landes

Einen großen Anteil am Gesamtbestand nehmen Bilder ein, die Ansichten aus den dörflichen Ortschaften des Leipziger Landes zeigen.³⁸ So liegen allein mehr als eintausend Bilder aus Dörfern des früheren Stadt- und Landkreises Leipzig vor, hinzu kommen mehrere hundert Ansichten aus ländlichen Gemeinden in den weiteren Kreisen des Leipziger Landes (in größerer Zahl aus solchen der Altkreise Borna, Grimma, Merseburg und Weißenfels). Am häufigsten vertreten sind Orte, die bereits zu Dreschers Zeit nach Leipzig eingemeindet wurden (vor allem Connewitz, Dölitz, Eutritzsch, Gohlis, Großzschocher, Knauthain, Leutzsch, Lindenau, Möckern, Reudnitz, Schönefeld, Sellerhausen, Thekla, Wahren) (*Abb. 6*). Unter den übrigen Dörfern ist besonders Eythra zu nennen, aus dem mehr als 60 Bilder vorhanden sind (*Abb. 7*). Jeweils etwa zwischen 15 und etwas mehr als 20 Zeichnungen und Skizzen geben dann Ortsansichten aus Döben (Altkr. Grimma), Cröbern, Eisdorf, Panitzsch, Podelwitz, Hohenlohe, Großgörschen

³⁵ Sk/41/34–35 und 36.

³⁶ Fliegel, Leipzig (Anm. 1), Abb. S. [40] (Brühl Nr. 3); Sk/86/43–50, 52–54 (Geburtshaus); Sk/149/21 (Nordstraße) und 47 (Pichhof vor dem Hallischen Tor); Sk/15/70 (Kopie einer älteren Darstellung des Pichhofes).

³⁷ Enrico Hochmuth, Das Problem des Industrie- und Gewerbeausstellungswesens und die Musealgeschichte. Das Beispiel der Sächsisch-Thüringischen Industrie- und Gewerbeausstellung in Leipzig im Jahr 1897, in: Curiositas. Zeitschrift für Museologie und museale Quellenkunde 1 (2001), S. 137–165, hier S. 142–151; Enrico Hochmuth, Industrie- und Gewerbeausstellungen in Sachsen 1824–1914, Beucha • Markkleberg 2012, S. 66–74.

³⁸ Bei den vorgestellten Beispielen ist jeweils die Lage näher bezeichnet oder der Altkreis angegeben, zu dem der betreffende Ort bis zu den Gebietsreformen zu Beginn der 1990er-Jahre gehörte. Verzichtet wurde auf die Kreisangabe bei Ortschaften, die ehemals zum Stadt- oder Landkreis Leipzig gehörten.



Abb. 6: Mockau, Bauernhöfe an der Hauptstraße (heutige Kieler Straße). 15. November 1911 (Sk/35/36)



Abb. 7: Dorfteich von Eythra mit Bauernhöfen und Försterei (links), im Hintergrund der Kirchturm. 6. Oktober 1910 (Sk/33/3)

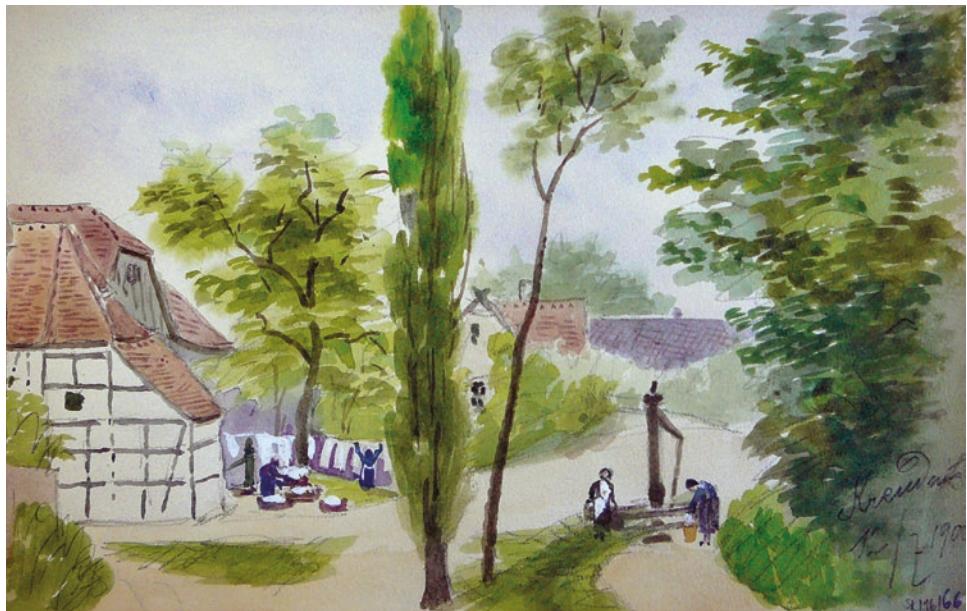


Abb. 8: Ansicht aus dem Dorfkern von Kreudnitz. 12. Juli 1900 (Sk/16/66)



Abb. 9: Motiv aus Trachenau. 11. Juni 1899 (Sk/119/54)

(Altkr. Weißenfels) wieder, nur einige wenige solche u. a. aus Seegeritz, Gautzsch, Zöbigker, Ehrenberg, Cospuden, Rippach (Altkr. Weißenfels) und Röglitz (Altkr. Merseburg).

Einen besonderen Quellenwert besitzen die fast 200 bildlichen Zeugnisse aus den Dörfern und Gebieten, die in der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts dem Braunkohleabbau zum Opfer gefallen sind. Bis auf drei Ansichten der Buschsnaukirche bei Schladitz (Altkr. Delitzsch) sind das alles Motive aus dem Leipziger Südraum. So gibt es außer den bereits erwähnten Ansichten aus Eythra eine ganze Reihe von Bildern aus Cröbern, Cospuden, Kreudnitz (Abb. 8), Trachenau (Abb. 9), Hain, Zeschwitz, Görlitz, Zehmen und vom Gutshof Lauer, aus den übrigen Orten jedoch nur einige wenige.

Neben Bildern, welche die Einbettung der Orte in die sie umgebende, heute oft stark veränderte Landschaft zeigen, waren es vor allem Motive aus den alten Ortskernen, die Dreschers Interesse fanden. Viele Bilder geben die markanten Bauten wieder, die das Dorfbild beherrschen – Kirchen, Rittergüter bzw. ihre Herrenhäuser, Mühlen und Gasthäuser. Vor allem aber sind einzelne Straßenabschnitte oder Ortsbereiche, Bauernhöfe und -häuser ganz unterschiedlicher Größe (Abb. 10, 11) sowie kleinere Gebäude, z. T. ganz unscheinbare Nebengebäude (Abb. 12) in großer Zahl in den Skizzenbüchern dokumentiert. Es dominieren Ansichten alter, manchmal verfallender Bauten. So zeigt Drescher recht oft ältere Fachwerkgebäude und strohgedeckte Häuser. Die Motive unterscheiden sich beispielsweise zumeist deutlich von denen der Bauernhausmaler, die etwa zur gleichen Zeit überwiegend große Güter vermögender Bauern, z. T. auch Gasthäuser, Mühlenhöfe usw., in einer oft idealisierten Weise bildlich festgehalten haben.³⁹ Manche Grafiken von Arthur Liebsch zeigen ähnliche Bildmotive wie Drescher,⁴⁰ freilich auf einem anderen künstlerischen Niveau. Auch viele der aus den ländlichen Gebieten vorliegenden, weit verstreuten älteren Fotografien bieten Vergleichbares.

Ebenfalls oft aufschlussreich und manchmal sogar separat gezeichnet worden sind Haus- und Hofportale, manche davon noch aus der Renaissance oder dem Barock, Anbauten, Baudetails, alte Bauinschriften usw. Beispiele sind die im heutigen Ortsbild selten gewordenen Außenbacköfen in Dorna bei Grimma⁴¹ und Wolfitz (Altkr. Geithain)⁴² sowie Toilettenerker an einem alten Bauernhaus bei Gaschwitz⁴³ sowie an einem Gebäude neben der Kapelle des ehemaligen Georgenhospitals in Grimma.⁴⁴ Ganz bemerkens-

³⁹ Haus- und Hofbilder im Muldental-Kreis. Katalog, erschienen zu den Ausstellungen in der Städtischen Galerie Grimma vom 8. April–14. Mai 1995 und im Museum Steinarbeiterhaus Hohburg vom 18. Mai–31. Oktober 1995, Wurzen 1995; Hans-Jürgen Ketzer, Die Bauernhofbilder der Familie Anton Hahn, in: Heimatblätter. Beiträge aus dem Altenburger und Bornauer Land 14 (2012), S. 17–25.

⁴⁰ Hildegard Heyne, Verzeichnis der Radierungen von Arthur Liebsch, Leipzig 1929; Rudolf Priemer, Der Leipziger Grafiker Arthur Liebsch. Ein Haus- und Volkskundler, in: Das Hoftor. Mitteilungsblatt des Vereins Ländliche Bauwerke in Sachsen e. V. 42 (2014) 1, S. 10–16.

⁴¹ Sk/67/26–27; Sk/148/71.

⁴² Sk/4/22.

⁴³ Sk/104/63.

⁴⁴ Sk/85/61; Sk/146/87.



Abb. 10: Großzschocher, Bauernhof Mittelstraße 3 (heutige Buttergasse). 7. Juli 1917 (Sk/61/18)



Abb. 11: Bauernhof in Engelsdorf. 19. November 1890 (Sk/9/61)



Abb. 12: Nebengebäude eines Bauernhofs in Panitzsch. 11. Juli 1880 (Sk/53/77)



Abb. 13: Großzschocher, Ziegeleiarbeiterhäuser am damaligen Schleußiger Weg (heute nördlicher Teil der Buttergasse). 26. August 1910 (Sk/73/67)

wert ist die aquarellierte Skizze eines kleinen Bauernhofes in Hohendorf (Altkr. Borna), dessen Wohnhaus ein gotisches Portal mit Stabwerkrahmung besitzt.⁴⁵ Insbesondere durch die sehr große Anzahl und die Art der darin dokumentierten dörflichen Bauten stellen die Skizzenbücher für spätere hauskundliche Forschungen ein reiches Quellenmaterial bereit. Bisher wurden sie m. W. überhaupt noch nicht für derartige Untersuchungen genutzt. Auch kulturgeschichtlich sind die Bilder interessant – wenn z. B. das damalige Aussehen der Straßen und Gärten, Pumpen, Brunnen, Wäschetrockenplätze und die Bewohner der Dörfer gezeigt werden, und sei es als Staffage.

Überblickt man das aus den alten Dorfkernen des Leipziger Landes vorliegende Bildmaterial insgesamt, so wird deutlich, dass Drescher bestrebt war, das im Schwindeberg begriffene dörfliche Erscheinungsbild vieler Orte bildlich zu dokumentieren. Viele

⁴⁵ Sk/150/73 und Foto nach Sk/150/74. Hof Nr. 22 in Hohendorf, der in stark veränderter Form noch heute vorhanden ist; das Gebäude mit dem Portal wurde leider in den 1970er-Jahren abgerissen. Zur neuzeitlichen Geschichte dieses Grundstücks siehe: Hohendorf. Ein Heimatbuch aus Anlass der 900-Jahr-Feier 2005, hrsg. von der Stadtverwaltung Groitzsch, Groitzsch 2005, S. 19.

Ansichten vermitteln uns in seiner ihm eigenen Darstellungsweise eine Vorstellung der ländlichen Bebauung im späten 19. und beginnenden 20. Jahrhundert, in der sich teilweise noch ältere Verhältnisse des frühen 19. und sicherlich auch des 17./18. Jahrhunderts widerspiegeln.

Im Bild festgehalten wurden weiterhin die am Rand oder außerhalb der alten Ortskerne gelegenen (früh)neuzeitlichen Ausbauten, von denen die meisten heute nicht mehr oder nur in stark veränderter Form existieren. Zu nennen sind beispielsweise die Drescherhäuser und der neue Gasthof in Gautzsch, heute Stadtteil von Markkleeberg,⁴⁶ die Drescherhäuser in Schleußig,⁴⁷ die Apostelstraße in Lindenau,⁴⁸ die Bebauung an der nach Grimma führenden Straße am Thonberg-Gut,⁴⁹ die Ziegeleiarbeiterhäuser in Großzschocher (*Abb. 13*) und das Vorwerk »Heiterer Blick«.⁵⁰ Auch verschiedene Gasthöfe und Schmieden sind in diesem Zusammenhang zu nennen. Zu Dreschers Zeit waren in stadtnahen Dörfern entlang der diese tangierenden Straßen bereits zahlreiche Erweiterungen der Bebauung erfolgt.⁵¹ In manchen der Orte wurden neben gewerblichen Bauten und einfachen Wohnhäusern zudem Landhäuser und Villen errichtet. Auch davon gibt es bildliche Zeugnisse. Eine weitere, sehr spezielle Art von Gebäuden, die außerhalb der alten Ortskerne entstanden, bilden die ab dem Ende des 18. Jahrhunderts an wichtigen Straßen erbauten Chausseehäuser, die Einnahmestellen für Chausseegelder oder Zölle, die im Laufe des 19. Jahrhunderts ihre ursprüngliche Funktion verloren und sich nur vereinzelt erhalten haben. In den Skizzenbüchern sind u. a. die Chausseehäuser in Connewitz (*Abb. 14*),⁵² Eutritzsch,⁵³ Lindenau⁵⁴ und Sellerhausen⁵⁵ mit Abbildungen vertreten.

Zu den Bauten, die oft maßgeblich das dörfliche Ortsbild beherrschen, gehören neben den Kirchen, auf die in einem separaten Abschnitt eingegangen wird, die Rittergüter mit ihren Herrenhäusern und Wirtschaftshöfen, verschiedentlich sogar Schlösser und Burgen. Eine größere Zahl von ihnen ist in den Skizzenbüchern mit Abbildungen vertreten, von denen wiederum diejenigen besonderen dokumentarischen Wert besitzen, die nicht mehr vorhandene oder nur in Resten bzw. stark verändertem Zustand überlieferte Objekte zeigen. Neben Gebäuden, deren Abriss bereits zu Lebzeiten Dre-

46 Sk/47/66–67.

47 Sk/90/74.

48 Sk/137/62–63.

49 Sk/4/1; Sk/32/80; Sk/97/45.

50 Sk/19/5; 7; Sk/57/34.

51 Z. B. Sk/16/56: Lange Straße in Connewitz, die heutige Biedermannstraße; Sk/103/70: Neudorf-Gasse in Connewitz; Sk/44/6: Bornaische Straße in Döllitz.

52 Sk/36/35; Sk/86/21 und 80; Sk/114/20.

53 Sk/86/11.

54 Sk/86/15; Sk/90/31; Sk/127/77; Sk/135/59.

55 Sk/86/23.



Abb. 14: Chaussee-Haus in Connewitz. 4. Januar 1886 (Sk/86/21)

schers erfolgte,⁵⁶ handelt es sich zum Teil um Bauten, die im letzten Krieg oder der Nachkriegszeit zerstört wurden,⁵⁷ aber auch um solche, die wesentlich später beseitigt wurden – hier sind anzuführen: das »Weiße Haus« auf dem mittelalterlichen Burghügel in Leutzsch (*Abb. 15*),⁵⁸ das (alte) Herrenhaus in Breitenfeld,⁵⁹ Schloss Döben bei Grimma⁶⁰ sowie die Herrenhäuser und Schlösser in den Ortschaften, die ein Opfer des Braunkohleabbaus wurden und von denen leider nur einige wenige dargestellt sind (*Abb. 16*).⁶¹ Wiederholt finden sich hingegen Ansichten der zu unterschiedlichen Zeiten

56 Herrenhaus in Lindenau (Sk/14/49; Sk/19/35 und 37; Sk/112/19); Sattelhof in Leutzsch (Sk/34/59; Sk/73/44, 54–55, 59 und 84).

57 Die Schlösser Großzschocher (Sk/71/35; Sk/158/4) und Döllitz (Sk/36/56–57; Sk/161/3; Döl 6; S/220/1999; S/221/1999) im Stadtkreis Leipzig, das Schloss in Geusa (Sk/150/20–21) sowie der Torturm und das Herrenhaus in Witzschendorf (Sk/97/7 und 9) im Altkreis Merseburg.

58 Sk/33/60 und 61; Sk/36/61; Sk/46/18 und 26; Sk/71/42; Sk/99/46; weiterhin Sk/73/56 (Außenbackofen am »Weißen Haus«) und Sk/73/66 (Mauerreste am »Weißen Haus« – »Reste der Ringmauer«).

59 Sk/118/13.

60 Sk/7/88; Sk/8/31–32; Sk/62/29; Sk/67/19; Sk/146/77; Sk/148/58–59 und 92–93; Sk/157/163.

61 Schloss Crostewitz (Sk/122/15 und 17); Gutshof Lauer (u.a. Sk/7/10; Sk/148/37); Vorwerk Auenhain (Sk/108/79); Rittergut Zehmen (Sk/60/79–80); Schloss Eythra (Sk/58/75–76).



Abb. 15: Burghügel mit dem sogenannten Weißen Haus in Leutzsch. 8. April 1890 (Sk/36/61)



Abb. 16: Rittergut Cospuden. 13. Mai 1911 (Sk/8/71)



Abb. 17: Wassermühle Zöbigker. 2. November 1898 (Sk/93/67)



Abb. 18: Windmühle nördlich von Eutritzsch, östlich der nach Wiederitzsch führenden Straße. 21. Juni 1880 (Sk/53/67)

abgerissenen Gebäude des Rittergutes in Wahren, von denen heute lediglich noch das barocke Herrenhaus vorhanden ist.⁶²

Viel häufiger noch als herrschaftliche Bauten wurden Mühlen wiedergegeben. Auch wenn eine größere Zahl dieser Bilder die in Leipzig, Taucha und anderen Städten vorhandenen Wassermühlen zeigt, überwiegen Mühlendarstellungen aus den ländlichen Siedlungsgebieten (Abb. 17). Verschiedene davon sind sogar mehrfach vertreten, z. B. die Mühlenbauten in Gohlis, Connewitz, Dölitz, Plösen und Portitz. Neben den dominierenden Bildern von Wassermühlen lässt sich nur eine deutlich geringere Anzahl solcher von Windmühlen nachweisen, u. a. von den heute nicht mehr vorhandenen Bauten nördlich von Eutritzsch (Abb. 18), bei Schönefeld⁶³ und Gaschwitz/Kleinstädteln⁶⁴ sowie die Brandruine der Paunsdorfer Windmühle.⁶⁵ Lediglich eine einzelne Bleistift-

⁶² U. a. Sk/49/27 und 29; Sk/52/37; Sk/71/74; Sk/86/68 und 71; Sk/137/1; Sk/147/125.

⁶³ Sk/139/63; Sk/149/28.

⁶⁴ Sk/114/22.

⁶⁵ Sk7/56/29.



Abb. 19: *Gasthof am westlichen Ortsrand von Kleinschkorlopp. 6. August 1904 (Sk/47/101)*

zeichnung bildet eine Schiffsmühle ab, nämlich die ehemals auf der Mulde bei Gruna (Altkr. Eilenburg) betriebene Mühle.⁶⁶

Oft gezeichnet wurden von Georg Drescher die Gasthäuser im ländlichen Raum (Abb. 19), was nicht zuletzt darauf zurückzuführen sein dürfte, dass er viele davon selbst häufig bei seinen Ausflügen aufgesucht hat. Davon zeugen auch mehrere Innenansichten. Dargestellt wurden u. a. die Wirtsstuben in Kleindöllzig,⁶⁷ Zschöchergen (Altkr. Merseburg),⁶⁸ Rippach (Altkr. Weißenfels)⁶⁹ und Auligk (Altkr. Borna).⁷⁰

Die vielfach entlang wichtiger Straßen errichteten Schmieden sind verschiedentlich in den Skizzenbüchern vertreten. Da die meisten davon nicht mehr oder nur noch in stärker umgebauten Zustand existieren, sind auch diese Darstellungen wertvolle und teil-

⁶⁶ Sk/69/40.

⁶⁷ Sk/77/9.

⁶⁸ Sk/8/25–26.

⁶⁹ Sk/148/76–77.

⁷⁰ Sk/150/40.



Abb. 20: Schmiede in Windorf. 31. Juli 1890 (Sk/51/35)

weise seltene Bilddokumente. Diese Aussage gilt für die aus Dörfern der näheren Umgebung von Leipzig vorliegenden Abbildungen – Schmieden in Stötteritz,⁷¹ Eutritzsch,⁷² Kleinzschocher,⁷³ Windorf (*Abb. 20*), Ehrenberg,⁷⁴ Markkleeberg⁷⁵ und Rückmarsdorf⁷⁶ – ebenso wie für die der Schmieden in Günthersdorf (Altkr. Merseburg),⁷⁷ Otterwisch (Altkr. Grimma)⁷⁸ und Wolfstitz (Altkr. Geithain)⁷⁹.

Dorfkirchen

Dorfkirchen treten in sehr großer Zahl als Motiv in den Skizzenbüchern auf. Der Quellenwert der Darstellungen ist sehr unterschiedlich. Wichtig sind auch hier vor allem die bildlichen Zeugnisse der Sakralbauten, die nicht mehr vorhanden sind. Zu diesen gehören die Dorfkirchen, welche dem großflächigen Braunkohleabbau in Tagebauen zum Opfer gefallen sind: die Kirchen der ehemals im Altkreis Borna gelegenen Dörfer Stöntzsch,⁸⁰ Hain (*Abb. 21*),⁸¹ Görnitz⁸² und Kreudnitz,⁸³ die Dorfkirchen von Cröbern⁸⁴ und Eythra⁸⁵ sowie die Kirche des wüsten Ortes Buschnau⁸⁶, die bis zu ihrem Abriss 1989 in der Feldflur von Schladitz (Altkr. Delitzsch) gestanden hat. Auch die folgenden Dorfkirchen, von denen ebenfalls Bilder vorliegen, gibt es nicht mehr: die Kapelle in Reudnitz,⁸⁷ den historistischen Neubau einer Kirche in Reudnitz, dessen Bau im Jahre 1883 Drescher mit zwei Skizzen festgehalten hat,⁸⁸ die mittelalterlichen Kirchenbauten in Kleinzschocher,⁸⁹ Lindenau⁹⁰ und Hänichen,⁹¹ die alle drei Neubauten weichen mussten, sowie die Kirche im alten Ortskern von Connewitz⁹².

⁷¹ Sk/14/55; Sk/104/3; Sk/141/34.

⁷² Sk/19/29, 30 und 69.

⁷³ Sk/90/40–41.

⁷⁴ Sk/47/39.

⁷⁵ Sk/60/8.

⁷⁶ Sk/51/54; Sk/142/65.

⁷⁷ Sk/8/24.

⁷⁸ Sk/40/11.

⁷⁹ Sk/4/16.

⁸⁰ Sk/11/51.

⁸¹ Sk/35/66; Sk/123/67.

⁸² Sk/28/11; Sk/28/49; Sk/106/86.

⁸³ Sk/16/63 und 64; Sk/123/33; Sk/152/19.

⁸⁴ Sk/66/10–11.

⁸⁵ Sk/9/33; Sk/93/71; Sk/147/109.

⁸⁶ Sk/137/56; Sk/137/57; Sk/137/59.

⁸⁷ Sk/48/35; Sk/154/73.

⁸⁸ Sk/13/77 und 78.

⁸⁹ Sk/1/III/35; Sk/28/38; Sk/96/59.

⁹⁰ Sk/48/25; Sk/122/34.

⁹¹ Sk/102/91.

⁹² Sk/47/31 und 33; Sk/71/29; Sk/154/69.



Abb. 21: Kirche in Hain aus südwestlicher Richtung. 28. April 1912 (Sk/35/66)

Verschiedene Bilder dokumentieren die Kirchen oder Teile davon in einem baulichen Zustand, der heute nicht mehr in dieser Form anzutreffen ist. Diese Aussage gilt z. B. für die lediglich in einem ruinösen Zustand erhaltenen Kirchen in Göhlitzsch südöstlich von Merseburg⁹³ und Pobles (Altkr. Weißenfels)⁹⁴ ebenso wie für die Kirche in Hayna (Altkr. Delitzsch), deren Abbildungen natürlich noch den bis in die 1970er-Jahre vorhandenen Westturm zeigen (Abb. 22). Abbildungen der Dorfkirche von Großgörschen (Altkr. Weißenfels) lassen erkennen, dass zu Dreschers Zeiten vor dem romanischen Südportal noch ein kleiner Vorbau existierte,⁹⁵ eine weitere Darstellung gibt die bis in jüngere Vergangenheit nachweisbaren gotischen Beschläge an der Tür des Sakristeianbaues wieder.⁹⁶ Auf einer Teilansicht der Kirche in Gatzen (Altkr. Borna) ist der heute nicht mehr bestehende Vorbau vor dem Westportal des Kirchturms abgebildet.⁹⁷ Als letztes Beispiel sei eine Detailskizze angeführt, die den an der östlichen Außenwand des Chores der Dorfkirche in Zwochau (Altkr. Delitzsch) angebrachten mittelalterlichen

93 Sk/35/26.

94 Sk/35/77.

95 Sk/38/52; Sk/142/51.

96 Sk/8/69; Sk/127/13.

97 Sk/150/35 und Foto Sk/150/34.



Abb. 22: Kirche in Hayna von Südost. 24. Mai 1914 (Sk/152/31)

Maskenkopf darstellt.⁹⁸ Unter diesem sind zwei Reliefsteine mit Katzenköpfen zu sehen, die jetzt nicht mehr an dieser Stelle nachweisbar sind. Die vorhandenen insgesamt vier Reliefs mit derartigen Katzenköpfen sind sämtlich in der südlichen Außenwand des Chores eingemauert.

Unter den Innenansichten der Dorfkirchen befindet sich die kulturgeschichtlich interessante Federzeichnung eines Gottesdienstes am Silvesterabend 1893 in der Theklaer Kirche.⁹⁹ Außerdem enthalten die Skizzenbücher verschiedentlich Abbildungen von Ausstattungsstücken der Kirchen. Zu diesen gehört eine Reihe von Taufsteindarstellungen, von denen mehrere ausgesprochen seltene Bilddokumente darstellen. So sind die mittelalterlichen Taufsteine der Kirchen in Thekla¹⁰⁰ und Sehlis¹⁰¹ mit je einer Abbildung vertreten, ersterer wurde bei der Brandstiftung im Jahre 1959 zerstört,¹⁰² letzterer wohl in den 1960er-Jahren entstellend überarbeitet.¹⁰³ Beachtung verdienen auch die Skizzen der beiden mittelalterlichen Taufsteine, die seinerzeit am Leipziger Kuhturm (*Abb. 23*)¹⁰⁴ und auf einem Grundstück in Döllzig¹⁰⁵ aufgestellt waren. Zu beiden besteht hinsichtlich der Herkunft und des Verbleibs Klärungsbedarf. Ersterer soll nach zwei in den Skizzenbüchern eingeklebten Zeitungsnotizen¹⁰⁶ im 18. Jahrhundert bei Schönau aufgefunden bzw. ausgegraben worden sein, während 1827 davon berichtet wird, dass er »hinter Lindenau, auf dem Wege nach Zschocher, in einer Sandgrube vergraben« gelegen hatte.¹⁰⁷ Alfred Moschkau¹⁰⁸ gibt hingegen an, dass der Taufstein bis in die 20er-Jahre des 19. Jahrhunderts südlich von Eutritzsch, an der Straßengablung am Chausseehaus, als Basis eines dort befindlichen steinernen Kreuzes, eines Weichbild-

⁹⁸ Sk/150/42.

⁹⁹ Sk/129/2–3.

¹⁰⁰ Sk/95/29.

¹⁰¹ Sk/135/84.

¹⁰² Heinrich Magirius, Hartmut Mai, Thomas Trajkovits, Winfried Werner (Bearb.), Stadt Leipzig. Die Sakralbauten. Mit einem Überblick über die städtebauliche Entwicklung von den Anfängen bis 1989 (Die Bau- und Kunstdenkmäler von Sachsen), München, Berlin 1995, S. 1081; eine Abbildung des Taufsteins findet sich bei Cornelius Gurlitt (Bearb.), Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler des Königreichs Sachsen, 16. Heft: Amtshauptmannschaft Leipzig, Dresden 1894, S. 130, Fig. 100.

¹⁰³ Jens Bulisch, Dewitz und Sehlis. Zwei Dorfkirchen als Spiegelbild des Glaubens, in: Jens Bulisch, Dirk Klingner, Christian Mai (Hrsg.), Kirchliche Kunst in Sachsen. Festgabe für Hartmut Mai zum 65. Geburtstag, Beucha 2002, S. 271–285, hier S. 283.

¹⁰⁴ Auf einer Lithographie von Adolph Wilhelm Wohl aus den Jahren um 1870, welche im Vordergrund das Forsthaus zum Kuhturm zeigt, ist ebenfalls der im Garten des Restaurants stehende Taufstein zu sehen. .

¹⁰⁵ Sk/33/52; Sk/138/55.

¹⁰⁶ Sk/26/16 und Sk/139/22.

¹⁰⁷ Erster Bericht an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig 1827, S. 63 und Fig. 2. Auf diese Publikation verweist auch Cornelius Gurlitt, der das Stück in die Spätgotik datiert: Gurlitt, Stadt Leipzig, T. 2 (Anm. 22), S. 296f.

¹⁰⁸ A[lfred] M[oschkau], Die alten Ulmen und der Taufstein beim Kuhturm ohnfern Leipzig, in: *Saxonia. Zeitschrift für Geschichts-, Alterthums- und Landeskunde des Königreichs Sachsen* 3 (1878), S. 22.



Abb. 23: Mittelalterlicher Taufstein im Garten am Kuhturm. 17. August 1893 (Sk/139/23)

zeichens, gedient haben soll. Bei dem seinerzeit auf einem Grundstück in Großdöllzig aufgestellten romanischen Taufstein (mit Rundbogenfries und der sekundär eingeritzten Jahreszahl 1422) wird angenommen bzw. angegeben, dass er aus der alten Knauthainer Kirche stammt, was möglich erscheint, wofür aber noch ein bestätigender Beleg fehlt. Ein seltenes mittelalterliches Ausstattungsstück ist eine steinerne Plastik, die sich in der Kirche Großzschocher befindet und wahrscheinlich als Osterleuchter anzusprechen ist.¹⁰⁹ Zu Dreschers Zeiten war das spätromanische Bildwerk, auf dem u. a. eine Verkündigung dargestellt ist, noch an der westlichen Innenseite der Friedhofspforte eingemauert und wurde in diesem Zustand mehrfach von ihm gezeichnet.¹¹⁰

Bemerkenswert sind weiterhin die 1914 entstandenen Skizzen von zwei mittelalterlichen Töpfen wohl des 13. Jahrhunderts, von denen einer vollständig abgebildet ist, während vom zweiten nur die Hälfte des Gefäßes skizziert wurde.¹¹¹ Sie sind mit

¹⁰⁹ Gerhard Graf, Mittelalterlicher Landesausbau – die Kirchen auf den Dörfern, in: 1015. Leipzig von Anfang an (Anm. 12), S. 174–179, Abb. 5.

¹¹⁰ Sk/31/52–53; Sk/38/82; Sk/128/45; Sk/149/59; Sk/151/23. Merkwürdigerweise zeigt eine Federzeichnung in der Ortschronik von Alfred Möbius (Bilder aus Großzschochers Vergangenheit. Geschichte der Dörfer Großzschocher-Windorf, Leipzig 1906 [Reprint Leipzig 1999], S. 23), die den Zustand der Friedhofspforte um 1813 darstellen soll, diese Plastik an der östlichen Außenseite der Pforte.

¹¹¹ Sk/123/82.

»17 c« und »13 c« beschriftet, neben dem zuerst genannten Topf ist außerdem angegeben: »Schalltopf, Kirche zu Hohenlohe«. Die beigegebenen Nummern lassen an die Nachzeichnung aus einer Publikation denken. Eine solche ließ sich aber (bislang) nicht ermitteln. Vielleicht hat Drescher auch die Gefäße in Hohenlohe skizziert, wo zu Beginn des 20. Jahrhunderts ein kleines Heimatmuseum bestanden haben soll.¹¹² Dass es sich bei den Gefäßen tatsächlich um Schallköpfe gehandelt haben kann, wird durch Befunde wahrscheinlich, die man während der baugeschichtlichen Untersuchungen der letzten Jahre¹¹³ in der ehemaligen Klosterkirche entdeckt hat. An der südlichen Chorwand konnten nämlich etwa 80 cm unterhalb der heutigen Deckenbalken mehrere in einer Reihe liegende Maueröffnungen nachgewiesen werden, von denen zwei im Juli 2013 freigelegt wurden. Und in diesen ließen sich Abdrücke von Tongefäßen im Mörtel nachweisen.¹¹⁴

Im Zusammenhang mit der Steinplastik aus Großzschocher ist bereits die dortige Friedhofspforte erwähnt worden. Auch von weiteren Kirchhofeingängen und Kirchhöfen sind Abbildungen vorhanden. Drei davon zeigen den Eingang zum ehemaligen Friedhof in Cröbern, der sich über das Areal einer bisher wenig beachteten hochmittelalterlichen Befestigung erstreckte.¹¹⁵ Ein Pfeiler dieses Zuganges war mit einem Kreuzigungsrelief von 1669 versehen,¹¹⁶ wofür sich auf Dorffriedhöfen im Leipziger Land sonst kein weiteres Beispiel nachweisen lässt.

Ansichten aus Städten des Leipziger Landes

Städte im Umkreis von Leipzig besitzen einen eher kleinen Stellenwert im Schaffen von Drescher, wobei die Gründe dafür nicht klar ersichtlich sind. Vielleicht wurden zu seiner Zeit nur wenig größere bauliche Veränderungen im Erscheinungsbild der überwiegend kleineren Städte vorgenommen, sodass es nicht die große Zahl von Gebäuden wie in Leipzig gab, die gefährdet oder im Abriss befindlich waren. Denn sehr oft oder sogar überwiegend waren es schließlich solche Objekte, die er in seinen Skizzenbüchern

112 Otto Kunzmann, Aus der Geschichte der Großgemeinde Kitzen und des Buddels, Kitzen 1954 (Reprint Echzell in der Wetterau 2000), S. 104.

113 Diana Härtich, Torsten Remus, Bauhistorische Untersuchungen an der Kirche St. Nikolai zu Hohenlohe. Ein Vbericht, in: Denkmalpflege in Sachsen. Jahrbuch 2014, S. 6–18.

114 Für Auskünfte zu den im Chor aufgefundenen Maueröffnungen sei Diana Härtich, Landesamt für Denkmalpflege Schleswig-Holstein in Kiel, und Torsten Remus, Landesamt für Denkmalpflege Sachsen in Dresden, vielmals gedankt.

115 Bei einer 1971 durch Willfried Baumann, den damaligen Bezirksboden Denkmalpfleger für Leipzig am Landesmuseum für Vorgeschichte in Dresden, erfolgten Untersuchungen konnte nördlich der Kirche der Teil eines Befestigungsgrabens entdeckt und dokumentiert werden, welcher vermutlich ehemals etwa den Bereich des Kirchhofes umschlossen hat.

116 Sk/60/6; Sk/66/9 und 10–11. Das Relief wird kurz erwähnt bei: Gurlitt, Amtshauptmannschaft Leipzig (Anm. 102), S. 9.

festgehalten hat. Vielleicht war Drescher aber auch nicht so häufig in diesen Städten unterwegs. Wir wissen es nicht.

Am häufigsten sind Ansichten aus Grimma, Lützen, Pegau, Taucha, Kohren (hier allerdings fast ausschließlich von der Burgruine), Schkeuditz, Merseburg, Wurzen und Halle vertreten, nur jeweils wenige Bilder liegen u. a. aus Markranstädt, Zwenkau, Eilenburg, Borna, Delitzsch, Düben (nur von der Burg), Groitzsch und Geithain vor. Aus weiteren Städten sind lediglich vereinzelt Ansichten in den Skizzenbüchern vorhanden (u. a. aus Liebertwolkwitz, Rötha, Naunhof, Weißenfels, Bad Lauchstädt), von manchem Ort gibt es überhaupt keine Abbildungen (z. B. Brandis). Trotz des verhältnismäßig geringen Umfangs, den diese Darstellungen insgesamt einnehmen, finden sich darunter auch solche von größerem dokumentarischem Wert. Vor allem mehrere dieser Bildmotive werden im Folgenden bei der Auflistung einer Auswahl von Beispielen vorgestellt.

Unter den Ansichten aus Schkeuditz überwiegen solche des Gastrofes »Zum Blauen Engel«,¹¹⁷ vertreten sind auch zwei Darstellungen, die das ehemals auf dem Marktplatz befindliche alte Rathaus zeigen,¹¹⁸ das noch bis 1913 als solches genutzt wurde. Den früheren Zustand des Klingelborns gibt eine aquarellierte Zeichnung vom 29. November 1914 wieder.¹¹⁹ An demselben Tag entstand ebenfalls eine Abbildung, die wahrscheinlich Gebäude wiedergibt, die oberhalb des Klingelborns an der Hangkante stehen, an der südlichen Seite der Halleschen Straße.¹²⁰

Wie bereits erwähnt, liegen nur wenige Ansichten aus Delitzsch vor. Eine davon zeigt den sogenannten Adelstanz,¹²¹ bei dem es sich um das Gebäude Ritterstraße 2 handelt, welches bis heute ein nahezu unverändertes Erscheinungsbild bietet. In ihm soll der Landadel Tanzveranstaltungen abgehalten haben,¹²² wofür aber bisher keine Nachweise in den Schriftquellen gefunden werden konnten. Außerdem gibt es eine aquarellierte Skizze,¹²³ welche die gotische Sandsteinmadonna, die gegenwärtig im Chor der Marienkirche angebracht ist, an ihrem früheren Standort in der Nische eines Strebepfeilers an

117 Sk/8/61 und 70; Sk/22/75 und 79; Sk/114/66–67; Sk/150, 9; Sk/151/71; Sk/152/7.

118 Sk/60/1; Sk/114/66.

119 Sk/10/51.

120 Ebd.

121 Sk/39/39.

122 Manfred Wilde, Das Häuserbuch der Stadt Delitzsch, I. Teil: Die Altstadt (Schriftenreihe der Stiftung Stoye 24), Neustadt an der Aisch 1993, S. 272; allgemein zum Delitzscher Adelstanz im dortigen Ratssaal auch: Oskar Reime, Der Adelstanz in Delitzsch, in: Schriften des Vereins für die Geschichte Leipzigs 6 (1900), S. 101–114; Katrin Keller, Kontakte und Konflikte. Kleinstadt und Adel am Beginn der Frühen Neuzeit, in: Helmut Bräuer (Hrsg.), Die Stadt als Kommunikationsraum. Beiträge zur Stadtgeschichte vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert. Festschrift für Karl Czok zum 75. Geburtstag, Leipzig 2001, S. 495–514.

123 Sk/71/58.

der südlichen Seite des Kirchenschiffes wiedergibt, unter der heute noch dort vorhandenen Bauinschrift.¹²⁴

Interessant ist auch eine mit folgender Angabe beschriftete Abbildung: »? wendisches Altertum? stand auf einem Grabhügel hinter d. Kirche. am Kirchhof zu Naunhof. 14./11.90.«¹²⁵ Tatsächlich zeigt die Skizze eine romanische Säulenbasis am damaligen Standort. In jüngerer Vergangenheit ist diese aus der südlichen Friedhofsmauer geborgen worden,¹²⁶ wo sie irgendwann nach 1890 eingemauert worden sein muss. Bemerkenswert ist nicht so sehr die auf diesem Bauteil angebrachte Gesichtsdarstellung, sondern die plastische Gestaltung der Basis, die an Vorbilder aus Holz denken lässt, worauf Günther Unteidig aufmerksam gemacht hat.¹²⁷

Zu den Ansichten aus dem Grimmaer Stadtgebiet, auf die wegen ihres dokumentarischen Wertes hinzuweisen ist, gehören Bilder vom ehemaligen Leipziger Tor¹²⁸ und vom Abbruch der Stadtmauer,¹²⁹ außerdem eine Skizze vom Abriss der Nikolaikirche¹³⁰ und eine weitere von den Wandmalereien am Giebel dieser Kirche.¹³¹

Eine recht flüchtige Bleistiftskizze gibt den wenig befriedigenden Zustand des Restes der Rundkapelle auf der Wiprechtsburg in Groitzsch im Jahre 1894 wieder.¹³² Georg Drescher vermerkte dazu: »Angebl. Kapelle der Wiprechtsburg Groitzsch«, hatte also offenbar Probleme bei der Ansprache der Mauerreste, obwohl doch daran seit ihrer Entdeckung keine Zweifel bestanden.¹³³

Aus Lützen (Altkr. Weißenfels) liegen mehr als 20 Abbildungen vor, darunter mehrere der seinerzeit noch vorhandenen beiden Windmühlen,¹³⁴ deren Vorläufer auf zahlreichen Darstellungen der Schlacht von 1632 zu sehen sind. Auch von der ehemals am östlichen Stadtrand gelegenen Obermühle gibt es Abbildungen,¹³⁵ ebenso vom ehemal-

¹²⁴ Gustav Schönermark (Bearb.), Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Delitzsch (Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Sachsen und angrenzender Gebiete H.), Halle (Saale) 1892, S. 56f.

¹²⁵ Sk/9/49.

¹²⁶ Naunhofer Geschichte, Beucha 1998, S. 125 und Farbab.

¹²⁷ Günther Unteidig, Frühe Kirchen in Nordwestsachsen. Deutsche Zuwanderung und Kirchenbau im 11. und 12. Jahrhundert, in: Frühe Kirchen in Sachsen. Ergebnisse archäologischer und baugeschichtlicher Untersuchungen (Veröffentlichungen des Landesamtes für Archäologie mit Landesmuseum für Vorgeschichte 23), Stuttgart 1994, S. 122–137, hier S. 127 und Abb. 12.

¹²⁸ Sk/52/5, Sk/135/25 und 27.

¹²⁹ Sk/128/84–85.

¹³⁰ Sk/153/114.

¹³¹ Sk/153/100.

¹³² Sk/1/I/101.

¹³³ Albert Geutebrück, Die Burgkapelle zu Groitzsch nach deren Wiederauffindung im Sommer 1849, in: Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer 1 (1856), S. 12–15; Richard Steche (Bearb.), Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler des Königreichs Sachsen, 15. Heft: Amtshauptmannschaft Borna, Dresden 1891, S. 59f.

¹³⁴ Sk/14/34–35; Sk/52/12, 13 und 14; Sk/135/39.

¹³⁵ Sk/75/48–49 und 51.

ligen Amtsgericht.¹³⁶ Außerdem wurde der die Lützener Gemarkung durchquerende Große Elsterfloßgraben im Bild festgehalten, weiterhin einzelne Abschnitte dieses Grabens nahe der benachbarten Orte Kaja und Meuchen.¹³⁷

Zu den aus Merseburg vorhandenen Ansichten gehören u.a. eine aquarellierte Zeichnung der Nordseite des Marktplatzes von 1921¹³⁸ sowie eine Bleistiftskizze (wohl) aus dem Jahr 1879, welche die Ruine der Sixtikirche vor dem Umbau ihres Westturmes zum städtischen Wasserturm zeigt.¹³⁹

Als letztes Beispiel soll auf vier Skizzen vom 9. Mai 1899 hingewiesen werden, die den Hof des ehemals auf dem Grundstück Leipziger Straße 6 in Halle (Saale) befindlichen Gebäudes offenbar unmittelbar vor dessen Abriss zeigen.¹⁴⁰ Bemerkenswert ist hier das direkt neben der Durchfahrt zum Hof vorhanden gewesene spätgotische Portal mit Stabwerkrahmung und Sitznischen. Heute befindet sich an dieser Stelle ein im Jahre 1900 als Warenhaus errichtetes Gebäude.¹⁴¹

Denkmale des religiösen Lebens, der Rechtsgeschichte und Erinnerungskultur

Im Folgenden soll eine Reihe von Objekten vorgestellt werden, die überwiegend unter dem recht diffusen Oberbegriff »Kleindenkmale« zusammengefasst werden können und zum größten Teil mit früheren religiösen Vorstellungen in Verbindung zu sehen oder als Sachzeugen des älteren Rechtslebens anzusprechen sind. Zu letzteren gehören die Halseisen an einer Linde vor der Zehmener Kirche (*Abb. 24*) sowie neben den Kirchhofeingängen in Sehlis¹⁴² und Großsteinberg (Altkr. Grimma),¹⁴³ von denen nur noch das letztere vorhanden ist. Unter den weiteren dargestellten rechtsgeschichtlichen Denkmälern befinden sich: der Bauernstein von Göhlitzsch (Altkr. Merseburg)¹⁴⁴ (*Abb. 25*), das Connewitzer Kreuz¹⁴⁵ und ein Grenzstein (»Kelchstein«)

¹³⁶ Sk/14/31; Sk/75/47; Sk/112/34, 35 und 37; Sk/139/33.

¹³⁷ Sk/14/36–37, 57; Sk/33/38 und 42; Sk/35/81; Sk/92/4; Sk/97/37.

¹³⁸ Sk/146/61.

¹³⁹ Sk/31/3.

¹⁴⁰ Sk/75/28, 29 und 30.

¹⁴¹ Freundliche Mitteilung von Reinhard Schmitt, Halle (Saale). Zum Grundstück und seiner Bebauungsgeschichte s. auch: Siegmar Baron von Schultze-Galléra, Topographie oder Häuser- und Strassen-Geschichte der Stadt Halle a.d. Saale, Band 1: Altstadt, Halle (Saale) 1920, S. 70f.

¹⁴² Sk/147/113. Das neben der mit »ANNO 1618« bezeichneten Pforte des Torbaus ehemals angebrachte Halseisen erwähnt auch Gurlitt, Amtshauptmannschaft Leipzig (Anm. 102), S. 116.

¹⁴³ Sk/8/6.

¹⁴⁴ Wernfried Fieber, Heiner Lück, Reinhard Schmitt, Bauernsteine in Sachsen-Anhalt. «... ahnn den Stein, so uf den Anger stehet ...» Ein Inventar (Archäologie in Sachsen-Anhalt; Sonderband 11), Halle (Saale) 2009, S. 38 und Titelbild; Wernfried Fieber, Reinhard Schmitt, Neufunde und ergänzende Bemerkungen zum Inventar »Bauernsteine in Sachsen-Anhalt«, in: Archäologie in Sachsen-Anhalt N.F. 8 (2016), S. 68–81, hier S. 75.

¹⁴⁵ Sk/166/1 und 5.

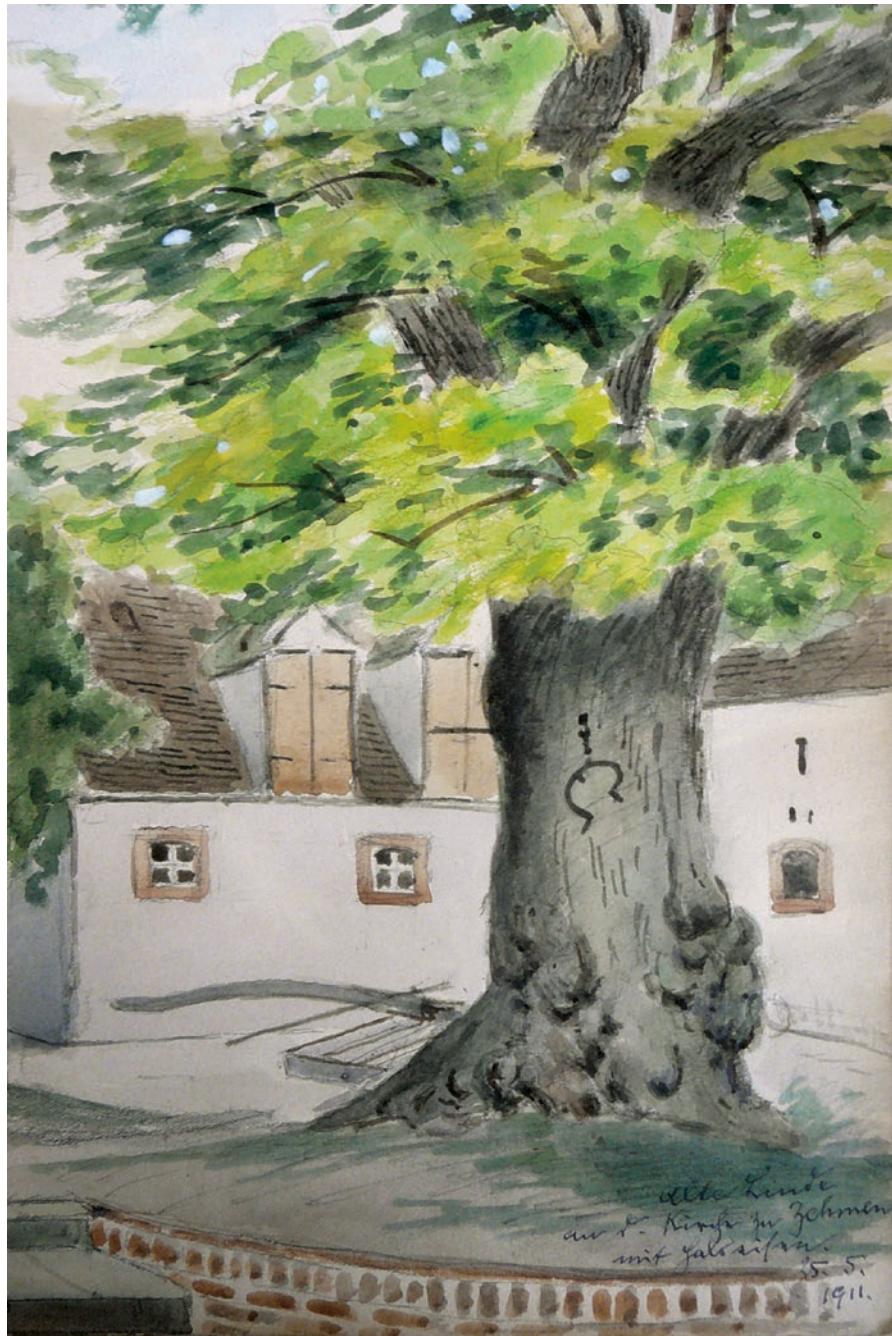


Abb. 24: Linde mit Halseisen an der Kirche in Zehmen. 25. Mai 1911 (Sk/8/87)



Abb. 25: Bauernstein(e) in Göhlitzsch. 5. November 1911 (Sk/35/24)



Abb. 26: Ansicht aus dem Ortskern von Böhlen mit Steinkreuz (»? Blutkreuz«) am östlichen Bildrand. 12. Juli 1900 (Sk/16/70)

von Gautzsch.¹⁴⁶ Auch zwei Skizzen vom ehemaligen Standort des Leipziger Hochgerichts am Gerichtsweg bzw. des dort aufgestellten Gedenksteines¹⁴⁷ sind in diesem Zusammenhang zu nennen.

Gleichfalls als Zeugnisse mittelalterlichen Rechtslebens, primär aber als religiöse Denkmäler sind die Sühnekreuze aufzufassen. Als solche können wahrscheinlich auch die Steinkreuze angesprochen werden, die von Georg Drescher skizziert und als »Blutkreuze« bezeichnet wurden. Interessant sind hier besonders zwei Darstellungen eines Steinkreuzes in Böhlen (Altkr. Borna),¹⁴⁸ des sogenannten Peststeines (Abb. 26). Dieses Kreuz stand ehemals vor einem Bauernhof im Ortskern und wurde zu Beginn des 20. Jahrhunderts als Baustein in den Grundmauern eines an dieser Stelle neu errichteten, noch heute vorhandenen Gebäudes verbaut.¹⁴⁹ Im Gegensatz zu den wenigen bis-

146 Sk/95/24.

147 Sk/85/33 und Sk/137/73.

148 Sk/16/70 und Sk/66/32.

149 Gurlitt, Amtshauptmannschaft Leipzig (Anm. 102), S. 5 (»Reste eines Kreuzes in Porphyrr«); Gustav Adolf Kuhfahl, Die alten Steinkreuze in Sachsen. Ein Beitrag zur Erforschung des Steinkreuzproblems, Dresden 1928, S. 224, Nr. 6; Oskar Fritzsche, Chronik von Böhlen und Stöhna, Leipzig [1937], S. 18f.

her bekannten bildlichen Zeugnissen¹⁵⁰ lassen die beiden Darstellungen von Drescher deutlich ein Kreuz mit sich nach oben verjüngendem Schaft erkennen, das gerundete Arme besitzt und dessen Kopf nicht mehr vorhanden ist.

Mehrere Skizzen geben das Johannismännchen wieder, eine spätgotische Holzplastik von Johannes dem Täufer, welche am Fest des Heiligen am 24. Juni im Hof des Johannishospitals mit Ähren und Blumen geschmückt wurde.¹⁵¹ Eine gänzlich andere Form von Kleindenkmälern, die einen religiösen Bezug besitzen, ist schließlich mit den Bildern vom Marienborn nordöstlich von Connewitz¹⁵² und wohl auch des Heilig Brunnens, des heiligen Brunnens in Poserna bei Weißenfels¹⁵³, vertreten.

Ungeklärt ist die Bedeutung des größeren Findlings, der noch heute vor dem Kirchhofeingang in Großlehna liegt und auf einem Bild der Kirche im Vordergrund dargestellt ist.¹⁵⁴ Vielleicht war es ein Bauernstein. Als solcher genutzt worden sein soll nach Johannes Felix und Max Näbe¹⁵⁵ auch ein am Rand des Kirchhofes von Beiersdorf (Altkr. Grimma) aufgestellter Findling, der seit 1889 als Wettin-Denkmal diente und in dieser Nutzungsform 1911 von Drescher abgebildet wurde.¹⁵⁶ Heute trägt der Stein die Inschrift »Die Opfer der Kriege mahnen zum Frieden!« Er lag ursprünglich auf einer Geländekuppe in der Gemarkung des Dorfes – im Flurbereich »Tausend«,¹⁵⁷ dessen Name auf den der zweifelhaften Wüstung Dausnitz zurückgeht. Dort hatte er angeblich als Opferstein Verwendung gefunden.

¹⁵⁰ Fritzsche, Böhnen und Stöhna (Anm. 149), Abb. S. 18. Zwei weitere Abbildungen, darunter die vermutliche Vorlage für die beiden anderen Ansichten, stellte mit freundlicherweise Herr Helmut Hentschel, Rötha, zur Verfügung, dem ich außerdem für ergänzende Auskünfte danke.

¹⁵¹ Sk/24/28; Sk/48/60; Sk/56/27; Sk/113/68 und 69; Einzelblatt D 22. Zum Johannismännchen und Leipziger Johannisfest u. a. Julius Bernhardt, Sagen aus der Leipziger Pflege, in: Jahrbuch des Städtischen Museums für Völkerkunde zu Leipzig 3 (1908/09), S. 1–77, hier S. 49 (wo die Figur fälschlich dem Apostel Johannes zugewiesen wird) und 65; Claus Uhlrich, Der Marienborn und andere Geschichten aus dem alten Leipzig, Leipzig 2001, S. 12–17.

¹⁵² Sk/19/16 und 17; Sk/135/46 und 47. Claus Uhlrich, Marienbrunn. Aus der Geschichte eines Leipziger Wohngebietes, 2., stark überarb. Auflage: Leipzig 1990, S. 6–9; Uhlrich, Marienborn (Anm. 151), S. 6–11; Hartmut Kühne, Frömmigkeit vor und nach der Reformation: Die Wallfahrt zur Heilig-Kreuz-Kapelle und der Leipziger Wunderbrunnen, in: Enno Bünz, Armin Kohnle (Hrsg.), Das religiöse Leipzig. Stadt und Glauben vom Mittelalter bis zur Gegenwart (Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Leipzig 6), Leipzig 2013, S. 63–85, hier S. 79–85.

¹⁵³ Sk/47/100; Sk/148/75. Hier ist noch zu klären, was der tatsächliche Anlass für die Namensgebung war. Den Brunnen erwähnt bereits Johann Gottfried Seume (Mein Leben, in: Seumes Werke in zwei Bänden, Weimar 1962, Band 1, S. 33–121, hier S. 38), worauf mich freundlicherweise Herr Ingo Bach, Weißenfels, aufmerksam machte.

¹⁵⁴ Sk/14/39. Vgl. auch Fieber, Schmitt, Neufunde (Anm. 144), S. 75 f. .

¹⁵⁵ Johannes Felix, Max Näbe, Über Beziehungen von Steindenkmälern und erratischen Blöcken zum Kultus, zu Sagen und Volksgebräuchen, in: Sitzungsberichte der Naturforschenden Gesellschaft zu Leipzig 42 (1915), S. 1–20, hier S. 13 f. Weitere Angaben zum Stein bei: Rudolf Priemer, Ein noch wenig bekannter Dorfstein, in: Der Rundblick 16 (1969), S. 30 f.

¹⁵⁶ Sk/8/5.

¹⁵⁷ Sk/8/29.



Abb. 27: Hirtenstein in Wahren am ursprünglichen Standort vor dem Hirtenhaus. 3. April 1890 (Sk/36/47)

Mit Sicherheit kein Zeugnis des früheren Rechtswesens ist hingegen der seit 1935 am Pater-Aurelius-Platz in Wahren aufgestellte Hirtenstein,¹⁵⁸ der auf der Darstellung von Georg Drescher aus dem Jahre 1890 noch am ursprünglichen Standort vor dem Hirtenhaus zu sehen ist (Abb. 27). Er diente einst als Sammelpunkt für das Vieh der Gemeinde.

Wiederum ganz anderer Art sind die ebenfalls in den Skizzenbüchern vertretenen Erinnerungsmale für Personen und Ereignisse. So zeigt eine Abbildung das ehemals auf dem Kirchhof von Görlitz (Altkr. Borna) befindliche Denkmal für den Pfarrer und Pädagogen Gustav Friedrich Dinter (1760–1831),¹⁵⁹ eine weitere den bekannten Gedenkstein für Gustav Adolf bei Breitenfeld.¹⁶⁰ Auch die Federzeichnung vom ehemaligen Arnoldschen Gut in Sommerfeld mit einer Gedenktafel für den Bauern und Astronomen Christoph Arnold (1650–1695) ist in diesem Zusammenhang zu nennen.¹⁶¹ Weitere personen- und ereignisbezogene Denkmale, von denen Bilder vorhanden sind, werden im folgenden Abschnitt aufgeführt.

Erinnerungsstätten und Zeugnisse der Napoleonischen Zeit und der Befreiungskriege

Die kriegerischen Ereignisse des Napoleonischen Zeitalters üben auf viele Menschen eine besondere, rational oft nicht zu erklärende Faszination aus. Auch bei der Durchsicht der Skizzenbücher von Georg Drescher ist seine große Begeisterung für diese Epoche zu spüren. Darüber hinaus hat er unter dem Pseudonym G. Heinrich ein Buch über die Völkerschlacht bei Leipzig verfasst,¹⁶² von dem in den letzten Jahren sogar zwei Nachdrucke erschienen sind.¹⁶³ Es ist mit eigenen Zeichnungen illustriert, die mit »GD« signiert sind, was auch für viele seiner anderen Bilder zutrifft.

In den Skizzenbüchern sind häufig Abbildungen von Orten und Örtlichkeiten sowie Gebäuden enthalten, die bei Ereignissen der damaligen Zeit – z. B. bei Schlachten und Gefechten¹⁶⁴ oder als Quartier bzw. Aufenthaltsort der Protagonisten¹⁶⁵ – von Bedeu-

¹⁵⁸ Felix, Nähe, Steindenkmäler (Anm. 155), S. 18–19; Max Kohlmann, Wahren. Aus der Geschichte eines Dorfes, Leipzig 1920, S. 40.

¹⁵⁹ Sk/106/85.

¹⁶⁰ Sk/46/95.

¹⁶¹ Sk/117/29.

¹⁶² G. Heinrich, Leipzig vor hundert Jahren und die Völkerschlacht 1813, Leipzig 1913.

¹⁶³ G. Heinrich, Leipzig vor 200 Jahren und die Völkerschlacht 1813, bearb. und hrsg. von Eberhard Baage, Tino Hemmann, Leipzig 2007, 2., überarb. Auflage: Leipzig 2013.

¹⁶⁴ Z.B. Sk/23/52 und Sk/44/50 (Ortskern Möckern); Sk/45/12–13 und Sk/99/2 und 3 (Lehmmauer in Probsttheida); Sk/153/83 (Schönefeld, Ruine des 1813 zerstörten Herrenhauses); Sk/123/29 und Sk/148/75 (Örtlichkeit bei Rippach, Altkr. Weißenfels, wo der französische Marschall Jean-Baptiste Bessières gefallen ist).

¹⁶⁵ U.a. Sk/10/81; Sk 73/3; Sk/86/57; Sk/116/17 (sog. Körner-Haus in Großschocher); Sk/127/15 und 16 (Kaja, Marschall-Ney-Haus).



Abb. 28: Zwei der drei aus der Völkerschlacht stammenden französischen Kanonenrohre, die 1904 auf der »Milchinsel« aufgefunden wurden. 7. November 1905 (Sk/45/106)

tung waren. Vielfach handelt es sich bei letzteren um Quartiere Napoleons I.¹⁶⁶ Ebenfalls oft dargestellt wurden Denkmale¹⁶⁷ und Grabstätten,¹⁶⁸ die in ganz unterschiedlicher Form mit Geschehnissen dieser Periode in Beziehung stehen und an diese erinnern. Viele Male skizziert wurden weiterhin eher unscheinbare Zeugnisse der kriegerischen Auseinandersetzungen des Jahres 1813 in und um Leipzig. So sind in größerer Zahl Gebäude mit eingemauerten Kanonenkugeln dargestellt.¹⁶⁹ Insgesamt bilden die ange-

166 Sk/51/21; Sk/59/79; Sk/80/11; Sk/111/5 und 6–7; Sk/127/61; Sk/137/50–51 (Capellengasse in Reudnitz); Sk/80/91; Sk/90/81 (Mühle Lindenau); Sk/87/40–41 (Napoleon-Zimmer im Gasthof Rippach); Sk/117/53 (Gaststätte Volkmarasdorf); Sk/17/15; Sk/52/11; Sk/92/68 (Gasthof Markranstädt) Sk/14/31 und Sk/139/32 und 33 (Quartier in Lützen).

167 Beispielsweise Sk1/I/19; Sk/113/13 und 14–15 (Napoleon-Stein in Leipzig); Sk/39/48 (*Poniatowski-Gedenkstein in Leipzig*); Sk/115/21 (Schlachtdenkmal in Möckern); Sk/128/62–63 (Zehmen, Gedenkstein für den 16.10.1813); Sk/1/I/27 (Denkmal bei Wachau); Sk/7/67–68; Sk/19/62–63 (Schwarzenberg-Denkmal in Meusdorf).

168 Sk/14/65 (Leipzig, Soldatengrab von 1813 auf der sog. Milchinsel); Sk/9/73 (Taucha, Gräber auf dem Friedhof); Sk/66/24 (Soldatengrab von 1813 im Park zu Wachau); Sk/26/72–73 (Cröbern, Preußengrab); Sk/150/49 (Tatarengrab bei Steinbach bzw. Beucha, Altkr. Borna).

169 Aus dem heutigen Stadtgebiet von Leipzig u. a.: Sk/106/108–109 (Leipzig, damalige Poststraße – nördlich der ehemaligen Hauptpost); Sk/108/76–77 (Leipzig, Parkstraße – heute östlicher Teil der Richard-Wagner-Straße); Sk/85/24–25 (Leipzig, Rabet); Sk/137/62–63 (Lindenau, Apostelstraße); Sk/128/38

führten Abbildungen der einzelnen Stätten, Baulichkeiten und Objekte, von denen eine große Anzahl nicht mehr existiert, eine wichtige Informationsquelle bei der Beschäftigung mit den Ereignissen während der Napoleonischen Zeit im Leipziger Raum und der mit ihnen verbundenen Erinnerungskultur. Als seltene Darstellung ist eine Skizze anzusprechen, welche die Feierlichkeiten zum 100-jährigen Jubiläum der Schlacht bei Großgörschen am 2. Mai 1913 zeigt.¹⁷⁰

Als Überleitung zum letzten Abschnitt, der sich mit den in den Skizzenbüchern wiedergegebenen archäologischen Zeugnissen befasst, sei eine Skizze aus dem Jahre 1905 abgebildet, die zwei Kanonenrohre zeigt, die seinerzeit auf Sockeln präsentiert wurden, von denen der vordere mit einer Inschrifttafel versehen ist (*Abb. 28*). Es sind zwei von insgesamt drei französischen Geschützrohren aus Bronze (inschriftlich auf das Jahr 1812 datiert), die am 27. Juni 1904 bei Erdarbeiten auf der sogenannten Milchinsel in Leipzig gefunden wurden, etwa im Bereich der heutigen Egelstraße bzw. Straße An der Milchinsel im Stadtbezirk Mitte, Zentrum Ost. Ein vergleichbarer Fund ist m. W. bisher nicht wieder geborgen worden, auch nicht bei den umfangreichen Baumaßnahmen der letzten Jahrzehnte.¹⁷¹

Archäologische Denkmale und Funde

Vom Interesse Georg Dreschers an der mitteldeutschen Ur- und Frühgeschichte zeugt eine große Anzahl von Abbildungen in seinen Skizzenbüchern. Auch seine Bekanntschaft oder Freundschaft mit dem Leipziger Sammler Max Näbe (1876–1945)¹⁷² ist vielleicht in diesem Zusammenhang zu sehen. Ebenso weisen mehrere Geschenke archäologischer Fundstücke an das Städtische Museum für Völkerkunde in Leipzig¹⁷³ darauf hin, dass dieses Wissenschaftsgebiet von einiger Bedeutung für ihn war. Unter den geschenkten Funden besitzt ein aus der Gemarkung Podelwitz stammender Wendenpfennig besonderen Wert. Er wird häufig in Publikationen erwähnt, darin aber fälsch-

(Probsttheida); Sk/40/16 und 27; Sk/47/64 (Schönefeld); Sk/34/53 (Gohlis, Menckestraße); Sk/90/58 (Gohlis, Hauptstraße, die spätere Menckestraße); Sk/139/69 (Thonberg, Reitzenhainer Straße, die heutige Prager Straße); Sk/47/72 (Abtnaundorf).

¹⁷⁰ Sk/150/69.

¹⁷¹ Einen aktuellen Überblick über die bei diesen Erdarbeiten entdeckten archäologischen Zeugnisse, welche in Verbindung mit der Völkerschlacht stehen, bietet: Thomas Westphalen, Die Archäologie der Kriege – Eine neue Herausforderung? Im Laufe der Jahrhunderte war Sachsen immer wieder Schauplatz militärischer Konflikte, in: *Archaeo* 10 (2013), S. 4–15, hier S. 8–12.

¹⁷² In den Skizzenbüchern ist dieser zweimal dargestellt (Sk/35, nach S. 81; Sk/150/43), außerdem gibt es ein kleines Foto der Familie Näbe am Spitzberg bei Lüptitz, das offenbar bei einem gemeinsamen Ausflug entstanden ist (Sk/8/102).

¹⁷³ Jahrbuch des Städtischen Museums für Völkerkunde zu Leipzig 1 (1906), S. 19 (»Steinhämmer, gefunden bei Stötteritz und Naundörfchen a. d. Elbe [2]«); ebd. 2 (1907), S. 18 (»zwei Knochen, gefunden in Dosen [2]«); ebd. 3 (1908/09), S. 21 (»sogenannter ›Wendenpfennig‹ aus Podelwitz bei Leipzig [1]«).



Abb. 29: Turmhügel (»Hainberg«) am südwestlichen Ortsrand von Rübsen

lich stets als Einzelfund aufgeführt, stellt jedoch tatsächlich das einzige noch bekannte Stück aus einem wohl relativ großen Münzschatzfund dar.¹⁷⁴

Neben einer Reihe von Zeichnungen archäologischer Fundstücke, die zum Teil zusammen mit anderen musealen Objekten dargestellt wurden,¹⁷⁵ und einigen wenigen Skizzen der Ausgrabungen bei Zauschwitz (Altkr. Borna)¹⁷⁶ sind es vor allem Abbildungen ur- und frühgeschichtlicher Denkmale, die in den Skizzenbüchern die Beschäftigung von Georg Drescher mit den älteren Abschnitten der Heimatgeschichte widerspiegeln. Unter diesen befinden sich auch wichtige bildliche Zeugnisse von Objekten, die heute nicht mehr oder nur in stark veränderter Form vorhanden sind. So zeigen beispielswei-

¹⁷⁴ Das geht eindeutig aus einem Brief von Georg Drescher hervor, in dem er erwähnt, dass die Münze aus einem um 1880 aufgefundenen Gefäß stammt, das »e. ziemliche Menge durchweg gut erhaltener Wendenpfennige enthielt«. Eine Veröffentlichung dieses Münzfundes und der ebenfalls bislang nur wenig beachteten frühmittelalterlichen Schatzfunde, die in den 1860er-Jahren auf dem Gelände des ehemaligen Berliner Bahnhofs und 1895 in »Leipzig-Neuschönefeld« entdeckt wurden, sowie der mehr als 20 Einzelfunde von Münzen des 10. und 11. Jahrhunderts aus dem Leipziger Raum durch Herrn Jan-Erik Becker, Münzkabinett der Staatlichen Kunstsammlungen in Dresden, und den Verfasser befindet sich in Vorbereitung.

¹⁷⁵ Sk/33/85–94; Sk/35/75a; Sk/43/116 und 124; Sk/65/86–87.

¹⁷⁶ Sk/138/5; Sk/151/55 und 59.



Abb. 30: Östliche Hälfte des Kirchberges in Wahren aus südöstlicher Richtung (am rechten Bildrand das Pfarrhaus). 8. Oktober 1914 (Sk/148/13)

se gleich mehrere Bilder den Turmhügel (»Hainberg«) am südwestlichen Ortsrand von Rübsen (Altkr. Merseburg)¹⁷⁷ noch als einen runden Hügel, der von einem Wassergraben umgeben ist (Abb. 29).¹⁷⁸ Sein heutiges Aussehen erinnert hingegen nur noch bedingt an einen Burghügel. Der Wassergraben fehlt ganz, und der unmittelbar benachbarte Damm des modernen Flussbettes der Weißen Elster beeinträchtigt zusätzlich sein Erscheinungsbild. Ein weiteres Aquarell aus diesem Teil der Elsteraue gibt den »Silberberg« bei Maßlau (Altkr. Merseburg) wieder,¹⁷⁹ der in den 1930er-Jahren bei der Anlage einer Flutrinne abgetragen worden ist. Bei ihm hat es sich entweder um einen mittelalterlichen Burghügel gehandelt,¹⁸⁰ wofür bislang aber ein Nachweis fehlt, oder um einen großen Grabhügel, der von einem Graben umgeben war. Letzterer ist auf dem Bild jedenfalls noch erkennbar. Auch in der unmittelbaren Nachbarschaft des »Silberberges« konnte ein urgeschichtlicher Grabhügel mit Kreisgraben nachgewiesen werden (Luftbildbefund),

¹⁷⁷ Paul Grimm, Die vor- und frühgeschichtlichen Burgwälle der Bezirke Halle und Magdeburg (Schriften der Sektion für Vor- und Frühgeschichte 6), Berlin 1958, S. 248.

¹⁷⁸ Sk/8/3, 39 und 41; Foto Sk/8/38.

¹⁷⁹ Sk/35/12.

¹⁸⁰ Grimm, Burgwälle (Anm. 177), S. 248.

ein weiterer größerer Hügel ist nicht weit entfernt, südlich von Ermlitz, noch im Auenwald erhalten und durch eine Laserscan-Aufnahme entdeckt worden.¹⁸¹

Weitere von Drescher dargestellte Bodendenkmale sind mehrere der oben bereits erwähnten mittelalterlichen Herrensitze, die sogenannte Hunnenschanze bei Schkölen,¹⁸² die Burgwälle in Zwenkau (Wallanlage »Berg«, auch »Wendenschanze« genannt),¹⁸³ bei Döbitz (»Gewinneberg«),¹⁸⁴ in Schkeuditz (»Försterberg«)¹⁸⁵ und bei Grimma-Hohnstädt (»Burgberg« oder »Tempelberg«),¹⁸⁶ die Hügelgräber im Bienitz bei Burghausen¹⁸⁷ und in der Harth bei Zwenkau,¹⁸⁸ ebenso der große Grabhügel am Ortsrand von Rössen (Altkr. Merseburg).¹⁸⁹ Mehrere Abbildungen liegen auch von den Befestigungswällen der Wüstung Treben bei Dehlitz (Altkr. Weißfels) und von der innerhalb der Befestigung stehenden romanischen Kirche vor.¹⁹⁰ Eine einzelne Skizze zeigt den westlich von Kleinliebenau gelegenen Flurbereich »Kahlhufe«, in dem die Ortslage der Wüstung Klein-Maßlau gelegen hat.¹⁹¹

Auch der Spitzberg bei Lüptitz (Altkr. Wurzen) der inzwischen bis auf geringe Reste dem Steinabbau zum Opfer gefallen ist, wurde auf mehreren Skizzen festgehalten,¹⁹² die recht seltene bildliche Dokumente dieses mehrfach besiedelten bzw. genutzten markanten Berges darstellen.¹⁹³

Eine ganze Reihe von Bildern gibt weiterhin den Kirchberg in Wahren (*Abb. 30*) wieder,¹⁹⁴ der wahrscheinlich als eine im 10. Jahrhundert errichtete befestigte Hofanlage anzusprechen ist.¹⁹⁵ Allerdings geht aus den Beschriftungen der Bilder nicht hervor, dass Drescher diese markante Geländeerhebung als ehemalige Befestigung wahrgenommen hat. Unabhängig davon dokumentieren seine Ansichten den damaligen Zustand des

¹⁸¹ Herrn Dr. Ralf Schwarz, Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie Sachsen-Anhalt in Halle, sei für die Bereitstellung von Aufnahmen dieser beiden Grabanlagen gedankt.

¹⁸² Sk/34/2, 3 und 41; Sk/75/53 und 53; Sk/135/38 und 40.

¹⁸³ Sk/22/1; Sk/148/27 und 29; Sk/150/59.

¹⁸⁴ Sk/67/62–63, 64–65, 66–67 und 68; Sk/117/43; Sk/144/30–31.

¹⁸⁵ Sk/8/75 und 76; Sk/61/62, 64 und 65–66.

¹⁸⁶ Sk/8/27 und 30; Sk/74/9.

¹⁸⁷ Sk/33/46, 48, 49, 75–76; Sk/77/31.

¹⁸⁸ Sk/58/19.

¹⁸⁹ Sk/35/23 und 24.

¹⁹⁰ Sk/14/15 und 16; Sk/118/34–35; Sk/123/22–23; Sk/152/15 und 23.

¹⁹¹ Sk/58/14.

¹⁹² Sk/1/I/85; Sk/8/91; Sk/66/4–5; Sk/121/0–1.

¹⁹³ Volkmar Geupel, Altsteinzeitliche Feuersteingeräte vom »Spitzberg« bei Lüptitz, Kr. Wurzen, in: Ausgrabungen und Funde 17 (1972), S. 51–58; ders., Mittelpaläolithische Fundstelle Lüptitz, in: Archäologische Feldforschungen in Sachsen (Arbeits- und Forschungsberichte zur sächsischen Bodendenkmalpflege; Beif. 18), Berlin 1988, S. 32–35.

¹⁹⁴ Sk/46/21; Sk/56/77; Sk/110/72; Sk/148/12–13 und 17; Sk/158/25.

¹⁹⁵ Armin Rudolph, Archäologische Aspekte zur Geschichte von Wahren bei Leipzig im Mittelalter, in: Arbeits- und Forschungsberichte zur sächsischen Bodendenkmalpflege 33 (1989), S. 289–308, hier S. 289–298.

Kirchberges, an dessen Erscheinungsbild und Bebauung sich seither glücklicherweise wenig geändert hat, wie ein Vergleich mit der heutigen Situation erkennen lässt.

Gleichfalls in erster Linie von archäologischem Interesse sind zwei seltene Bildmotive aus den Umgebung von Hain (Altkr. Borna), das zwischen 1968 und 1971 dem Braunkohleabbau zum Opfer gefallen ist. Eine Ansicht zeigt die Gröbamühle¹⁹⁶ und eine weitere die »Burgstätte Gröba«.¹⁹⁷ Der Name der Mühle wird von verschiedenen Heimatforschern und Historikern mit dem noch nicht überzeugend lokalisierten Burgward Grobi in Verbindung gebracht, dessen Hauptort man in Gröba oder im benachbarten Rötha vermutete.¹⁹⁸ Kleinere archäologische Untersuchungen an der angenommenen Burgstätte Gröba erbrachten jedoch keinen Hinweis auf eine Befestigungsanlage an dieser Stelle.¹⁹⁹

Ausblick

Mit dem vorliegenden Beitrag sollte eine zusammenfassende Gesamtübersicht über den Inhalt der im Stadtgeschichtlichen Museum Leipzig aufbewahrten Skizzenbücher von Heinrich Georg Drescher gegeben werden. Vor allem aber wurde versucht, an Hand ausgewählter Beispiele den Wert der aus dem Leipziger Umland vorliegenden bildlichen Zeugnisse für zukünftige orts- und regionalgeschichtliche Arbeiten aufzuzeigen. Eine nähere Beschäftigung mit dem umfangreichen Bildmaterial, das aus dem Leipziger Stadtkern vorhanden ist, war in diesem Rahmen nicht beabsichtigt und möglich. Die vorgesehene komplette Digitalisierung der Skizzenbücher dürfte in naher Zukunft die Erschließung und Nutzung dieses wertvollen Quellenmaterials wesentlich erleichtern, zumal der schlechte Erhaltungszustand vieler Bücher nur noch eine eingeschränkte Nutzung der Originale erlaubt und z. T. umfangreiche restauratorische Arbeiten erforderlich sind.

196 Sk/35/63–64.

197 Sk/150/31.

198 Bernhardt, Sagen (Anm. 151), S. 68 f.; Walter Schlesinger, Kirchengeschichte Sachsens im Mittelalter, 1. Band (Mitteldeutsche Forschungen 27/I), 2., unveränd. Aufl. Köln, Wien 1983, S. 150.

199 Harald Mechelk, Beobachtungen an Erdaufschlüssen in der Gemarkung Hain, Kr. Borna, in: Archäologische Feldforschungen (Anm. 193), S. 419 f.

Die »Leipziger Heilstätte« in Adorf-Sorge

Katharina Junghans

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts waren in den Leipziger Stadterweiterungsgebieten im Osten und Westen große Industriegebiete entstanden. Die Arbeits- und Lebensbedingungen, besonders die Wohnverhältnisse der einfachen Arbeiter und ihrer Familien, waren selbst für damalige Verhältnisse schlecht. Wohnviertel entstanden in kurzer Zeit als billige Spekulationsbauten. Städtebauhygienische Vorschriften, wie wir sie heute kennen, gab es noch nicht. Durch die Wanderungsbewegungen der Arbeiter vom Land in die Stadt lösten sich traditionelle soziale Strukturen auf, mit erheblichen Folgen für die öffentliche Wohlfahrt. Die städtische Bevölkerungszahl stieg, damit auch die Häufigkeit von Krankheiten. Insbesondere die Schwindsucht, auch Tuberkulose (Tbc) genannt, breitete sich aus. Um 1900 gab es in Deutschland über 1 Million Tbc-Erkrankte. In Leipzig starben an Tuberkulose in jenem Jahr ca. 19 von 10 000 Einwohnern, im Jahr 1882 hatte es noch ca. 34 Todesfälle von 10 000 Einwohnern gegeben.¹ Die Anzahl nahm also ab, dennoch wollte der Rat der Stadt Leipzig diese Krankheit vollkommen ausmerzen. Er sah die Bekämpfung der Tuberkulose (Tbc) als wichtige öffentliche Aufgabe. Die Tuberkulose war eine Folgeerscheinung der schlechten Arbeits- und Lebensbedingungen in den Vorstädten. Daher mussten schnellstens Maßnahmen zur Bekämpfung der Krankheit und zur Pflege der Erkrankten ergriffen werden, und eine Maßnahme war die Einrichtung und Nutzung von Kurstätten.

Um der Krankheit Herr zu werden, waren für die vielen Tuberkulosepatienten generell neue und finanzierte Heilungs- und Pflegemethoden notwendig. Man müsse die Patienten nur an einen »immunen Ort« bringen, dort würde die Krankheit ausheilen, erkannte der Tuberkulosearzt Hermann Brehmer (1826–1899), der das erste Sanatorium 1854 in Görbersdorf im Riesengebirge gründete. Da eine Sanatoriumbehandlung teuer war, entwickelten sich bald Bestrebungen, auch den am stärksten betroffenen sozial schwachen Bevölkerungsschichten eine solche Therapie zuteil werden zu lassen.

Für diese neuen Einrichtungen wurde der Begriff »Volksheilstätte« geprägt. Ab 1883 regelte das Krankenversicherungsgesetz die öffentliche Krankenpflege als eine Aufgabe der öffentlichen und Privatwohltätigkeit, Unbemittelten in Krankheitsfällen Unterkunft bis zur Wiederherstellung der Gesundheit zu bieten. Das beförderte im Jahr 1888 die

1 Prof. Dr. med. O. Wandel, Die Bedeutung der Tuberkulose als Volkskrankheit, in: *Leipziger Blätter zur Bekämpfung der Tuberkulose* 1 (1914) 6, S. 13–18, hier S. 15.



Abb. 1: Im Vordergrund ein original Davoser Liegestuhl von 1900 aus dem Sanatorium Schatzalp in Davos, dahinter ein Nachbau von 2011 (Foto: <https://blauerheinrich.jimdo.com/luftliegekur-1/> [12.01.2017])

Gründung des ersten Heilstättenvereins in Hannover. Er setzte sich für die Schaffung von Volksheilstätten ein.²

Nach den ersten Heilerfolgen der Lungen-Schwindsucht entstanden eine ganze Anzahl solcher Sanatorien. Die bekanntesten sind die »Deutsche Heilstätten für minderbemittelte Lungenkranke« in den Luftkurorten Davos und Lugano in der Schweiz. Die Eröffnung der Heilstätte in Davos-Wolfgang 1901 fiel in eine Zeit, in der sich grundlegende Änderungen in der Behandlung der Tuberkulose anbahnten. Die Liegekur in Verbindung mit den klimatischen Faktoren des Hochgebirges stand im Vordergrund. Das kontinentale sonnenreiche Hochalklima vereinigt Eigenschaften des Reizes und der gleichzeitigen Schonung in einer für die Heilbehandlung von Tuberkulose günstigen Weise wie kein anderes Klima in Tieflandlagen mit hoher Luftfeuchtigkeit und starken Winden.³ Die Therapie wurde vor allem von einem der Gründer des Davoser Sanatoriums, dem Lungenfacharzt Geheimrat Dr. Karl Turban (1856–1935), verbessert.⁴ Turban empfahl für die Liegekur einen sehr komfortablen Liegestuhl. Das lange Verharren auf dem Rücken sollte dem Patienten so angenehm wie möglich gemacht werden. Täg-

2 Rudolf Ferlinz, Die Tuberkulose in Deutschland und das Deutsche Zentralkomitee zur Bekämpfung der Tuberkulose, in: Nikolaus Konietzko (Hrsg.), 100 Jahre Deutsches Zentralkomitee zur Bekämpfung der Tuberkulose (DZK). Der Kampf gegen die Tuberkulose, Frankfurt am Main 1996, S. 9–50, hier S. 16.

3 Geschichte der Deutschen Heilstätte für minderbemittelte Lungenkranke in Davos: Anlässlich des 25jährigen Bestehens der Anstalt den Gönern und Freunden der Heilstätte mit dem Ausdruck des herzlichen Dankes für ihre bisherige Hilfe überreicht vom Vorstand, Davos 1926.

4 Otto Brüggeli, Die Bedeutung der Heilstätte in der Entwicklung der Tuberkulosebehandlung in Davos, in: Jubiläumsschrift der Stiftung Deutsche Heilstätte, Davos und Agra, hrsg. von der Stiftung Deutsche Heilstätte, Stuttgart 1951, S. 17–26, hier S. 20. Siehe weiter: Die Erfindung der Luftliegekur <https://blauerheinrich.jimdo.com/luftliegekur-1/> (05.01.2017).



Abb. 2: Dettweilers »Blauer Heinrich« No 1, 1889
(Foto: <https://blauerheinrich.jimdo.com/luftliegekur-1/> [12.01.2017])

lich mussten die Patienten sechs bis zehn Stunden an der frischen Luft auf Balkonen und Terrassen verbringen. Der Rattanliegestuhl war so gestaltet, dass die aufliegende Matratze dem Körper optimal angepasst war. Die Nutzung eines Fellsacks, einer Wolldecke und einer Wärmflasche erlaubte die Kur auch bei strengem Frost. Der Lungenarzt Peter Dettweiler (1837–1904) aus dem Luftkurort Falkenstein im Taunus hatte um 1884 das Modell für den später sogenannten Davoser Liegestuhl entworfen und Dr. Turban verwendete ihn als erster für seine Patienten.⁵

Dettweiler entwickelte 1889 auch das Modell für einen Taschenspucknapf aus blauem Glas, den »Blauen Heinrich«, um die Ansteckungsgefahr durch den Auswurf des Lungenschleims beim Husten zu minimieren. Den Spucknapf musste jeder Patient ständig bei sich tragen. Der »Blaue Heinrich« glich einer Trinkflasche, die in Feldzügen zum Einsatz kam. Die war aber aus Aluminium gefertigt. Der »Davoser Liegestuhl« und der »Blaue Heinrich« wurden Exportschlager.⁶

Das Leipziger Johannishospital, das von der Stadt bis 1951 verwaltet und danach aufgelöst wurde,⁷ hatte sich Ende des 19. Jahrhunderts zum größten Wohlfahrtsinstitut und gleichzeitig wichtigen Landwirtschaftsunternehmen entwickelt und wurde für die Stadt Leipzig ein unentbehrlicher Wirtschaftsfaktor. Das Hospital schöpfte sein Vermögen und den Unterhalt aus den einmaligen Beiträgen der Insassen für ihre Unterkunft und aus der Landwirtschaft. Letztere wurde durch den ständigen Zukauf von Feldern befördert. Im Jahr 1948 hatte das Johannishospital eine Fläche von 1 800 ha in seinem Besitz.⁸

5 Luftliegekur – Geheimrath Dr. Dettweiler's Taschenflasche für Hustende, <https://blauerheinrich.jimdo.com/luftliegekur-1/> (05.01.2017).

6 Ebd. Vgl. Andrea Bossert, Des Blauen Heinrichs Geschichte. Ausstellung im Rätischen Museum in Chur, in: *Echt nah! Das Magazin der Region Davos Klosters Prättigau* 8 (2016) 32, S. 25–27.

7 StadtAL, StVuR 4688 Rat des Kreises Leipzig, Brief des Rates des Kreises – Kreisbodenkommission an den Landesvorstand der SED vom 2. Febr. 1949, Bl. 105.

8 StadtAL, StVuR 9481 Übernahme der Stadtgüter in die volkseigenen Güter, Güteramt an Bürgermeister Sachse, betr. Übergabe der ehemaligen Stadtgüter der Stadt Leipzig in die VVG, Westsachsen 4, Oktober 1949, Bl. 12.

Auf seinen Flächen waren Kur- und Heilstätten und zur städtischen Eigenversorgung landwirtschaftliche Güter zugekauft worden. Die bekannteste Anstalt war die 1906 gegründete Tbc-Heilstätte in Adorf-Sorge. Der Rat hatte den Grundstückskauf sorgfältig vorbereitet. Erst nach über 15 Standortbesichtigungen, darunter Augustusbad, Hammerbrücke, Schöneck, Klingenthal, Treuen und Lengenfeld, kam der Rat zu einer Entscheidung.⁹ Ein Anwesen, 3 km westlich von Adorf, schien bestens geeignet für die Heilung Lungenkranke.¹⁰ Nicht jede Gebirgslage ist für eine Lungenheilstätte geeignet. Der Abhang sollte zur Sonnenseite fallen und von Wald umgeben sein. Eine Waldumgrenzung war wichtig zum Schutz vor scharfen Winden. Die Lage entsprach diesen Anforderungen. Das Gelände lag 550 m über dem Meeresspiegel auf einem nach Norden und Osten durch Kiefernholzwald geschützten Berg Rücken und war ca. 76 Hektar groß.¹¹ Ein für Tbc-Kranke verhältnismäßig günstiges Klima war also gegeben.

Auf dem Baugrundstück befand sich das Vorwerk Sorge, in dem schon zu dieser Zeit Landwirtschaft betrieben wurde. Die Stadt Adorf hatte bereits um 1500 das Vorwerk zur Selbstversorgung errichten lassen.¹² Zu dem landwirtschaftlichen Vorwerk gehörte schon 1542 eine Schäferei.¹³ Der Landwirtschaftsbetrieb war ein wichtiges Argument für den Kauf dieses Grundstückes. Die Lungenheilstätte sollte sich selbst mit landwirtschaftlichen Produkten versorgen und wäre so wirtschaftlich unabhängig von der Versorgung aus Leipzig. Das Sanatorium aber musste erst gebaut werden. Das große Vorhaben des Leipziger Rates wurde von König Albert von Sachsen mit 400 000 Mark gefördert. Die Heilstätte sollte ursprünglich für Frauen errichtet werden.¹⁴

Nach dem Kauf des Grundstückes schrieb der Rat der Stadt Leipzig einen öffentlichen Architekturwettbewerb aus. In der Heilstätte sollten nun circa 90 männliche Patienten versorgt werden. Weshalb nur männliche Patienten in den Genuss einer Kur kommen sollten, geht aus den Archivakten nicht hervor. Das Architekturbüro Reichel & Kühn aus Leipzig gewann mit dem Entwurf »Zweigeschossig« den ersten Preis. Den zweiten Preis erhielt die Leipziger Architektengemeinschaft Georg Weidenbach & Richard Tschammer mit der Planung »Herbstsonne« und den dritten Preis der Leipziger

9 StadtAL, Kap. 14 Nr. 59 Errichtung einer Heilstätte für Lungenkranke aus Anlass des 25-jährigen Regierungsjubiläums König Alberts, Rat der Stadt Leipzig an Herrn Oberbürgermeister Dr. Georgi am 7. Juni 1899, Bl. 41.

10 Ludwig Thieme, Oberarzt der Leipziger Heilstätte bei Adorf im Vogtland, in: Johannes Nietner (Ed.), Deutsche Lungenheilstätten in Wort und Bild (Die Anstaltsfürsorge für körperlich, geistig, sittlich und wirtschaftlich Schwache im Deutschen Reiche in Wort und Bild, Abteilung 2), Halle (Saale) 1913, S. 283–286, hier S. 283.

11 Ebd., S. 284.

12 Susanne Baudisch, Karlheinz Blaschke (Bearb.), Historisches Ortsverzeichnis von Sachsen. Neuauflage, 2. Halbband: N–Z (Quellen und Materialien zur sächsischen Geschichte und Volkskunde 2), Leipzig 2006, S. 714.

13 Johannes Lenk, Adorf im Vogtland. Die Entwicklung der Stadt und ihrer Ortsteile, Plauen 1993, S. 140.

14 StadtAL, Kap. 14 Nr. 59 Dr. Tröndlin Bewilligung von 86 950 Mark am 29. Dezember 1900, Bl. 123 r.



Abb. 3: Leipziger Heilstätte, um 1906 (Foto Hermann Walther, StadtAL BA 1978/5119)

Architekt Otto Paul Burghardt mit dem Entwurf »Sonnig und Hell«.¹⁵ Ausschlaggebend für die Entscheidung der Jury war die geringe Geschosszahl der Baulichkeiten, worauf das Entwurfsmotto »Zweigeschossig« schon hinwies. Die Anlage umfasste vier Flügelbauten, von denen zwei nach Süden zeigten. Besonders die Anordnung der Liegehallen für die Liegekur fand bei der Jury Gefallen. Auch alle Krankenzimmer waren nach Süden gerichtet, dadurch hell, lufsig, und sie waren geräumig.¹⁶ Das Architekturbüro Reichel & Kühn bekam den Planungsauftrag.¹⁷

Im Jahr 1906 konnte die Heilstätte eröffnet werden.¹⁸

Das Foto zeigt dagegen einen dreigeschossigen Bau, wovon das dritte ein ausgebau tes Dachgeschoss ist. Vermutlich wurden in dem Wettbewerb nur die Vollgeschosse gezählt.

¹⁵ StadtAL, Kap 14 Nr. 70 Errichtung einer Volksheilstätte »Leipzig« bei Adorf, 1901–1904, Leipziger Tageblatt 595 vom 22. Nov. 1901, Bd. 1, Bl. 78.

¹⁶ Ebd., Bd. 1, Bl. 78.

¹⁷ Ebd., Akademische Architekten Reichel & Kühn, Atelier für Architektur und Bauausführung, an den Rat der Stadt Leipzig, Hochbauamt, am 15. März 1906, Bd. 2, Bl. 34.

¹⁸ Siehe Anm. 8.

Für die Deckung der Baukosten wurde wegen knapper Kassen das Johannishospital herangezogen.¹⁹ Das Hospital subventionierte nicht nur den Bau der Anlage und den Landwirtschaftsbetrieb, sondern unterstützte von Anfang an alljährlich bedürftige Kurende in der Adorfer »Leipziger Heilstätte«.²⁰ Diese Investitionen in Bau und Betrieb der Anlage führten 1906 bei der Deputation des Johannishospitals zu der Überzeugung, dass dieses jetzt Eigentümer der Einrichtung werden müsste, und sie reichte die Vorlage für einen entsprechenden Beschluss beim Stadtrat ein. Die Stiftung wolle die Heilstätte in Adorf so lange auf eigene Kosten in Betrieb halten, als sie nach den Beschlüssen der städtischen Kollegien als solche Verwendung finde, so lautete der Antrag. Doch der Rat lehnte ab und sah in den höheren finanziellen Unterstützungen keinen Anlass, die Anlage an das Johannishospital abzutreten. Die Ausschüsse hätten den Grund nicht stichhaltig und zu äußerlich befunden und die Stadtverordneten ergänzten, man könne ja nicht wissen, was in Zukunft einmal aus der Stiftung werde.²¹ Drei Jahre später änderte der Rat aber seine Meinung, vermutlich wegen knapper Kassenlage, und fasste einen Beschluss zur Übertragung des Eigentums an der Leipziger Heilstätte bei Adorf. Seit 1909 hatte das Johannishospital die Leipziger Heilstätte in seinem Besitz.²²

Die Leitung der Heilstätte übernahm Oberarzt Dr. Ludwig Thieme, der seine Position als Amtsarzt in Leipzig aufgab. Er wurde gleichzeitig Leiter des Landwirtschaftsbetriebes. Der spätere Medizinalrat nutzte die Ökonomie auch für seine Patienten. Nach dem Beispiel der Heilstätten der Thüringischen Landesversicherungsanstalt sah er eine »sogenannte Beschäftigungskur der Patienten, um erstens dem übermäßigen Fettansatz vorzubeugen und zweitens, die Kranken wieder an die Arbeit nach der längeren Ruhezeit zu gewöhnen«.²³ Der Landwirtschaftsbetrieb war also nicht einfach nur Versorger der Heilstätte, er war Bestandteil des Kurprogramms.

Im Jahr 1928 wurde die Anstalt mit einer Kinderabteilung für alle Tuberkuloseformen erweitert. Über 60 Kinder zwischen 3 und 14 Jahren fanden hier in einem Neubau Aufnahme.²⁴ Zehn Jahre später veranlasste der Rat Planungen für eine Modernisierung und Erweiterung dieser Anlage. Die Einrichtung wäre nicht mehr zeitgemäß, lautete die Einschätzung des damaligen Chefarztes Obermedizinalrat Dr. Süßdorf.²⁵ Süßdorf war

19 StadtAL, Kap. 14 Nr. 59, Bl. 124.

20 StadtAL, Kap. 37 Nr. 551 Adorf – Die Leipziger Heilstätte bei Adorf 1906, Öffentliche Sitzung der Stadtverordneten. Bewilligung von Betriebsmitteln für die Leipziger Heilstätte, 28. Febr. 1906, Bd. 1, Bl. 29 r.

21 Ebd., Öffentliche Sitzung der Stadtverordneten, Vorlage betr. den Ratsbeschluss »dem Johannishospital das Eigentum an der Leipziger Heilstätte b. Adorf zu übertragen«, am 26. Januar 1906, Bd. 2, Bl. 173.

22 Ebd., Öffentliche Sitzung der Stadtverordneten zu Leipzig am 27. Oktober 1909, Bd. 2, Bl. 186.

23 Ebd., Oberarzt Thieme, Adorf, Leipziger Heilstätte, an den Rat der Stadt Leipzig am 27. April 1909, Bd. 2, Bl. 127.

24 StadtAL, Kap. 37 Nr. 551 Adorf – Die Leipziger Heilstätte bei Adorf, Leipziger Heilstätten an das Gesundheitsamt Leipzig vom 19. Dezember 1935, Bd. 6, Bl. 136v.

25 Ebd., OMR Dr. Süßdorf an den Rat der Stadt Leipzig am 1. Aug. 1940, Bd. 6, Bl. 201.

bis 1952 Chefarzt. Unter anderem wollte er ein weiteres separates Gebäude für eine Kinderabteilung mit 30 Betten bauen lassen. Diese Baumaßnahmen sollten nach Kriegsende beginnen.²⁶ Der Bedarf an Plätzen für tuberkulosekranke Kinder stieg während des Zweiten Weltkriegs jedoch so an, dass schon 1942 für die Heilstätte eine Außenstation in Bärenloh bei Bad Elster eingerichtet werden musste.²⁷

Zu dem geplanten Bau des Gebäudes für eine weitere Kinderabteilung kam es unter der Eigentümerschaft des Rates der Stadt Leipzig bis 1952 nicht mehr. Mit Erlass des Gesetzes über die Bekämpfung der Tuberkulose im Februar 1947²⁸ trat eine grundsätzliche Änderung in der Betriebsführung ein.²⁹ Nach der dazu erlassenen Verordnung bestand bei der Landeszenträle für die Tuberkulosebekämpfung ein zentraler Bettennachweis, der alle im Land Sachsen verfügbaren Betten der Tbc-Heilstätten erfasste. Ein dafür eingesetztes Medizinalkollegium wies die Patienten den Heilstätten zu. Die Stadt Leipzig hatte also keinen direkten Einfluss auf die Belegung ihrer eigenen Heilstätte mehr, dafür aber immer noch die Sorge um die Erhaltung des Anwesens, die personelle Besetzung, den Betrieb und die Verwaltung der Heilstätte. Somit war für den Rat der Stadt die Entscheidung gefallen, die Anstalt mit Gutsbetrieb an den Landkreis Oelsnitz mit einem Zeitwert von 1712 000 Deutsche Mark abzutreten. Bis zur Übertragung der Heilstätte 1952 versorgte der Gutsbetrieb die Heilstätte mit Lebensmitteln.³⁰

Im Jahr 1991, nach Auflösung der Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft, verblieb das Vorwerk beim Nachfolgebetrieb Agrargenossenschaft »Agrartourist«. In dessen war das Vorwerk in seiner Bausubstanz nicht mehr zu erhalten. Der Abriss soll 335 000 Deutsche Mark gekostet haben. Damit war nach 450 Jahren wieder eine »Wüstung Gün« entstanden, genau auf dem Standort, wo das Vorwerk »Neue Sorge« von der Stadt Adorf errichtet worden war.³¹

Die im Jahre 1906 errichtete »Leipziger Heilstätte« für Erwachsene in Adorf-Sorge diente ab den 1990er-Jahren als Seniorenpflegeheim. Heute stehen die Gebäude leer. Das Kindersanatorium wurde 2009 abgebrochen.³² In unmittelbarer Nachbarschaft entstand ab 1992 das Waldkrankenhaus Adorf. Es gehört inzwischen einem privaten Klinikträger.³³

26 Ebd.

27 Ebd., Amtsarzt Dr. Baumecker Reg.-Medizinal-Rat, Niederschrift über die Besichtigung der Leipziger Heilstätte zu Adorf i. V. am 29. Dezember 1943, Bl. 149 v, und Dr. Baumecker, Niederschrift vom 28. Mai 1945, Bl. 261 v.

28 Gesetz- und Verordnungsblatt für das Land Sachsen 3 (1947) vom 15. Februar 1947, S. 57–60.

29 StadtAL Kap. 37 Nr. 551 Adorf – Die Leipziger Heilstätte bei Adorf 1947, Dezernat Gesundheitswesen, Berichterstatter Stadträtin Schwind für Stadtrat Steude, Begründung der Übergabe der Heilstätte und Beschluss zur Übergabe, Übergabeprotokoll vom 14. Juni 1952, Bd. 7, Bl. 284.

30 Ebd., Bd. 7, Bl. 284, 329.

31 Lenk, Adorf (Anm. 14), S. 142.

32 Heilanstalt für Lungenkranke in Adorf, http://www.adorfVogtland.de/inhalte/adorf/_inhalt/unsere_stadt/geschichte/sonstiges/heilstaette/heilstaette (04.01.2017).

33 Die Paracelsus-Klinik Adorf/Schöneck, www.paracelsus-kliniken.de/adorf (04.01.2017).



Mulde abwärts vom Rochlitzer Berg zur Mündung

Landschaft

Geschichte

Kultur

Lutz Heydick

ISBN 978-3-86729-188-0

1. Auflage 2017, 14 x 21 cm

Broschur

144 Seiten, 200 farbige Abbildungen

16,50 €

Das Buch führt in die Gebirgslandschaft der Zwickauer Mulde zu einem der schnellsten Flüsse in Mitteleuropa und in die Ebenen der Vereinigten Mulde – vom Engtal eines burgenreichen Flusses in die weiten Muldeauen des nordsächsischen und anhaltischen Tieflandes. Vom Rochlitzer Berg mit Kloster Wechselburg zu Füßen nimmt die Reise ihren Ausgang und verläuft über Rochlitz, Colditz zur Muldenvereinigung, nach Grimma, Wurzen, Eilenburg, Bad Düben, Löbnitz, Pouch, Altjeßnitz zur Mündung in die Elbe bei Dessau. Es ist die Erkundung einer Landschaft, die vielfältigste Flusswahrnehmungen durch Denkmale, Museen und Lehrpfade bietet, Naturschutzgebiete wie die »Mittlere Mulde« und die »Untere Mulde« birgt und weitgreifende Projekte einschließt: »Geopark Porphyryland«, »Naturpark Mulde«, »Landschaftspark Goitzsche« und »UNESCO-Welt-erbe Dessau-Wörlitzer Gartenreich« im Elbe-Mulde-Winkel.

Geschichtlich höchst segensreich war für die Region die »Muldenthal-Eisenbahn«, auch wenn heute meist nur noch ihre Gleise, Bahnhöfe und Brücken davon zeugen. Sie hat Industrieansiedlungen befördert und Ausflügler ins gepriesene Muldental von Grimma flussaufwärts geholt. Diesem sächsischen Tal der Burgen steht der in einzigartiger Naturbelassenheit zwischen Wurzen und Löbnitz mäandrierende Tieflandfluss, ein noch nahezu »unverbautes Wildwasser«, in keiner Weise nach. Von all dem wird erzählt, mit besonderer Zuwendung zu Radfahrern und Wanderern, also mit Augenmerk auf den durchgängigen Mulderadweg und seine Alternativstrecken sowie auf den Muldental-Wanderweg, der zuweilen den Radweg mitnutzt, auch mal Porphyry- oder Luther-Weg, Mitteldeutsche Kirchenstraße, Ökumenischer Jacobspilgerweg, Straße der Braunkohle, Kohlhaas- oder Fürst-Franz-Weg wird bzw. diese kreuzt.

Ein bildreicher Band über die Mulde-Landschaft, ihre Geschichte und Kultur.

40 Jahre Grünau – Die Geschichte einer Planung

Christoph Kaufmann

1. Wie alles begann – eine (fast) wahre Geschichte anstelle eines Vorworts

»Ein schwerer 15 Tonner rollt seit dem frühen Morgen über die Autobahn Richtung Messestadt Leipzig. Der Fahrer kennt die Strecke genau. Seit zehn Jahren fährt er zweimal jährlich zur Leipziger Messe und so auch in dem Jahr 1974. Nachdem er bei Markranstädt die Autobahn verlassen und die mittelalterlich verwinkelten Gassen Markranstädt mit gedrosseltem Tempo durchfahren hat, tritt er auf der F 87 Richtung Leipzig noch einmal den Gashebel durch, dann rollt der Wagen am Ortseingang des Dorfes Schönau vor der Gaststätte Schwalbennest aus. Wie immer macht er hier kurz vor den Toren Leipzigs noch einmal Station, um sich nach der langen anstrengenden Fahrt zu erfrischen. Doch heute kann er sich nicht mit der sonst üblichen Ruhe seinem Essen widmen. Mit einem Ohr ist er bei den Gesprächen am Nachbartisch ... Wohnungsbauvorhaben ... zweitgrößtes der DDR ... 75 000 Einwohner. Wohngebietzentrum ... von Leipzig bis nach Kulkwitz und andere Wortfetzen kann er aufhaschen. Es macht ihn so richtig neugierig. Er muss jedoch weiter. Wird sich aber auf der Rückfahrt genau erkundigen. Die Bauleute am Nachbartisch vom Baukombinat Leipzig sollen ihm Auskunft geben.

Und so erfährt er: das Leipziger Baukombinat hat bereits 1974 den ersten Stützpunkt der Bauleitung in den Räumen der Gaststätte ›Schwalbennest‹ eingerichtet, das ist die Keimzelle einer künftigen Großbaustelle, auf der das zweitgrößte Wohnungsbauvorhaben der DDR realisiert werden soll. Mehr als 75 000 Einwohner werden in dieser neuen Stadt einmal wohnen, und somit wird Leipzig-Grünau zu einer wesentlichen Erweiterung der Stadt Leipzig führen. Die Bauarbeiter sollen 1976 beginnen und bis 1980 werden bereits 40 000 Einwohner in Grünau leben. Leben – sozialistisch leben, das heißt, dass das Baukombinat bei diesem Bauvorhaben einen entscheidenden Qualitätsprung bewältigen muss. In Grünau genügt es nicht, nur den WE-Plan zu erfüllen, sondern neben Schulen, Kinder-Einrichtungen, Turnhallen, Kaufhallen, auch Spezialverkaufsstellen, Dienstleistungseinrichtungen, Friseursalons, Apotheken, Sparkasse, Ambulanz, Taxihaltestellen muss auch die Eckkneipe parallel zu den Wohnungen entstehen. Sozialistisch leben heißt zudem, für die Jugend, die Kinder und für die älteren Bürger günstige Umwelt- und damit Lebensbedingungen zu schaffen. Eine Stadt dieser Größenordnung wie Leipzig-Grünau erfordert außer Versorgungszentren in den einzelnen Wohnkomplexen auch ein Hauptzentrum mit zentralen Einrichtungen. Das Programm für das Hauptzentrum enthält unter anderem Warenhaus, Kino, Kulturhaus, Stadtverwaltung,



Abb. 1: Kulkwitzer See zu Beginn der Flutung (StadtAL, BCA V 1976 Bd 2 Bl. 059, Foto Hans Lindner, 1973)



Abb. 2: Lützner Str. 390, Gaststätte »Schwalbennest« (Stadtgeschichtliches Museum Leipzig, Foto Hans-Joachim Kern, 1961)

Poliklinik und Gaststättenkomplex. Dieses neue Wohngebiet Leipzig-Grünau wird in vielfältiger Form mit der Stadt Leipzig verbunden. Leistungsfähige Systeme des Straßen- und Nahverkehrs sichern eine gute Verbindung Grünaus zum Stadtzentrum Leipzig, aber auch zum Naherholungsgebiet ›Kulkwitzer See‹, das direkt an den Westrand des Wohngebietes grenzt. Besondere Aufmerksamkeit wollen die Planer und Bauleiter der Freiflächengestaltung und der Detailgestaltung widmen. Durch Werke der bildenden Kunst und der Kleinarchitektur sowie intensive Grüngestaltung mit viel Blühendem und auch mit schon ›großen Bäumen‹ soll sofort angenehmes Wohnmilieu geschaffen werden. All das und noch viel mehr erfuhr unser Landstraßenpilot bei seinem Gespräch mit den Bauleuten am Stammtisch. Er hörte was von den Taktstraßenkollektiven, die bald dort Häuser bauen werden, wo jetzt noch der Acker bestellt ist, von dem Magis-



Abb. 3 Schönauer Straße, Blick zur Lützner Straße (links) und



Abb. 4: Lützner Straße 303, Ansicht von Nordwest nach Südost, Bäckerei (Stadtgeschichtliches Museum Leipzig, Foto Hans-Joachim Kern 1961)



Abb. 5: Baracke für den Aufbaustab von Leipzig Grünau in einer ehemaligen Gärtnerei südwestlich der Kreuzung Lützner Straße, Schönauer Straße (Stadtgeschichtliches Museum Leipzig, unbekannter Fotograf, 1975)

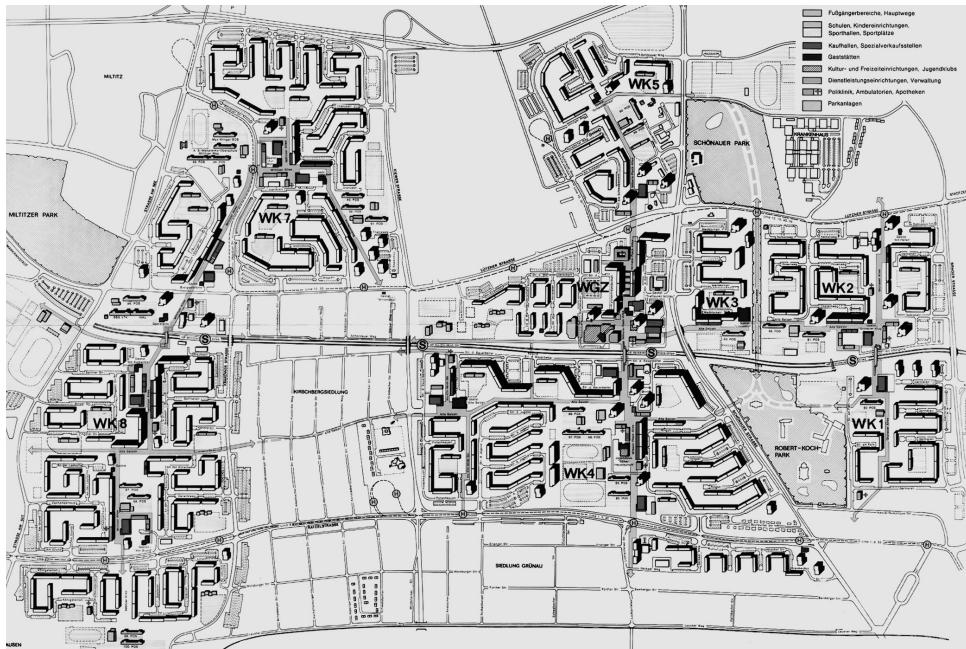


Abb. 6: Wohngebiet Leipzig-Grünau-Gesamtplanung, Grafik: Karl-Heinz Barnekow, Fotomontage: Dieter Wellner, Januar 1986 (Stadtgeschichtliches Museum Leipzig, Bibliothek, IP 383)

tralsammelkanal, der so breit ist wie ein Haus und so lang wie das Wohngebiet, von der neuen S-Bahn-Trasse und den großzügigen neuen Straßen, auf denen auch er dann einmal fahren wird, und aus allem, was man ihm berichtet, sprach die Begeisterung der Bauleute über diese große, einmalige und schöne Aufgabe zum Nutzen aller. Er nahm sich vor, das Gedeihen und Wachsen dieser Baustelle nicht aus den Augen zu verlieren.¹

Diese fiktive Geschichte ist einem kleinen, aber interessanten Zeitdokument entnommen. Im Ormigverfahren hergestellt und in Normschrift per Hand geschrieben enthält dieses Miniaturbuch außer dieser Geschichte und einer Auswahl von Fotos aus der Erschließungsphase auch einen Rechenschaftsbericht des Leiters der Komplexbereichsleitung Grünau, Hans Joachim Müller, in dem neben den scheinbar unvermeidlichen Floskeln zur Rolle und Bedeutung der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands (SED) der große Enthusiasmus zu Beginn dieses Großprojekts zum Ausdruck kommt. Dieser war auch notwendig, denn die Arbeitsbedingungen waren in den Anfangsjahren hart. Eine kleine Baracke auf dem Gelände einer ehemaligen Gärtnerei diente als Keimzelle für die Erschließung Grünaus.

1 KBL Leipzig-Grünau, Brigadebau, Ormigkopie Nr. 15 von 30 aus dem Besitz von Klaus Ober, S. 2–25 (Stadtgeschichtliches Museum Leipzig).

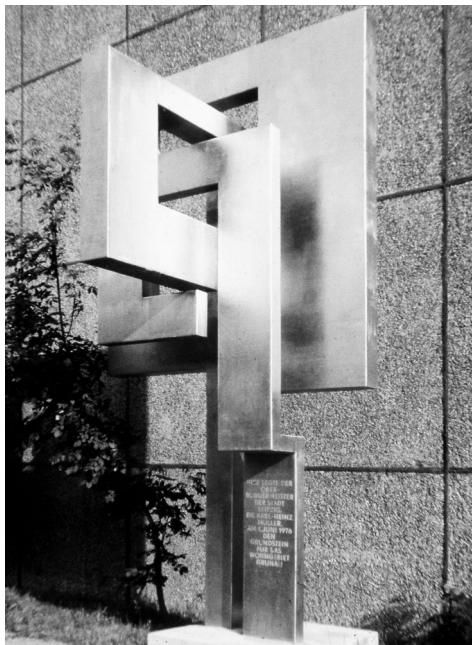


Abb. 7: Denkmal zur Erinnerung an die Grundsteinlegung von Leipzig Grünau am 1. Juni 1976 durch Oberbürgermeister Dr. Karl-Heinz Müller (Stadtgeschichtliches Museum Leipzig, Foto: Wolfgang Grundmann, 1981)

Kaum ein Leipziger Stadtteil ist so gut dokumentiert wie Leipzig-Grünau. Umfangreiche Aktenbestände befinden sich sowohl im Sächsischen Staatsarchiv Leipzig als auch im Stadtarchiv Leipzig. Bereits seit 1979 gibt es stadtksoziologische Intervallstudien von Prof. Dr. Sigrun Kabisch und weiteren Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen, die detaillierte Forschungen zur sozialen Situation des Leipziger Stadtteils im äußersten Westen der Stadt bis in die Gegenwart betrieben haben.

Stadtforcher des Helmholtz-Zentrums für Umweltforschung – UFZ – führten im Mai und Juni 2015 im Rahmen der Intervallstudie Grünau die zehnte Bewohnerbefragung in der Großwohnsiedlung durch. Damit können die Dynamiken und Persistenzen einer Großsiedlung mit ca. 42 000 Einwohnern aus stadt- und umweltoziologischer Sicht belegt werden. Eine seit 1979 andauernde Langzeitstudie, die die soziodemografische und städtebauliche Entwicklung dieser großen Plattenbau-Siedlung wissenschaftlich begleitete, erfuhr dadurch ihre Fortsetzung.² So liegt ein beträchtliches Potenzial an wissenschaftlichen und praxisrelevanten Erkenntnissen über die Dynamik einer Großwohnsiedlung über einen langen Zeitraum und in zwei gesellschaftlichen Systemen vor. Diese Studie verfügt damit über besondere Alleinstellungsmerkmale, die sie als Unikat in der deutschen sozialwissenschaftlichen Stadtforchung auszeichnet.³

2 <http://www.ufz.de/index.php?de=40459> (26.10.2011).

3 <https://www.ufz.de/index.php?de=36229> (16.10.2016).

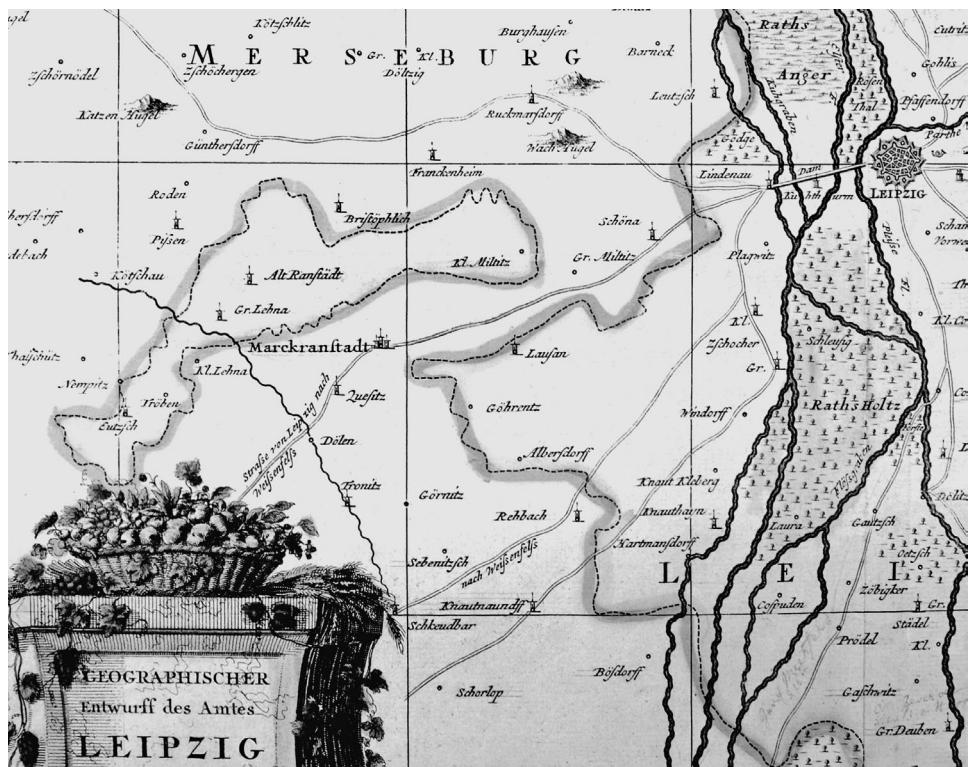


Abb. 8: Peter Schenk, Geographischer Entwurff des Amtes Leipzig nebst etlichen angräntzende Orthen und Gegenben, Amsterdam 1752 (Stadtgeschichtliches Museum Leipzig, Inventarnummer L-S 9b)

Zu den ersten Publikationen über Grünau zählt die sehr verdienstvolle Schrift von Wolfgang Grundmann »Historisches rund um Grünau«, die 1986 vom Kulturbund der DDR herausgegeben wurde. Hier findet nicht nur der engagierte Laie, sondern auch der Fachwissenschaftler in komprimierter Form viel Interessantes über die historische, topografische und ökonomische Situation in den Dörfern westlich von Leipzig.

Im gleichen Jahr hat der Rat des Bezirkes Leipzig als Zwischenbilanz einen Faltplan mit einer Auflistung der fertiggestellten Bauten veröffentlicht. Dieser entstand im Büro des Chefarchitekten der Stadt Leipzig und war dank der grafischen Gestaltung von Karl-Heinz Barnekow und von Dietrich Wellner sehr anschaulich.⁴

⁴ Wohngebiet Leipzig-Grünau, Gesamtplanung, hrsg. vom Rat des Bezirkes Leipzig/Bezirksbauamt. Der vorliegende Plan wurde vom Büro des Chefarchitekten der Stadt Leipzig erarbeitet (Bearbeitungsstand: Januar 1986), Grafik: Karl-Heinz Barnekow, Fotomontage: Dietrich Wellner.

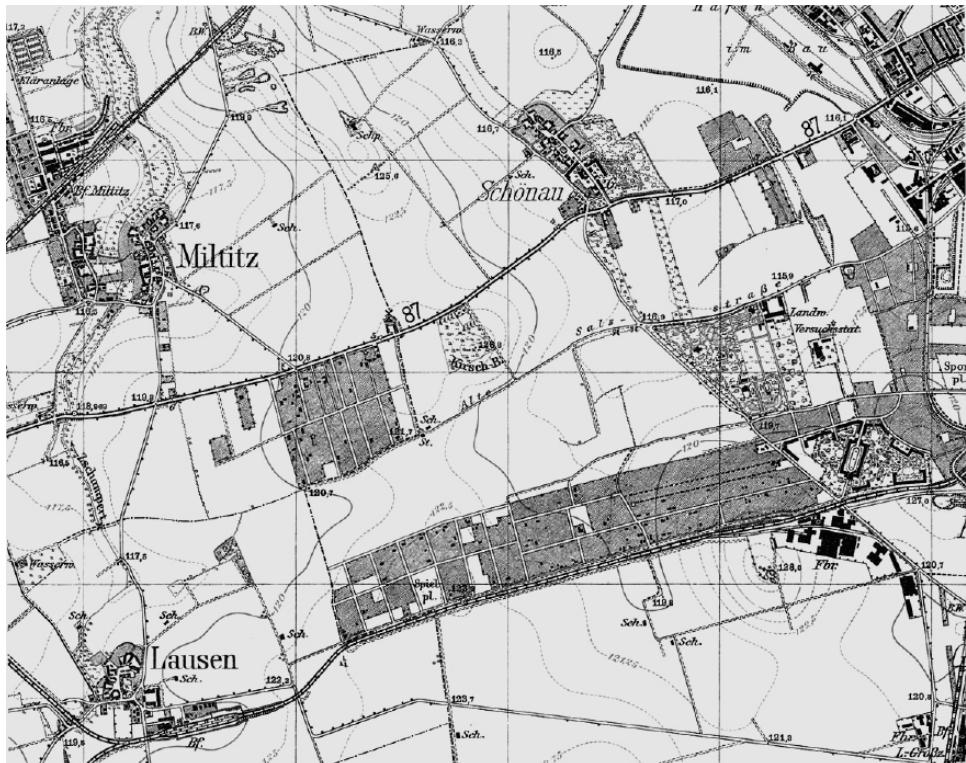


Abb. 9: Leipzig (West). Umdr.-Ausg., aufgen. 1904, hg. 1907, bericht. 1922, einz. Nachtr. 1936. 1:25000. – Leipzig, 1937 (Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden [SLUB], Kartensammlung, KS 15581)

Selbst ein Miniaturbuch wurde in einer Auflage von 30 Stück (!) von der Komplexbereichsleitung Leipzig-Grünau herausgegeben. Ein weiteres Miniaturbuch erschien anlässlich des 10. Jahrestages der Grundsteinlegung.⁵

Selbst ein Miniaturbuch wurde in einer Auflage von 30 Stück (!) von der Komplexbereichsleitung Leipzig-Grünau herausgegeben. Ein weiteres Miniaturbuch erschien anlässlich des 10. Jahrestages der Grundsteinlegung.⁶

5 Jürgen Maschner, Gunhild Winkler, Neubaugebiet Leipzig-Grünau 1976–1986, erschienen anlässlich des zehnjährigen Jubiläums der Grundsteinlegung von Leipzig-Grünau am 1. Juni 1976, Leipzig 1986.

6 Jürgen Maschner, Gunhild Winkler, Neubaugebiet Leipzig-Grünau 1976–1986, erschienen anlässlich des zehnjährigen Jubiläums der Grundsteinlegung von Leipzig-Grünau am 1. Juni 1976, Leipzig 1986.



Abb.10: Planungsgebiet von Nord nach Süd, Gemarkung Schönau, links sowjetische Kaserne, rechts Lindenallee (StadtAL, BCA V 1976 Bd 2 Bl.056, Foto: Hans Linder, 1973)

2. Topografische Gliederung

Betrachtet man eine Landkarte aus dem Jahr 1752, sind im hier abgebildeten Kartenausschnitt keinerlei markante Punkte festzustellen.⁷ Der Kupferstecher und Kartenverleger Peter Schenk der Jüngere machte sich nicht einmal die Mühe, die 1739 erbauten Kirche in Miltitz einzulegen. Gut erkennbar ist die alte Handelsroute via regia (auch Hohe Straße), die das Gebiet des heutigen Leipzig-Grünau in der Längsachse durchschneidet. Erhebungen, Waldungen oder Gewässer sind nicht verzeichnet. Immerhin gab es noch in den 1930er-Jahren eine nennenswerte Niederwildpopulation, denn ältere Lausener Bürger berichteten von jährlichen Hasenjagden in diesem Gebiet. Eine hervorragende Quelle für die Betrachtung der ursprünglichen topografischen Situation von Leipzig-Grünau ist das Meßtischblatt von Leipzig-West Nr. 46339 aus dem Jahre 1936.⁸ Hier sind auch die äußerst geringen Höhenunterschiede klar erkennbar. Wäh-

7 Peter Schenk, Geographischer Entwurff des Amtes Leipzig nebst etlichen angräntzenden Orthen und Gegenden, Amsterdam 1752, Stadtgeschichtliches Museum Leipzig, L-S 9b.

8 Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden (SLUB), Kartensammlung, KS 15581.



Abb. 11: Planungsgebiet von Nord nach Süd, Gemarkung Schönau, Bildmitte Ortslage Schönau, Kreuzung Schönauer Straße/Alte Salzstraße (StadtAL, BCA V 1976 Bd 2 Bl.058, Foto: Hans Linder, 1973)

rend der »Kirschberg« mit 126,8 m der höchste Punkt ist, findet sich der tiefste Punkt mit 115,6 m nördlich der Alten Salzstraße im Bereich des späteren Wohnkomplexes 2.

Der Baugrund wird in der Wettbewerbsausschreibung als ausgesprochen günstig bezeichnet. Es heißt dort: »Die Bebaubarkeit der Flächen ist sehr gut bis gut. Östlich der Linie Schönau – Mitte Siedlung Grünau liegt sehr gute Bebaubarkeit vor. Ausgenommen davon ist die ehemalige Sandgrube östlich Schönau, die zusammenhängendes Grundwasser oberhalb der Gründungssohle (3 m) führt und hohen Gründungsaufwand erfordert. Westlich der Linie Schönau – Mitte Siedlung Grünau liegt gute Bebaubarkeit mit durchschnittlichen Gründungsaufwand vor.⁹ Warum man trotz der bekannten problematischen Grundwassersituation östlich des Schönauer Parkes ein Krankenhaus vorgesehen hat, das noch 1986 (!) in Planunterlagen zu finden ist, bleibt unerklärlich. Es werden weniger ökologische Gründe gewesen sein, die zur Zurückstellung des Krankenhausbaues führten. Hier waren die ökonomischen Grenzen in den späten Jahren der DDR offensichtlich. Letztlich blieb so ein wichtiges Biotop erhalten. Bis zum Beginn der Bauarbeiten war das Gelände von Grünau in großen Teilen noch als Feldflur

9 Städtebaulicher Wettbewerb Wohngebiet Leipzig-Grünau, Wettbewerbsausschreibung, Leipzig 1973, S. III/13.



Abb. 12: Garskestraße, Abriss von Wohnhäusern zur Baufeldfreimachung (Stadtgeschichtliches Museum Leipzig, Foto: Hans-Joachim Kern 1979) (links)

genutzt, und man konnte sich leicht überzeugen, dass hier das Leipziger Land, »das ja sonst mancherlei kleine und größere Auen, Gehölze und auch Bodenwellen beleben und gliedern, besonders einförmig¹⁰ war. Davon konnte sich der Autor überzeugen, der als geborener Miltitzer keinerlei nennenswerte Erinnerungen an diese Gegend hat.



Abb. 13: Lützner Straße 215, Ver einsheim der Kleingartensparte »Am Hafens«, das ebenfalls für den Auf baustab von Leipzig-Grünau genutzt wurde (Stadtgeschichtliches Museum Leipzig, unbekannter Fotograf, 1975)

¹⁰ Zitiert nach: Wolfgang Grundmann, Historisches rund um Grünau. Ein Gang durch die Geschichte von Leipzigs jüngstem Stadtteil, Leipzig, 2. Auflage 1988, S. 6.



Abb. 14: Erschließungsarbeiten im Wohnkomplex 1, im Hintergrund die Lützner Straße (Stadtgeschichtliches Museum Leipzig, Foto Hans-Joachim Kern, 1979)

Es war weder ein Gebiet für Spaziergänge noch für Abenteuer – hier war einfach nichts los. Kein Gewässer, keine Erhebung, kein Wälzchen, was der Jugend der umliegenden Dörfer hätte kreative Erlebnismöglichkeiten bieten können. Kleingartenanlagen wechselten mit Feldern und Gärtnereien. Die heute sehr geschätzte Lindenallee war ein gewöhnlicher Feldweg. Dass dieses Areal schon im frühen 20. Jahrhundert ein Gebiet für stadtplanerische Überlegungen gewesen ist, zeigt ein Plan im Stadtarchiv Leipzig aus den Jahren 1922/1923.¹¹ Dort sind die projektierten Straßen in der Flur Miltitz zu erkennen, die heute etwa dem Gebiet des Wohnkomplexes 7 entsprechen. Beiderseits der Großmiltitzer Straße und am Auenweg sollten feingliedrige Anwohnerstraßen das Baugelände erschließen. Hier wären weitergehende Untersuchungen reizvoll. Hochbaupläne sind bisher nicht aufgefunden worden.

»Grünau liegt durchschnittlich 117 bis 120 m über dem Meeresspiegel und damit nur wenige Meter höher als der Leipziger Marktplatz (113 m über NN). Nur westlich der alten Ortslage Schönau steigt das Gelände geringfügig an. Die höchste Erhebung in Grünau ist der gegenüber der damaligen sowjetischen Garnison zwischen Lützner Straße und S-Bahn gelegene Kirschberg (127,2 m).

Dieser ist Bestandteil einer nordsüdwärts verlaufenden Geländewelle, der Dehlitz-Rückmarsdorfer Endmoräne, die am Bienitz beginnt und sich südlich von Grünau in großem Bogen westwärts bis an die Mündung der Rippach in die Saale nordöstlich von

11 StadtAL, RRA (K) 11451.



Abb. 15: Visionärer Entwurf zum Wohngebietzentrum von Leipzig-Grünau (Stadtarchiv Leipzig, BCA V 1979 Bd 2 Bl. 025R, Foto: Hans Lindner, o.J.)

Weissenfels erstreckt [...] Das Gelände nördlich der Ratzelstraße zwischen Kiewer und Brnoer Straße ist auf alten Karten als Pötzscher Mark oder auch als ›Potschke‹ bezeichnet. Zwischen den alten Orten des Territoriums Grünau und von diesen zu den Nachbargemeinden waren früher mehr und auch andere Verbindungs- und Kommunikationswege vorhanden als heute. Auch gab es eine Vielzahl von Flurbezeichnungen, die heute kaum noch bekannt sind. So war Schönau mit Großschocher durch die Schönauer Straße direkt verbunden, und in Verlängerung der Anton-Zickmantel-Straße führte noch um 1830 ein geradeaus durchgehender Weg nach Großmiltitz, dessen letzter Rest noch als Teil der Neuen Leipziger Straße vorhanden ist [...] Am Bahnübergang Schönauer Straße befand sich ›Der Kaiser-Grund‹. Noch bis 1920 war diese Flurbezeichnung auf Kartenplänen zu finden. Die Lützner Straße, vor 1793 zwischen Lindenau und Markranstädt südlicher als heute trassiert, war als via regia, als Königstraße, eine der bedeutendsten mittelalterlichen Fernstraßen, die von Frankfurt am Main über Eisenach und Naumburg bis Leipzig und weiter nach Osten führte. Während auf den Fluren Schönau und Lausen keine ur- und frühgeschichtlichen Funde gemacht wurden, ist eine frühgeschichtliche Besiedlung der Flur Miltitz belegt.¹²

12 Grundmann, Grünau (Anm. 9), S. 9.



Abb. 16: Erschließungsarbeiten im Wohnkomplex 1, Im Hintergrund Lützner Straße
(Stadtgeschichtliches Museum Leipzig, unbekannter Fotograf, 1975)

3. Warum Grünau?

Die Stadt Leipzig erlebte in den 1960er-Jahren einen großen Aufschwung im Wohnungs- und Gesellschaftsbau, der insbesondere um das Stadtjubiläum 1965 erkennbar war. Die Wohnbauten am Georgiring und in Großzschocher und die modernen Gebäude am Markt (Messeamt und Messehaus am Markt) künden von dieser Zeit. Dieser Elan war in den 1970er-Jahren nicht mehr spürbar. Am 31. Dezember 1971 lebten 580711 Einwohner in der Messestadt, in diesem Jahr wurden gerade einmal ca. 200 Wohnungen gebaut.

Der damalige Chefarchitekt der Stadt Leipzig, Horst Siegel, hat das in einem Artikel in den »Leipziger Blättern« in einer sehr zeittypischen Formulierung wie folgt dargestellt: »Warum brauchen wir das Wohngebiet Grünau?«

In unseren Tagen gilt es, ein altes Ziel der revolutionären Arbeiterbewegung zu erfüllen: Die Lösung der Wohnungsfrage. So beschloß es der VIII. Parteitag der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands als Zielstellung bis 1990. Wie war jedoch dafür die Ausgangsbasis in Leipzig? Damals (1971) gehörte die Messestadt noch zu den Städten

unseres Landes mit dem anteilig geringsten Zuwachs an Neubauwohnungen. Mehr als 20 000 Familien bzw. Haushalte hatten keine eigene Wohnung. Das Durchschnittsalter der Wohngebäude betrug etwa 60 Jahre. Damit nahm Leipzig im Vergleich zu anderen Großstädten unseres Landes einen ungünstigen Platz ein. Die Lösung der anstehenden Probleme erforderte deshalb, den Wohnungsneubau merklich zu steigern, um zunächst jedem Haushalt eine eigene Wohnung bereitzustellen zu können und Wohnraum für die Bürger zu schaffen, die sich in nicht erhaltenswerten Häusern befinden. Gleichzeitig mußte Vorlauf für die Umgestaltung der Altbaugebiete gewonnen werden. In den siebziger Jahren wurde für das Leipziger Wohnungsbauprogramm die entscheidende Wende eingeleitet. Wurden zum Beispiel Anfang der siebziger Jahre knapp 2 000 Wohnungen pro Jahr errichtet, so werden Anfang der achtziger Jahre 5 000 bis 6 000 Wohnungen gebaut, also rund dreimal so viel wie vor 10 Jahren. Diese gewaltigen Steigerungen wiederum bedingten, daß ab etwa 1975/76 ein größeres zusammenhängendes Baugebiet neu erschlossen werden mußte. Die kleineren Standorte, die noch über gewisse Reserven der technischen Infrastruktur verfügten, waren verbraucht, wie zum Beispiel Fernwärmeveranschluß, Elektroenergieversorgung, Be- und Entwässerung. Nach umfangreichen Variantenvergleichen wurde das Baugebiet Grünau ausgewählt. Dieser Standort bietet auch die günstigsten Produktionsbedingungen für die Baubetriebe.¹³

Der ebenfalls untersuchte Standort Leipzig-Paunsdorf schied (vorerst) aus, da er eine wesentlich schlechtere Infrastruktur hatte. Insbesondere die Anbindung an den öffentlichen Personennahverkehr und auch die Entfernung zu den Arbeitsplätzen sprachen dagegen. Trotzdem wurden dort ab 1987 6 270 Wohnungen gebaut. Diese Großsiedlung war die letzte des industriellen Plattenbaus und zweitgrößte in Leipzig.

Ein Blick auf eine Landkarte von Leipzig und seiner Umgebung macht schnell deutlich, dass die Erweiterungsmöglichkeiten für Leipzig begrenzt sind. Mehr denn je scheiden die Flussauen von Elster und Pleiße für eine Bebauung aus, denn gerade die Hochwasserereignisse der Jahre 2002 und 2013 haben gezeigt, welch unberechenbares Potenzial in den beiden unscheinbaren Flüssen liegt.

Wesentlich bedeutender für eine Standortwahl für größere Wohngebiete war in den Jahren vor 1989 allerdings die großflächig im Leipziger Land anstehende Braunkohle. Eine Karte aus dem Jahre 1925 zeigt, dass unter der Stadt Leipzig selbst und im Umland ergiebige Braunkohleflöze lagerten, die aber heute weitestgehend abgebaut sind.¹⁴ Die zahlreichen tiefgehenden Gebäudegrundungen der letzten beiden Jahrzehnte haben das gezeigt. Besonders offensichtlich war das beim »Petersbogen«, in der Petersstraße, wo jedermann das »schwarze Gold« sehen konnte. Damit kamen nur der Westen und der Osten für neue Wohngebiete in Frage.

13 Horst Siegel, Georg Eichhorn, Grünau · Vom Reißbrett zur Realität, in: *Leipziger Blätter* (1983) 2, S. 7–9, hier S. 9.

14 Übersichtskarte über die Verbreitung der Braunkohle in der weiteren Umgebung von Leipzig, entworfen von Dr. K. Pietsch, 1925, Stadtgeschichtliches Museum Leipzig, Gos-Nr. S0029783.



Abb. 17: Einsatz von Studenten bei Erdarbeiten auf der Baustelle Leipzig-Grünau, 1975 (Fotograf unbekannt, Bildquelle fehlt)

Der Wohnungsbaustandort Leipzig-Grünau ordnet sich strukturell an der südwestlichen Peripherie von Leipzig ein und ist als Teil der Stadt durch vielfältige Beziehungen und Verflechtungen (soziale und technische Infrastruktur) zur Stadtregion gekennzeichnet.

Der Standortauswahl gingen umfangreiche Untersuchungen des gesamten Stadtgebietes und des angrenzenden Territoriums, einschließlich einem in den Jahren 1971/72 durchgeföhrten Variantenvergleich zwischen dem Raum Grünau/Plagwitz und Paunsdorf, voraus.

Die wesentlichen Kriterien für die Wahl dieses Standortes sind in der Gesellschaftspolitischen Direktive für das Wohnungsbauvorhaben Leipzig-Grünau, die der Rat der Stadt Leipzig im Januar 1975 aufgestellt hat, zusammengefasst, speziell die:

- unmittelbaren Beziehungen zu den wichtigsten Industriebetrieben im Westen der Stadt Leipzig und die dadurch vorhandenen Möglichkeiten zur weiteren Verbesserung der Arbeits- und Lebensbedingungen der dort arbeitenden Werktätigen,
- relativ guten bioklimatischen und lufthygienischen Bedingungen zur Reproduktion der Hauptfunktionen des menschlichen Lebens Arbeiten – Wohnen – Erholen, u. a. die günstige Lage zu den Naherholungsgebieten Kulkwitz, Elster-Saale-Kanal, Bie nitz, Sandberg und Wachtberg.

- Möglichkeiten für eine hohe Produktivitätssteigerung in der Takt- und Fließfertigung für den Bau von vielen Wohnungen auf einem großen Standort.

Im Ergebnis dieser Untersuchungen wurde im November 1972 der Wohnungsbaustandort Leipzig-Grünau durch den Rat der Stadt Leipzig beschlossen und durch den Rat des Bezirkes Leipzig bestätigt. Er befindet sich in Übereinstimmung mit den Aussagen der Generalpläne der Bebauung, des Verkehrs und der stadttechnischen Erschließung der Stadt sowie dem Generalbebauungsplan der Stadtregion Leipzig.¹⁵

4. Der Wettbewerb

Die Ausschreibung von Architekturwettbewerben sind international übliche Verfahren zur Gestaltung großer Bauvorhaben. Das ist in Leipzig-Grünau in einem sehr aufwändigen Prozess unter den Bedingungen des »real existierenden Sozialismus« von 1972 bis 1973 vollzogen worden. Da die Entwürfe auf Grundlage des »Sortimentsangebotes« durchgeführt werden mussten, waren der gestalterischen Freiheit enge Grenzen gesetzt. Das bedeutete letztlich, dass für den Wohnungs- und Gesellschaftsbau Elemente des »Wohnungsbausystems 70« verwendet werden mussten, die von Oberwiesenthal bis Saßnitz überall in der DDR mit einer minimalen Variationsbreite zum Einsatz kamen. Insgesamt beteiligten sich 72 Teilnehmer aus dem gesamten DDR-Gebiet, von denen aber letztlich nur 24 Arbeiten eingereicht wurden. Erstaunlicherweise gelang es auch Heinz und Peter Auspurg einen Entwurf privat einzureichen, der die Anforderungsbedingungen für den Wettbewerb erfüllte.

Etwa ein Jahr vor Baubeginn gab es vom 3. bis 16.2.1975 eine Ausstellung der Gesamtplanung und der Wohnkomplexe 1–3 in den Räumen von Leipzig-Information. Dazu fanden Foren mit Bevölkerung und Bauarbeitern statt. Diese Bürgerbeteiligung hatte nur punktuell Einfluss auf die Gesamtplanung, denn viele Wunschträume blieben bis 1989 offen.

Ursprünglich waren 75 000 Einwohner als Zielgröße festgelegt worden. Diese Zahl wurde später auf »bis zu« 100 000 festgelegt, wobei diese hochgesteckte Marke nie erreicht worden ist. Die höchste Zahl gab es 1989 mit 85 000 Einwohnern. Der Chefarchitekt der Stadt Leipzig, Professor Dr. Horst Siegel, nahm in Zusammenarbeit mit Georg Eichhorn in der Frühjahrsausgabe der »Leipziger Blätter« ausführlich zum städtebaulichen Wettbewerb Stellung: »Warum wurde ein städtebaulicher Ideenwettbewerb durchgeführt? Wie findet man die beste Lösung für ein derartig großes, neues Wohngebiet, das mit unseren heutigen Mitteln und Möglichkeiten errichtet werden soll, aber

¹⁵ Siehe gemeinsamer Beschluss des Rates der Stadt und des Rates des Kreises Leipzig Nr. 0225/72 vom 1.11.1972.



Abb. 18: Wohnkomplex zwei, Taktstraße 1, Verlegen von Deckenplatten durch die Brigade Böttcher, 1979
(Stadtgeschichtliches Museum Leipzig, Foto: Harry Raphaelis)

auch den Ansprüchen der Bürger in den nächsten Jahrzehnten gerecht werden muß? Wie kann man die Erfahrungen unseres Landes dafür am besten nutzen? Mit diesen und ähnlichen Fragen beschäftigten wir uns Anfang der siebziger Jahre sehr intensiv. Wir kamen überein, dass dafür ein städtebaulicher Ideenwettbewerb die rationellste Form ist. Das Ziel bestand darin, geeignete Vorschläge für die städtebauliche, strukturelle und funktionelle Gliederung des Wohngebietes, seine Einordnung in gesamtstädtische Netze und Systeme, seine stadttechnische und verkehrsmäßige Erschließung und die Baumasenverteilung sowie Aussagen zur architekturbezogenen bildenden Kunst, zur Ökonomie und zur stufenweisen Realisierung zu erhalten. Der Wettbewerb lief vom Mai bis zum Oktober 1973 und war in der DDR nach mehrjähriger Pause der erste für ein Wohnungsneubauvorhaben dieser Größe. Er fand großen Widerhall unter den Städteplanern, Architekten, bildenden Künstlern und Ingenieuren. 65 Kollektive meldeten ihre Teilnahme und forderten die Ausschreibungsunterlagen an; aber die vielfältigen Anforderungen an dieses komplexe Vorhaben veranlaßte allerdings etwa 23 der Interessenten aufzugeben. Am 14. und 15. November 1973 wurde unter Vorsitz des Oberbürgermeisters, Dr. Karl-Heinz Müller, in Anwesenheit des 1. Sekretärs der SED-Bezirksleitung

Leipzig, Horst Schumann, und des Vorsitzenden des Rates des Bezirkes Leipzig über die 24 eingereichten Entwürfe beraten und entschieden. Das Preisgericht schätzte ein, daß aufgrund der umfangreichen Aufgabenstellung und der Größe des Wettbewerbes sowie einer Vielzahl weiterer Faktoren kein Entwurf vorlag, der sämtlichen Beurteilungskriterien entsprach. Die Jury gab deshalb im Ergebnis auch Empfehlungen für die endgültige städtebauliche Planung. Sie umfaßten vor allem die Programmstellung, Probleme der Verkehrserschließung sowie den Grundsatz, das Wohngebiet als einheitliches Ganzes und für die Perspektive Entwicklungsfähig zu entwerfen sowie in Etappen in Form von funktionsfähigen Baukomplexen zu planen und zu realisieren.«¹⁶

Sieger beim Wettbewerb wurde das Büro des Chefarchitekten der Stadt Erfurt, gefolgt von einem Kollektiv der Technischen Universität Dresden und von einem Entwurf der Hochschule für Architektur und Bauwesen Weimar. Die Realisierung nahm Elemente der Siegerentwürfe auf, da letztlich nicht alle Anforderungen an das zu bauende Wohngebiet erfüllt wurden.

4.1 Die Infrastruktur

Wie bereits eingangs erwähnt, befand sich im Planungsgebiet Leipzig-Grünau keinerlei Infrastruktur, die Reserven für die Anbindung eines derart großen Wohnprojektes hatte. Folglich mussten sowohl Straßen, Gleisanlagen für Straßenbahn und S-Bahn, Wasserversorgung und Entwässerung, Elektroenergieversorgung und Fernmeldeanschlüsse völlig neu geplant werden. Die Gasversorgung war von untergeordneter Bedeutung, da die Wärme für die Beheizung der Wohnungen und zum Kochen ausschließlich auf der Basis von Fernwärme bzw. Elektroenergie erzeugt wurde.

Im Wettbewerbsprogramm wurden folgende Planungsprinzipien des Verkehrs aufgestellt: Im Vordergrund stand die Herausbildung eines komplexen Systems der Verbindung von Stadt und Umland. Wenige leistungsfähige Trassen sollten den Verkehr bündeln und eine zeitgünstige Verbindung vom Wohngebiet an die Arbeitsplätze im Westen der Stadt sowie zum Stadtzentrum herstellen. Durch Minimierung und proportionale Verteilung der Verkehrsanforderungen sollten eine rationelle Auslastung und ein ökonomischer Betrieb der Netze gewährleistet werden.

4.2 Öffentlicher Personennahverkehr

Neben der Straßenbahn sollte die S-Bahn Hauptelement der Zielplanung sein. Für die Radialstrecken konnte das vorhandene Netz der Deutschen Reichsbahn und als Radial-

¹⁶ Siegel, Eichhorn, Grünau (Anm. 12), S. 7.



Abb. 19: Wohngebiet Leipzig-Grünau von Südosten (Planungsstand Oktober 1981), Zeichnung Dietrich Wellner, 1. Oktober 1981 (Stadtgeschichtliches Museum Leipzig, K/191/200824)

strecke nur die Trasse der bereits eröffneten S-Bahn genutzt werden. Am 12. Juli 1969 wurde offiziell der S-Bahnverkehr in einem herzförmigen Ring um die Leipziger Innenstadt zwischen Hauptbahnhof und Messe aufgenommen. Im Uhrzeigersinn verkehrte die S 1 um dieses Herz, gegen den Uhrzeigersinn die S 2.

Mit dem Baufortschritt nahm Leipzig-Grünau immer größere Ausmaße an. Deshalb überlegte man früh, wie man dieses Gebiet nach Hallenser Vorbild auch mit einer S-Bahn an das Leipziger Zentrum anschließen konnte. Ab 1977 bis 1983 wurde die neue S-Bahnlinie schrittweise ausgebaut, der heutige Endbahnhof Miltitzer Alle wurde 1983 erreicht. Buslinien sollten den Tangential- und Zubringerverkehr aufnehmen.

Der öffentliche Personennahverkehr sollte absoluten Vorrang gegenüber dem Individualverkehr haben.



Abb. 20: Lützner Straße, Kaserne der Gruppe der sowjetischen Streitkräfte in Deutschland (Stadtgeschichtliches Museum Leipzig, Foto: Dr. Dieter Kürschner, 1993)



Abb. 21: Horburger Straße, Ortslage Schönau (Stadtgeschichtliches Museum Leipzig, Foto: Hans-Joachim Kern, 1979)



Abb. 22: Schönauer Straße 245, Dorfkirche Schönau (Stadtgeschichtliches Museum Leipzig, Foto: Hans-Joachim Kern, 1979)

4.3 Straßenverkehr

Bestandteile der Planung waren ein übergeordnetes Netz von Hauptverkehrsstraßen 1. Ordnung (Stadtautobahn) als Ringsystem mit Anschlüssen an die vorhandenen und geplanten übergeordneten Autobahntrassen, Tangentenverbindungen zur Entlastung des Stadtzentrums sowie leistungsfähige Radialverbindungen.

Die Synthese von Neubau und maximaler Nutzung vorhandener Trassen war das erklärte Ziel, wobei letztendlich der Schwerpunkt auf dem Ausbau vorhandener Trassen lag (z. B. Lützner Straße). Voraussetzung für einen flüssigen Verkehr war die Trennung der einzelnen Verkehrsarten. Das ist durch separate Gleiskörper für die Straßenbahn und den Bau von Radwegen auch weitgehend realisiert worden.

4.4 Technische Infrastruktur

Die periphere Lage des Baugebietes zur Stadt erforderte eine weitgehende Neuerschließung des Wohngebietes Leipzig-Grünau. Für die Primäranschlüsse mussten sowohl die Hauptleitungen herangeführt werden als auch Ausbaumaßnahmen bzw. Erweiterungen in den vorhandenen Hauptnetzen erfolgen. Eine Bündelung in Magistralen-Sammelkanäle

in Ost-West-Richtung senkte den Erschließungsbedarf erheblich und schuf Reserven für einen späteren Ausbau.

4.4.1 Entwässerung

Die Entwässerung für Leipzig Grünau wurde durch eine Wasserscheide im Baugebiet erschwert. Das gesamte Schmutzwasser wurde im Bereich Antonien-/Diezmannstraße an das Abwassernetz angeschlossen. Der Bau von Pumpstationen war unumgänglich.

Für das Regenwasser war für den östlichen Teil der Karl-Heine-Kanal und für den westlichen Teil der Zschampert als Vorflut geplant. Warum das zwischen Straße am See und Kulkwitzer See gebaute Regenrückhaltebecken nie seine Funktion erfüllen konnte, ist noch zu ermitteln.

4.4.2 Wasserversorgung

Die Versorgungskonzeption des VEB WAB Leipzig sah zunächst für 3 000 Wohnungen-einheiten eine Interimsversorgung von der Pumpstation Demmeringstraße/Saalfelder Straße über Lützner Straße in das Baugebiet vor. Die 400 mm starke Trasse mit einer Länge von 3,3 km konnte nur einen kleinen Teil von Leipzig-Grünau versorgen.

Für den weiteren Ausbau wurden sowohl eine Nord- als auch eine Südringleitung geplant. Das erhöhte auch die Versorgungssicherheit bei Havarien. Bei der Wasserversorgung konnte die Weitsichtigkeit der Planer des 19. Jahrhunderts genutzt werden, denn für Leipzig-Grünau mussten keine neuen Wasserwerke errichtet werden.

4.4.3 Fernmeldeversorgung

Die fernmeldetechnische Versorgung stellte eine große Herausforderung dar, litt doch die gesamte DDR seit Jahrzehnten unter einem extrem schwach ausgebauten Netz. Eine großzügig ausgebaute Vermittlungsstelle an der heutigen Stuttgarter Allee (früher Wilhelm-Pieck-Allee) und vorverkabelte Wohnhäuser ermöglichten – zumindest technisch – den Anschluss jeder Wohnung an das Telefonnetz.

4.4.4 Elektroenergieversorgung

Die Elektroenergieversorgung war für Leipzig-Grünau lebenswichtig, da in den Wohnungen kein Gasanschluss vorgesehen war. Dafür mussten erhebliche Kapazitäten bereitgestellt werden. Allein die Elektroherde und die in strengen Wintern zusätzlich betriebenen Heizgeräte beanspruchten die Stromleitungen bis an ihre Grenzen.

Verglichen mit den anderen Versorgungsleitungen war die Erschließung des Wohngebietes hier vergleichsweise einfach zu realisieren. Durch Erweiterung der 10-kV-Schaltanlage im 110/10-kV-Umspannwerk »West« an der Diezmannstraße und der 10-kV-Kabellegung¹⁷ konnte bis etwa 1979 bei dem geplanten Baufortschritt die Elek-

¹⁷ Wohl Kabellegung.



Abb. 23: Wohnkomplex I, Auf der Kletterplastik, 1979 (Stadtgeschichtliches Museum Leipzig, Foto: Harry Raphaelis)

troenergieversorgung gewährleistet werden. Weitere Investitionen in das Stromnetz waren im Raum Bahnhof Lausen vorgesehen.

4.4.5 Wärmeversorgung

Für die Wärmeversorgung bestand 1973 noch keine endgültige Klarheit bzw. lag eine bestätigte Konzeption vor. Die in Erwägung gezogene dezentrale Wärmeversorgung auf der Basis von Importerdgas aus der Sowjetunion wurde schnell verworfen, weil die benötigten Erdgasmengen schlicht und einfach nicht zur Verfügung standen. Letztendlich entschied man sich für eine zentrale Versorgung mit Fernwärme, die auf der Basis von Braunkohle im Kraftwerk Kulkwitz erzeugt wurde. Hierzu musste die Kohle auf der Bahnstrecke Plagwitz-Pörsten herantransportiert werden. Das sicherte dieser Strecke das Überleben bis 1998. Durch Verbindung mit dem Leipziger Fernwärmennetz konnte die Versorgungssicherheit erhöht werden.¹⁸

18 Vgl. Städtebaulicher Wettbewerb Wohngebiet Leipzig-Grünau, Wettbewerbsausschreibung, Leipzig 1973, S. III/7–III/26.

Hierzu folgende Anmerkungen aus aktueller Sicht. Kaum ein Stadtplaner in Deutschland wird heute noch die Möglichkeit erhalten, ein derart komplexes System zu entwerfen. Man spürt beim Lesen der Unterlagen den Enthusiasmus der Planer, die sich der Einmaligkeit dieser Aufgabe durchaus bewusst waren. Deshalb versuchten sie ein Projekt zu entwickeln, das langfristig angelegt war und Erweiterungen für die Zukunft im Blick behielt. Dass man trotzdem immer mit systembedingten Grenzen leben musste, erschließt sich aus dem Städtebaulichen Rahmenprogramm, das in der Wettbewerbsbeschreibung festgelegt wurde. »Gesellschaftliche Einrichtungen, die über die Grundausstattung des Wohngebietes hinausgehen, sind städtebaulich so zu konzipieren, dass eine spätere Realisierung möglich ist und sich die dafür erforderlichen Reserveflächen in die Komposition einfügen. Dabei soll Rang- und Reihenfolge der Investitionen aus dem Wettbewerbsergebnis abgeleitet werden können.¹⁹

Was dabei zur »Grundausstattung« gehören sollte, wird in dieser Quelle nicht näher ausgeführt, sicher Schulen, Kindergärten, Polikliniken und Feierabendheime sowie Sporthallen. Nicht zur Grundausstattung zählten Kirchen, wie die Wettbewerbsvorgabe zeigt. Dass trotzdem in Leipzig-Grünau Kirchen gebaut werden konnten, ist eher ökonomischen als stadtplanerischen oder politischen Gründen zu verdanken. So beschloss am 13. Dezember 1972 der Ministerrat der DDR als das höchste infrage kommende Staatsorgan das vom Kirchenbund eingereichte Sonderbauprogramm. Mit dessen Durchführung wurde das staatliche Außenhandelsunternehmen LIMEX G.m.b.H. beauftragt.²⁰ Das bedeutete, dass die Bauleistungen in Valuta bezahlt wurden und die Kirchengemeinden für die Innenausstattung selbst verantwortlich waren. Die in zentraler Lage errichteten Kirchen stellen architektonische Höhepunkte in einer eher gleichförmigen urbanen Umwelt dar.

5. Utopie und Wirklichkeit

Beim Betrachten der visionären Zeichnungen von Hans-Dietrich Wellner (1934–2013) (*Abb. 6, 19*) wird die Diskrepanz zwischen der 1989 gebauten Architektur mit einer abwechslungsreichen Silhouette und der heutigen höhepunktarmen »Skyline« von Leipzig-Grünau deutlich.

Vieles, was auf den Reißbrettern der Architekten entstand, wurde nie umgesetzt, weil es die Möglichkeiten einer starren Planwirtschaft bei Weitem überstieg. »Echte« Untergrundbahnen, Terrassenhäuser und Stadtautobahnen – alles das war in den Wett-

19 Ebd., S. III/7–IV/1.

20 Aus: Vortrag des Ministerpräsidenten Manfred Stolpe beim 3. Dom-Kolloquium in Berlin am 4. Februar 2000, veröffentlicht in: <http://www.stk.brandenburg.de/reden/2000/0204.htm>.

bewerbsentwürfen zu finden.²¹ Auch die schon weitgehend realitätsnahen veröffentlichten Ausführungszeichnungen spiegeln die Diskrepanz zwischen den Vorstellungen der Planer und der beschränkten Baukapazität wider. Besonders anschaulich ist das an dem Plan vom Februar 1979 sichtbar, den Hans-Dietrich Wellner als Vogelperspektive gezeichnet hat. Gut nachvollziehbar ist die Grundstruktur mit ihren 8 Wohnkomplexen und dem Wohngebietszentrum, die im Wesentlichen auch realisiert wurden. Dem Ortsfremden fällt sicher ein großer weißer Fleck mitten im Wohngebiet auf. Zwischen Kiewer Straße und Schönauer Ring befand sich die sowjetische Garnison, die in der Zeit des »Kalten Krieges« absolut unantastbar war. Die Gefahr, die von solch einer militärischen Anlage ausging, zeigte die Explosion am 24. September 1982, bei der Splitter bis in 300 Meter Entfernung flogen.

Das erst 2016 vollständig belegte »Schönauer Viertel«, das sich heute an dieser Stelle befindet, ist eine der vielen nach 1990 errichteten austauschbaren Siedlungen, die zum weitaus größten Teil von Eigenheimen geprägt ist. Das Straßennetz war weitaus großzügiger geplant, als es der Autofahrer heute erlebt. Die F 87 sollte als kreuzungsfreie Stadtautobahn nördlich am Wohngebiet vorbeigeführt werden. Die heutige zweispurige Lyoner Straße ist die letztlich realisierte Trasse. Auch die südliche Hauptmagistrale (Ratzelstraße) sollte vierspurig ausgebaut werden. Auf den südlich der Straße verbliebenen Reserveflächen konnte nach 1990 ein bequemer Radweg gebaut werden, der für sportliche Leipziger Radfahrer einen schnellen und sicheren Zugang zum Naherholungsgebiet Kulkwitzer See ermöglicht. Die Gleisanlagen für den öffentlichen Personennahverkehr wurden weitgehend plangemäß ausgeführt, aber auch hier gab es »Wermutstropfen«. Die immer wieder diskutierte Anbindung der S-Bahn an die Gleise der Deutschen Bahn AG im Bereich Markranstädt ist bis heute nicht ausgeführt. Das wäre bei den damaligen Eigentumsverhältnissen eher möglich gewesen als bei den zahlreichen Eigeninteressen der Grundstückseigentümer heute. Ein Gleisstummel an der Straße am See erinnert an die geplatzten Träume.

Eines der Planungsziele von Leipzig-Grünau war die Verbindung von Wohnen und Arbeiten. Das perspektivisch angedachte Industriegebiet Weidenweg kam über die Planungsphase nicht hinaus. Dort steht heute eine Siedlung mit Einfamilienhäusern, die überall in Deutschland stehen könnte. Ein besonderes Kapitel ist das Krankenhaus mit überregionaler Funktion, das auf den Wiesen östlich des Schönauer Parks entstehen sollte. Bis heute grasen dort Rehe, und das ist im waldarmen Leipziger Westen auch gut so.

Zu den verdrängten Planungsaufgaben zählte ein Friedhof, der in der Wettbewerbsausschreibung von 1973 noch enthalten war. Zu den ersten Vorarbeiten auf Schönauer Flur gehörte die Umbettung der Verstorbenen auf dem ehemaligen kleinen Schö-

21 Ein umfangreicher Bestand von Akten und Plänen aus dem Büro des Chefarchitekten (BCA) zum Architekturwettbewerb von 1973 befindet sich im Stadtarchiv Leipzig.

nauer Friedhof. Offensichtlich haben die langen Wege auf einen Friedhof für die derzeit überalterte Grünauer Bevölkerung nur eine sehr geringe stadtplanerische Priorität.

Letztlich wurde vor 1989 weder eine Schwimmhalle noch das vorgesehene Wohngebietzentrum an der heutigen Stuttgarter Allee (damals Wilhelm-Pieck-Allee) gebaut. Heute erfüllen die »Grünauer Welle« und das »Alleecenter« diese Funktionen.

6. Ausblick

Das alte Sprichwort »Totgesagte leben länger« beschreibt die Situation in Leipzig-Grünau sehr treffend. Nach dem absoluten Tiefpunkt im Jahre 2011 mit 39 700 Einwohnern leben heute ca. 42 831 Einwohner in Leipzig-Grünau mit leicht steigender Tendenz.²² Die neuen Einwohner sind sowohl Rückkehrer als auch Immigranten, deren Zahl durch die kriegerischen Auseinandersetzungen im Nahen Osten stark angewachsen ist. Ein Indiz für die steigende Wertschätzung ist der Kauf von 4 250 Wohnungen des Hausverwalters Gutburg durch den Finanzinvestor Grand City Properties aus Luxemburg. Kein Investor der Welt würde in einem Stadtteil investieren, von dessen Zukunft er nicht überzeugt wäre. Auch der Neubau von Häusern geht voran. Die Wohnungsgenossenschaft »Lipsia« e. G. plant zum Beispiel ein neues Hochhaus und hat bereits an der Straße am See drei Terrassenhäuser errichtet, die sofort nach Fertigstellung voll vermietet waren.

Das Lebensgefühl von Grünau wird in einem Imagefilm mit der neuen Grünau-Hymne deutlich, über die in der Leipziger Volkszeitung am 25. Oktober 2016 berichtet wurde. Die Akteure in diesem Musikfilm sind Senioren, Jugendliche und auch der Grünauer Pfarrer Matthias Möbius swingt im Talar durch einen Stadtteil, der sich immer wieder neu erfindet.²³ Man kann also gespannt sein, wohin die Reise geht – von Abriss redet heute jedenfalls niemand mehr.

Das im Sommer 2016 von Baubürgermeisterin Dorothee Dubrau angekündigte Stadtteil-Entwicklungskonzept steht noch aus. Fest steht, das Leipzig-Grünau ein integraler Bestandteil der Stadt ist, dessen Entwicklungspotenzial noch längst nicht ausgeschöpft ist.

22 Statistisches Jahrbuch der Stadt Leipzig 2017 (Vorabversion), aktualisiert am 19.01.2017.

23 <http://www.wir-sind-gruenau.de/lipdub-video/>.

PERSONALIA

Nachruf auf Manfred Unger (1930–2016)



Dr. Manfred Unger um 1970 an seinem Schreibtisch im Staatsarchiv Leipzig (Staatsarchiv Leipzig, Foto PGH Fotozentrum Leipzig)

Am 28. Januar 2016 verstarb in Dresden der Archivar und Historiker Prof. Dr. Manfred Unger im Alter von 85 Jahren. Manfred Unger leitete nach Studium und Assistentenzeit an der Universität Leipzig zwischen 1959 und 1969 das Leipziger Stadtarchiv und anschließend mehr als drei Jahrzehnte das Staatsarchiv Leipzig. Während dieser langen beruflichen Tätigkeit in verantwortlichen Funktionen hat er sich bleibende Verdienste um das sächsische Archivwesen sowie die Leipziger Stadtgeschichte und die sächsische Landesgeschichte erworben.

Geboren wurde Manfred Unger am 10. April 1930 in Chemnitz. Seine Kindheit verbrachte er im erzgebirgischen Lauter. Die Herkunft aus dem Erzgebirge war ihm Zeit seines Lebens wichtig und zeigte sich nicht zuletzt

durch eine besondere Verbundenheit zu Land und Leuten.

Das Abitur legte Manfred Unger 1948 in Aue ab. Danach wechselte er an die Universität Leipzig und schrieb sich zum Wintersemester 1948/49 für ein Studium der Fächer Geschichte, Germanistik und Historische Hilfswissenschaften ein. Über seine Studien- und Assistentenzeit und das von Aufbruch und Neubeginn geprägte geistige Klima an der Universität in den 1950er-Jahren hat er später ausführlich berichtet. Zu seinen Lehrern zählten u. a. Theodor Frings, Ernst Bloch, Walter Markov und Hellmut Kretzschmar. Von besonderer Bedeutung war der aus Rostock nach Leipzig berufene

Mediävist Heinrich Sproemberg, der das Institut für Deutsche Geschichte leitete und damit auch für die Landesgeschichte zuständig war.

Bei Sproemberg fertigte Manfred Unger 1952 seine Diplomarbeit über das sogenannte Barbarossaprivileg für die Stadt Lübeck 1188 an. Nach dem Abschluss des Studiums erhielt er eine Assistentenstelle bei Heinrich Sproemberg und wurde 1959 mit einer Studie über »Stadtgemeinde und Bergwesen in Freiberg« promoviert. Diese 1963 im Druck erschienene Dissertationsschrift gehört bis heute zu den Standardwerken sächsischer Stadtgeschichtsforschung. Dem frisch promovierten Historiker schien eine hoffnungsvolle akademische Karriere bevorzustehen. Mit der im Jahr 1958 erfolgten Zwangsemobilisierung von Heinrich Sproemberg, der sich als »bürgerlicher« Historiker den Versuchen zunehmender ideologischer Vereinnahmung der Universität bis dahin erfolgreich entzogen hatte, wurde dieser Weg jedoch versperrt. Manfred Unger musste sich beruflich neu orientieren.

Im Nachhinein kann es nur als eine glückliche Fügung betrachtet werden, dass zum selben Zeitpunkt die Leitung des Leipziger Stadtarchivs neu zu besetzen war. Der gerade 29-Jährige bewarb sich erfolgreich und trat im Mai 1959 die Nachfolge von Ernst Müller an, der das Stadtarchiv in der Tradition von Gustav Wustmann und Ernst Kroker seit 1945 erfolgreich geleitet hatte. Der neuen Aufgabe widmete sich Manfred Unger mit großem Engagement, wobei er die Ausbildung zum Archivar berufsbegleitend in Potsdam absolvieren musste. Seine Abschlussarbeit über die Geschichte des Stadtarchivs Leipzig kann auch der heutige Nutzer noch mit Gewinn zur Hand nehmen. Gemeinsam mit Peter Beyer bearbeitete er in den 1960er-Jahren die erste umfassende Bestandsübersicht des Stadtarchivs, die damals leider ungedruckt bleiben musste, jedoch eine unverzichtbare Grundlage für die später publizierten Übersichten darstellte. Schon bald nach seinem Amtsantritt hatte der neue Direktor die Einrichtung der Schriftenreihe »Arbeitsberichte zur Geschichte der Stadt Leipzig« initiiert, die die Möglichkeit bot, die Ergebnisse der Arbeit des Stadtarchivs auch in einem für stadt- und landesgeschichtliche Publikationen schwierigen Umfeld zu veröffentlichen.

Mit Blick auf die Stadtgeschichtsforschung rückte alsbald das 1965 gefeierte Jubiläum der Stadterhebung Leipzigs in den Vordergrund. Manfred Unger war dabei sowohl an dem offiziellen Jubiläumsband »Leipzig in acht Jahrhunderten« als auch an der in mehrere Sprachen übersetzten Festschrift »800 Jahre Leipziger Messe« maßgeblich beteiligt.

Bereits im Jahr 1960 war Manfred Unger auf Vorschlag des Vorsitzenden Hellmut Kretzschmar zum Mitglied der Historischen Kommission der Sächsischen Akademie der Wissenschaften berufen worden. Der Arbeit der Kommission blieb er über Jahrzehnte eng verbunden. So übernahm er gemeinsam mit Dietmar Debes die Redaktion der unter der Herausgeberschaft der Kommission erschienenen siebenbändigen »Bibliographie zur Geschichte der Stadt Leipzig«. Zuletzt trug er für den 1996 erschienenen Band »Geschichtsforschung in Sachsen« zum 100-jährigen Bestehen der Kommission

die redaktionelle Verantwortung. Im Dienste der Landesgeschichte wirkte Manfred Unger darüber hinaus in der Redaktion der »Sächsischen Heimatblätter« (1965–2004) sowie des »Jahrbuchs für Regionalgeschichte« (und Landeskunde) (1967–1996).

Nach zehn Jahren an der Spitze des Stadtarchivs wechselte Manfred Unger 1969 innerhalb Leipzigs an das Staatsarchiv, das 1954 als zuständiges Archiv für den Bezirk Leipzig gegründet worden war und seinen Sitz im ehemaligen Gebäude des Reichsgerichts (damals Georgi-Dimitroff-Museum) hatte. Wie im Stadtarchiv entfaltete Manfred Unger auch hier eine ungemein produktive historische und archivarische Tätigkeit. Grundlegendes leistete er für den Bestandsaufbau und die Erschließung der Bestände »seines« Hauses. Das 1993 erschienene Bestandsverzeichnis des Staatsarchivs dokumentiert eindrucksvoll diese Arbeit. Unter seiner Leitung erwarb sich das Leipziger Staatsarchiv sowohl innerhalb des staatlichen Archivwesens der DDR als auch unter den wissenschaftlichen Einrichtungen in der Stadt Leipzig einen exzellenten Ruf. Einem breiten Publikum ist Manfred Unger als Mitherausgeber von zwei repräsentativen Dokumentenbänden bekannt geworden, die unter dem Titel »... mit Brief und Siegel« bzw. »Aus Tausend Jahren deutscher Geschichte« den Wert und die Vielfalt der in den Archiven der DDR verwahrten Archivalien veranschaulichen sollten.

Auch in seiner Funktion als Direktor des Staatsarchivs blieb Manfred Unger der Stadtgeschichtsforschung treu. Von den zahlreichen Veröffentlichungen auf diesem Gebiet seien hier nur einige wenige hervorgehoben. Ein besonderes Anliegen war ihm die jüdische Geschichte der Stadt. Bereits 1963 hatte er in der Zeitschrift für Geschichtswissenschaft Dokumente zur nationalsozialistischen Judenverfolgung in Leipzig vorgestellt. Von besonderer Bedeutung war die maßgebliche Mitarbeit an der vielbeachteten Ausstellung »Juden in Leipzig« (1988) im Kroch-Hochhaus. Es folgte 1994 die Herausgabe des Sammelbandes »Judaica Lipsiensia«. Manfred Unger gehörte außerdem zu den Gründern der »Ephraim Carlebach Stiftung«. Mehrfach hat sich Manfred Unger auch der Geschichte der Leipziger Banken gewidmet, wobei insbesondere seine Arbeiten über das Bankhaus Frege Erwähnung verdienen. Schließlich ist seine Beteiligung an dem 1990 erschienenen »Neuen Leipzigischen Geschichtsbuch« mit einem grundlegenden Beitrag zur hochmittelalterlichen Stadtgeschichte hervorzuheben.

Ein wichtiges Anliegen war Manfred Unger die Ausbildung und Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses. Zwischen 1961 und 1983 hatte er einen Lehrauftrag am Institut für Archivwissenschaft Potsdam bzw. am Bereich Archivwissenschaft der Humboldt-Universität zu Berlin inne. 1980 wurde er zum Honorandozenten, 1984 zum Honorarprofessor an der Sektion Geschichte der Karl-Marx-Universität Leipzig u. a. für Regionalgeschichte berufen.

Mit der Wende waren für die Archive große Herausforderungen verbunden, es galt die archivwürdigen Unterlagen des in Auflösung befindlichen Staates zu sichern. Manfred Unger hat diese Aufgabe mit der ihm eigenen Tatkraft angenommen und so manchen wertvollen Bestand vor der drohenden Vernichtung bewahrt. Mit der Neugrün-

dung des Freistaates Sachsen war auch die Integration des Leipziger Archivs in das neu geschaffene sächsische Archivwesen sowie unmittelbar darauffolgend die Planung eines Neubaus verbunden. Den Umzug in das neue Domizil in Leipzig-Paunsdorf 1995 hat er nicht mehr begleitet, da er bereits 1993 auf eigenen Wunsch hin mit seinem 63. Geburtstag in den Ruhestand getreten war.

Die frei werdenden Ressourcen hat Manfred Unger anderweit nutzbringend verwenden können, so in der Redaktion der *Leipziger Blätter* (1992–2002) oder als Vorsitzender der Sammelstiftung des Bezirkes Leipzig (1992–1996).

Über viele Jahre wirkte Manfred Unger aktiv und an verantwortlicher Stelle in der Gesellschaft für Heimatgeschichte im Kulturbund der DDR. Wesentlich unterstützte er dort den Arbeitskreis »Geschichte der Leipziger Vororte«. Aus der Fachgruppe Stadtgeschichte des Kulturbundes wurde nach der Wende der Leipziger Geschichtsverein unter seiner maßgeblichen Beteiligung wiederbegründet. Zeitweilig hatte er den stellvertretenen Vereinsvorsitz inne und war Mitglied des wissenschaftlichen Beirates.

Der Leipziger Geschichtsverein hat die Verdienste von Manfred Unger um den Verein und die Leipziger Stadtgeschichte im Jahr 2000 durch die Herausgabe einer ihm und Manfred Straube anlässlich ihres 70. Geburtstages gewidmeten Festschrift gewürdigt. Der Verein wird dem hervorragenden Wissenschaftler und warmherzig-humorvollen Menschen Manfred Unger ein ehrendes Angedenken bewahren.

Henning Steinführer

REZENSIONEN

**Alltag und Frömmigkeit am Vorabend der Reformation in Mitteldeutschland
(Schriften zur Sächsischen Geschichte und Volkskunde, Bd. 50)**

Hrsg. von Enno Bünz und Hartmut Kühne

Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 2015, 843 S., Ladenpreis: 98 Euro
ISBN 978-3-86583-924-4

Auch in Hartmut Boockmanns methodisch wie kenntnisreich im Detail gleichermaßen beeindruckendem und wohl bekanntestem Buch »Die Stadt im späten Mittelalter« aus dem Jahre 1986 (im Übrigen auch parallel in der DDR erschienen) spielt das Thema Frömmigkeit als Teil eines eigenen Kapitels eine maßgebliche Rolle.¹ Der 1998 mit 64 Jahren viel zu früh verstorbene, lange Jahre in Göttingen lehrende Historiker Boockmann vermochte wie nur wenige ein »Dokument zum Leuchten zu bringen, ein Testament, einen Reisebericht, einen Reformtraktat oder eine mittelalterliche Altartafel« (Werner Paravicini). In besagtem Buch, heute längst ein Klassiker, beschreibt Boockmann auch ein aus der Kirche St. Nikolai zu Leipzig stammendes und im Leipziger Museum der bildenden Künste aufbewahrtes Epitaph Lukas Cranachs d. Ä. mit der bildgewaltigen Darstellung des Sterbens und der *ars moriendi*, zumal sich hierin in geradezu exemplarischer Weise die spätmittelalterliche Glaubenswelt und Frömmigkeit in ihren Einzelheiten und im kontextuellen Zusammenhang widerspiegeln. Boockmann hat zugleich in seiner meisterhaften Darstellung der deutschen Geschichte vom 12. bis zum beginnenden 16. Jahrhundert explizit darauf verwiesen, dass neben der Polemik Martin Luthers gegen die Kirche seiner Zeit – zusammengefasst vor allem in seiner Schrift »An den christlichen Adel deutscher Nation« (1520) mit ihrer Kritik an den Missständen innerhalb der Papstkirche² – sich Frömmigkeit und Kirchlichkeit der vorangegangenen Jahrzehnte keineswegs als Schein, als bloße Äußerlichkeiten entpuppten.³

Niemand kann heute mehr bestreiten – und Boockmann war hier mit seinen Arbeiten gleichsam ein schreibmächtiger Vorreiter und Vordenker –, dass sich die Menschen des 15. Jahrhunderts bzw. in den Jahrzehnten vor der Reformation den Kirchen so intensiv zugewandt haben wie niemals zuvor, wobei es sich keineswegs nur um Äußerlichkeiten und oberflächliche Befolgungen von religiösen Vorschriften handelte. Gelebte Frömmigkeit zeigte sich vielgestaltig und allgegenwärtig – u. a. mit Reliquienkult, Heiltumszeigung, Wallfahrten, Heiligenvereh-

1 Hartmut Boockmann, Die Stadt im späten Mittelalter, München 1986.

2 »An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung«, in: Martin Luther. Studienausgabe, Bd. 2, hrsg. von Hans-Ulrich Delius, Berlin 1982, S. 89–167.

3 Hartmut Boockmann, Stauferzeit und spätes Mittelalter. Deutschland 1125–1517 (= Siedler Deutsche Geschichte), Berlin 1987 (2., durchgesehene Aufl. 1994), S. 376–402.

rung und vielem mehr.⁴ Dies gilt auch für Mitteldeutschland als Wiege der Reformation. So nimmt denn auch Enno Bünz, einer der beiden Herausgeber des vorliegenden Bandes, Boockmanns Arbeiten und Anregungen zur Geschichte der vorreformatorischen Frömmigkeit zum Anlass, mit Cranachs erwähntem Leipziger Bild dezidiert auf die Allianz von Alltag und Frömmigkeit um 1500 zu verweisen und in einem problemorientierten Überblick den aktuellen Forschungsstand zu beschreiben. Historiker, Kirchen- und Kunsthistoriker sowie Theologen haben hier in den zurückliegenden Jahren wichtige Arbeiten vorgelegt und mit unterschiedlichen Akzentuierungen neue Fragen formuliert, wobei die regionale Perspektive eine nicht unwesentliche Rolle spielt, zumal sich die praxis pietatis in Raum und Zeit wandelt.

Der vorliegende Band, eine grundlegende Bestandsaufnahme für den mitteldeutschen Raum, muss im Kontext eines von der Gerda-Henkel-Stiftung seit 2010 maßgeblich geförderten Forschungsprojektes⁵ sowie einer in diesem Zusammenhang in den Jahren 2013–2015 in Mühlhausen, Leipzig und Magdeburg präsentierten Ausstellung unter dem Titel »Umsonst ist der Tod. Alltag und Frömmigkeit am Vorabend der Reformation« gesehen werden.⁶ Die große wissenschaftliche Tagung an der Universität Leipzig, deren beeindruckendes Resultat der vorliegende, fast 900 Seiten umfassende und reich bebilderte Sammelband darstellt, fand dabei im Jahre 2012 statt. Auch wenn mehr als drei Jahre bis zu seiner Fertigstellung vergangen sind: das Warten hat sich gelohnt. In vier großen Themenblöcken sind 28 Beiträge bekannter Autoren, aber auch von Nachwuchswissenschaftlern vereint (hinzu kommen Einleitung und Ausblick), die spannende Einblicke in laufende und abgeschlossene Forschungen bieten und dabei Quellen sehr unterschiedlicher Art und Provenienz – häufig bislang wenig beachtet oder unbekannt – auswerten. Dabei werden sowohl Einzelergebnisse als auch unterschiedliche methodische Zugänge präsentiert. Den groben zeitlichen Rahmen bilden der Ausbruch des Abendländischen Schismas (1378) und die endgültige Durchsetzung der lutherischen Reformation (um 1530) mit Schwerpunkt der Zeit um 1500.

Im Fokus stehen zunächst exemplarisch Akteure vorreformatorischer Frömmigkeit wie Fürsten, Grafen und Herren. So hinterfragt Armin Kohnle beispielsweise den Wandel der Frömmigkeitspraxis in der Reformationszeit am Beispiel des albertinischen Herzogs Georg von

⁴ Auch die maßgeblich vom Institut für mittelalterliche Realienkunde der Österreichischen Akademie der Wissenschaften in Krems initiierte Alltagsgeschichte hat hier – von französischen Anregungen ausgehend – unter multiperspektivischer Sichtweise das Thema spätmittelalterliche Frömmigkeit fokussiert. Vgl. Harry Kühnel (Hrsg.), *Alltag im Spätmittelalter*, Graz-Wien-Köln 1984 (hier v. a. das Kapitel »Frömmigkeit ohne Grenzen?«).

⁵ Vgl. hierzu die sehr instruktiven Video-Beiträge zum Forschungsprojekt, bei dem Hartmut Kühne umfangreiche Rechercharbeiten in den Inventaren, Katalogen und Sammlungsbeständen mittlerer und kleiner Museen in Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen durchführte, wobei der Fokus dabei nicht auf die traditionellen musealen Sammlungsraster gerichtet war, sondern darauf zieltet, die Funktion von Objekten in bestimmten Lebenskontexten zu verorten und ihre religiösen Aspekte sichtbar zu machen. Abrufbar sind die dabei entstandenen neun kurzen Filmbeiträge unter https://lisa.gerda-henkel-stiftung.de/himmlische_fundgrube_deutschland?nav_id=3730.

⁶ Alltag und Frömmigkeit am Vorabend der Reformation in Mitteldeutschland. Katalog zur Ausstellung »Umsonst ist der Tod«, hrsg. von Hartmut Kühne, Enno Bünz und Thomas T. Müller. Petersberg 2013. In sieben Hauptkapiteln wird hier ein ungemein vielschichtiges Bild der Intensivierung der Frömmigkeit um 1500 präsentiert und kirchliches Leben aus unterschiedlichen Perspektiven bei einem überaus reichen Überlieferungsstand betrachtet.

Sachsen, wobei Frömmigkeit hier zugleich als Bestandteil landesherrlichen Selbstverständnisses und seiner Repräsentation nach außen interpretiert wird, während Thomas Lang in einer Zwischenbilanz fürstliche Rechnungen an Wittenberger Beispielen als Quellen der Frömmigkeitsgeschichte näher untersucht und Christoph Volkmar die Religiosität des niederen Adels um 1500 in den standesspezifischen Zugängen (Pfarr- und Filialkirchen an adeligen Herrschaftssitzen, persönliche Frömmigkeit und generationsübergreifende Memoria) thematisiert. Unter dem zweiten Schwerpunkt »Stadt und Land« wiederum sind neun Studien vereint, die u. a. mitteldeutsche Stadtbücher als Quellen der Frömmigkeitsgeschichte konkret am Beispiel von Görlitz und hier der Testier- und Stiftungspraxis in den Mittelpunkt rücken (Christian Speer).⁷ Ein sehr differenziertes Bild auch der materiellen Lage der drei Arnstädter Pfarrkirchen mit Blick auf Alltagsfrömmigkeit zeichnet Martin Sedlaczek, während Antje J. Gornig die Rechnungen der Wittenberger Bruderschaften – es gab hier, beginnend bei der Schützen- oder Sebastiansbruderschaft, mindestens 13 religiöse Laienvereinigungen, die v. a. an der Stadtpfarrkirche »Unser Lieben Frauen« aktiv wurden – auf Einnahmen, Mitgliedsbeiträge und Ausgaben untersucht und die Ergebnisse in mehreren Tabellen veranschaulicht, was insgesamt ein vielgestaltiges Bild vorreformatorischer Frömmigkeit bietet und unser Wissen über das ernestinische Wittenberg nicht unwesentlich erweitert.

Eine andere Rechnungsquelle, die zwei bislang unbekannte Opferkulte im Ost- und Westchor des Naumburger Doms zum Vorschein bringt, präsentiert Matthias Ludwig, während Henning Steinführer Braunschweiger Bürgertestamente als Quellen der Frömmigkeitsgeschichte um 1500 analysiert, zumal das von ihm geleitete Stadtarchiv mit annähernd 3 000 letztwilligen Verfügungen über einen der größten Quellenbestände im deutschsprachigen Raum verfügt und in Bürgertestamenten Legate zum Seelenheil und zur Memoria des Stifters bekanntmaßen eine zentrale Rolle spielen, was an drei konkreten Beispielen auch exemplarisch verdeutlicht wird. Dass auch auf dem Lande die Frömmigkeit selbstredend eine wichtige Rolle spielte, zeigt Markus Cottin anhand einzelner überliefelter Beispiele aus Bistum und Hochstift Merseburg auf, während Jörg Voigt das Terminierwesen der Bettelorden am Beispiel der Dominikaner und Franziskaner in Sachsen und Thüringen und Sabine Zinsmeyer mehr als 50 Beispiele von Schnitzaltären als Frömmigkeitszeugnisse behandeln. Zum breiten Themenspektrum Frömmigkeit gehörte des Weiteren die Frage spätmittelalterlicher Ketzerbewegungen, die Ingrid Würth am Beispiel der Geißler in Thüringen bis 1493 im zeitgeschichtlichen Kontext untersucht und dabei deren genaue Verbreitung auch kartographisch verortet (S. 418).⁸

Klassische Frömmigkeitszeugnisse wie Ablass, Wallfahrt, Wunder und Memoria stehen im Mittelpunkt des dritten Themenkomplexes. Auch hier finden sich zahlreiche Neuentdeckungen. So konnte beispielsweise Hartmut Kühne bei seinen Quellenforschungen im Stadtarchiv Mühlhausen zwei bislang unbekannte Einblattdrucke des Kardinallegaten und Ablasskommis-sars für das Heilige Römische Reich deutscher Nation, Preußen und die nordischen Länder,

⁷ Vgl. hierzu unbedingt ergänzend auch Uta Marquardt, »... und hat sein Testament und letzten Willen also gemacht«. Görlitzer Bürgertestamente des 16. Jahrhunderts, Leipzig 2009. Immerhin reflektieren ca. 140 letztwillige Verfügungen hier auch die vorreformatorische Zeit!.

⁸ Mit Blick auf den Hussitismus und seine Ausstrahlung auf die wettinischen Herrschaftsgebiete vor und nach 1419 muss auf jeden Fall František Šmahel Opus magnum ergänzt werden! Vgl. ders., Die Hussitische Revolution, 3 Bde. (MGH Schriften, 43). Hannover 2002.

Raimund Peraudi, vom Beginn des 16. Jahrhunderts aufspüren, die die Frage des Kreuzzugsablasses im Kampf gegen die Türken zum Inhalt haben. Konkret handelt es sich um ein gedrucktes Anschreiben an den Mühlhäuser Rat sowie ein Einnahmeverzeichnis Peraudis.⁹ Beide gewähren einen bisher einzigartigen Einblick in einen kleinen Teil der finanziellen Erträge der reichsweiten Ablasskampagne, auch wenn eine hierauf basierende Hochrechnung auf den Gesamtertrag des Jubiläumsablasses der Jahre 1501/02 nicht möglich scheint. Dass das Stichwort »Ablasshandel« und seine Bedeutung für die Reformation künftig kritischer und genauer – ohne pauschale negative Konnotation – mit Blick auf lokale Bedeutung, soziale Dimensionen und mentale Veränderungen hinterfragt werden sollte, zumal die von Peraudi geschaffene »Form der Ablasskampagnen tiefgreifende Innovationen in der Ablasspraxis mit sich brachten« (S. 465), ist eine vom Autor dezidiert vorgetragene Forderung. Hieran anknüpfend liefert Julia Kahleyß Beobachtungen zu Anzahl und Bedeutung Zwickauer Ablässe am Beispiel eines bürgerlichen Indulgenzverzeichnisses als bislang einzige bekanntem Fall eines privaten, bürgerlichen Indulgenzregisters der Pfarrkirchen einer deutschen Stadt, entstanden um 1500. Die in diesem Kontext präsentierten Tabellen (S. 483–485) verweisen u.a. auf die Quantität der Festtage und die damit verbundenen Karenen als signifikantem Ausdruck der gelebten Frömmigkeit der Menschen jener Zeit, die ebenso in den Funden von Pilgerzeichen als Indikatoren des Wallfahrtswesens (Carina Brumme) oder aber im Gandersheimer sog. Jüngeren Nekrolog als Beispiel für das Totengedenken im Kanonissenstift Gandersheim (Christian Popp) ihre jeweils spezifische Reflektion findet.

Im vierten großen Themenkomplex zu »Vermittlungsformen und Normen« wiederum reicht die inhaltliche Spannbreite der neun Beiträge von Aspekten des Rechtsalltags um 1500 im Untersuchungsgebiet (Heiner Lück) bis zu Inschriften zur Frömmigkeitsgeschichte um 1500 (Hans Fuhrmann), von Veränderungen des Gottesdienstes im Zeitalter der Konfessionalisierung (Andreas Odenthal) bis hin zu mittelalterlichen Grabdenkmälern (Johannes Tripps) und weiteren Sachzeugnissen wie »Marienmäntelchen« (Barbara Pregla) und Heiligenbildern auf Wittenberger Ofenkacheln aus der Wende vom Spätmittelalter zur frühen Neuzeit (Hans-Georg Stephan). Die überkommenen Zeugnisse eines reichhaltigen und vielfältigen Frömmigkeitslebens sind dabei auch das Phänomen der Wetzrillen (Vertiefungen im Mauerwerk vornehmlich an Kirchen als mögliches Zeugnis der Anwesenheit an einem Wallfahrtsort) sowie geistliche Schauspiele in mitteldeutschen Städten (u.a. eine Leipziger Fronleichnamsprozession sowie ein Prozessionsspiel aus Zeitz).

Das von Hartmut Kühne, dem zweiten Herausgeber, in einem Ausblick am Ende des Bandes formulierte vorrangige Tagungsziel, nämlich die Materialbasis für künftige Überlegungen zum Thema Alltag und Frömmigkeit am »Vorabend« der Reformation in Mitteldeutschland durch neue Quellen und Zeugnisse zu verbreitern und dabei auch bislang wenig bekanntes oder gar verborgenes Material für die Frömmigkeitsgeschichte um 1500 zu erschließen, hat die Tagung mit ihrer ungeheuren Themenbreite eindrucksvoll erfüllt, wobei das städtische Milieu dominiert, das Dorf mit seiner eigenen Lebenswelt hingegen – in dem immerhin noch etwa 80 Prozent der Bevölkerung lebten – (bislang) weitgehend ausgeblendet wurde, auch wenn einige Beiträge zumindest dieses Thema streifen. Farbige Bildtafeln auf immerhin 31 Seiten sowie ein Personen- und Ortsregister beschließen diesen ungemein instruktiven Band, der die

9 Zu Peraudis Wirken bzw. der Überlieferung der Einblattdrucke vgl. in diesem Zusammenhang das Gesamtverzeichnis der Wiegendrucke. Abrufbar unter www.gesamtkatalogderwiegendrucke.de.

weitere Forschung zum Untersuchungsgegenstand unbestritten anregen dürfte. Dass die vorreformatorische Zeit eine Epoche gesteigerter Frömmigkeitsbedürfnisse war, zeigt der Band überzeugend auf, wobei er zugleich die vielfältigsten Erscheinungsformen der Frömmigkeit deutlich macht.

Thomas Krzenck (Leipzig)

**Unruhiges Leipzig. Beiträge zur Geschichte des Ungehorsams in Leipzig
(Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Leipzig, Bd. 12)**
hrsg. von Ulrich Brieler und Rainer Eckert

Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 2016, 524 Seiten, Ladenpreis: 62 Euro
ISBN 978-3-96023-049-6

Mit dem vorliegenden Band 12 der seit 2010 im Leipziger Universitätsverlag in dichter Folge erscheinenden o.g. Reihe wurde 2016 der gewichtige Tagungsband des gleichnamigen Kolloquiums zum 7. Tag der Stadtgeschichte vom November 2014 vorgelegt. Er vereint aber nicht nur die dort gehaltenen 16 Referate, sondern weitere sechs Beiträge zum Thema »Unruhiges Leipzig«, die am 6. und 7. November 2014 nicht zum Vortrag kamen. So ist auch dieser Band mit 22 Aufsätzen auf über 500 Seiten wieder sehr umfangreich ausgefallen. Zeitlich bewegen sich die Beiträge vom frühen 13. Jahrhundert bis ins Jahr 2015, sodass für eine Publikation mit historischen Themen eine ungewöhnliche Aktualität erreicht wurde. Einen klaren Schwerpunkt bilden allerdings Ereignisse und Entwicklungen im 19. und 20. Jahrhundert, die quantitativ über 70 Prozent des Buches (S. 139 bis 509) ausmachen. Der von Ulrich Brieler und Rainer Eckart herausgegebene und eingeleitete Band trägt seinen Namen zu Recht, denn es geht in den allermeisten Beiträgen um Ungehorsam, Protest und Streiks bis zu Widerstand und revolutionären Unruhen in den verschiedenen gesellschaftlichen Epochen.

So stellt Enno Bünz den Aufstand der Leipziger Bürger gegen die Ausweitung der Herrschaft des Wettiner Markgrafen Dietrich des Bedrängten (1195–1221) und die Erhebung von neuen Steuern und Abgaben anhand der überlieferten Schriftzeugnisse und archäologischen Befunde dar. Dem Leipziger Calvinistensturm am 19. und 20. Mai 1593 als Ausdruck gewalttätiger religiöser Auseinandersetzungen widmet sich der Aufsatz von Henning Steinführer. Dabei analysiert er die wiederholt zu diesem Thema vorliegenden wissenschaftlichen Erkenntnisse und Interpretationen. Elke Schlenkrich befasst sich mit der Ambivalenz des Verhältnisses von Armut und Ungehorsam vom 16. bis zum 18. Jahrhundert, wobei die unteren sozialen Schichten wie die Bettler und Almosenempfänger, die Insassen von Disziplinierungsanstalten wie dem Leipziger Georgenhaus (kombiniertes Armen-, Zucht- und Waisenhaus) als Stör- und Unruhefaktor für die besser gestellte Stadtbevölkerung im Fokus stehen. Einen Überblick über Fehden, Boykotts und Streiks der Leipziger Handwerksgesellen vom Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert gibt Marcel Korge in einem mit 30 Seiten relativ ausführlichen Beitrag. Die Handwerksgesellen galten in diesem Zeitraum als »unruhige Elemente« mit einem hohen Kon-

flikt- und Streikpotenzial, die sich zunehmend organisierten und neben einer höheren Entlohnung häufig bessere Arbeitszeiten und Arbeitsbedingungen einforderten. Korge stellt die Gesellenstreiks zwischen 1468 und 1820 tabellarisch nach Berufsgruppen und Streikgründen zusammen und arbeitet gemeinsame Merkmale heraus. Die Rolle des Frühaufklärers Christian Thomasius (1655–1728) als »Unruhestifter im gelehrten Leipzig« des ausgehenden 17. Jahrhunderts wird von Martin Kühnel vorgestellt. Thomasius setzte sich für religiöse Toleranz zwischen Lutheranern und Reformierten sowie gegen das Luthertum als Staatsreligion ein. Er verteidigte zudem den Hallenser Pietisten August Hermann Francke gegen orthodoxe Lutheraner wie Valentin Alberti, Johann Benedict Carpzow und August Pfeiffer.

Löste der Ausbruch der Französischen Revolution von 1789 in Leipzig Unruhe aus? Dieser Frage stellte sich der im April 2015 leider viel zu früh verstorbene Detlef Döring in seinem Aufsatz. Besonders an der Universität und im Theater waren schon bald Publikationen bzw. Stücke mit unmittelbaren Bezügen zum Revolutionsgeschehen in Frankreich im Umlauf. Während der Stadtrat zur Achtsamkeit gegenüber Fremden aufrief, wurde in Lesezirkeln über französische Zeitschriftenartikel debattiert. Ralf Zerback berichtet über die Unruhen vom August 1845, die im »Leipziger Gemetzel« gipfelten, und deren Folgen, die er eng mit dem Wirken des Leipziger Demokraten Robert Blum (1807–1848) verbindet. Susanne Schötz wendet sich Leipzig als »Wiege der deutschen Frauenbewegung« und deren Entwicklung im 19. Jahrhundert zu. In dem umfangreichsten Beitrag des Bandes (S. 152–209) werden die gesellschaftliche Stellung der Frau, Frauenbildungsvereine und Allgemeiner Deutscher Frauenverein als Mittel und Ausdruck weiblicher Emanzipationsbestrebungen im politischen und gewerblichen Leben ab Mitte des 19. Jahrhunderts vorgestellt. Katharina Neef hinterfragt in ihrem Aufsatz über ungewöhnliche Lebens(re)formen um 1900, inwieweit in Leipzig etablierte Neureligionen und Lebensreformvereine wie Baptisten, Mormonen, Neuapostolische, Methodisten, Buddhisten, Friedensgesellschaft und Vegetarierbund in der Stadt als Unruhestifter wahrgenommen wurden.

Über die Leipziger Sozialdemokratie in der Zeit des Sozialistengesetzes bis zur Verhängung des kleinen Belagerungszustandes Ende Juni 1881 berichtet Patrick Leitl aus Bayern. In diesem Kontext verlor die bisherige SPD-Hochburg Leipzig durch die Zerschlagung des sozialdemokratischen Preszewesens und die Ausweisung der Parteieliten ihre führende Rolle an Berlin. Die Leipziger SPD ist auch Thema der beiden folgenden Aufsätze. Michael Rudloff (»Die Burg der Bürger und das Rathaus der Arbeiter«) beschreibt den politischen Einfluss der Sozialdemokraten in den folgenden Jahrzehnten und deren Zentrale im »Volkshaus« in der Zeitzer Straße. Jürgen Schlimper widmet sich der »Leipziger Volkszeitung« als publizistischem Unruheherd während des Ersten Weltkrieges, als sich das auflagenstarke Blatt zwischen Zensur und Opposition zur eigenen Parteiführung befand.

Über die Geburtswehen der Weimarer Republik in Leipzig zwischen Novemberrevolution 1918 und Kapp-Putsch vom März 1920 berichtet Ulrich von Hehl. Nach der verheerenden Kriegsniederlage Deutschlands verschärfte sich die politische Lage, was zu einer fortschreitenden Polarisierung zwischen linken und rechten Kräften und zu bürgerkriegsähnlichen Zuständen bei der Niederschlagung des Kapp-Lüttwitz-Putsches führte. »Stillen Helden« und non-konformen Gruppierungen wie den Leipziger Meuten widmet sich der Beitrag von Alfons Kenkmann über »Optionen zivilcourageierten Handels in Leipzig 1933–1945«. Der Autor plädiert dafür, diese Formen von Protest, Widerstand und Eigensinn als »historische Folie« und Vorbild für heutige Zeiten zu verstehen. Elke Urban wendet sich bei ihrem Spezialthema »Schule im Widerstand« oppositionellen Schulreformern, Lehrern und Schülern von der

Kaiserzeit bis zum Ende der DDR zu und setzt einigen Protagonisten mit biografischen Abrissen ein Denkmal. Zu begrüßen ist es, dass der außerhalb des eigentlichen Kolloquiums zum Tag der Stadtgeschichte gehaltene Abendvortrag von Imre Schaber über das kurze Leben der Fotografin Gerda Taro im Band Aufnahme fand. Die 1910 geborene Taro, die ab 1929 für einige Jahre in Leipzig gelebt hat, begleitete mit Robert Capa die Internationalen Brigaden im Spanischen Bürgerkrieg als Fotografin und verlor dabei durch einen tragischen Unfall als erste Kriegsberichterstatterin 1937 ihr Leben.

Heidi Roth berichtet über den Volksaufstand vom 17. Juni 1953 und die Situation in Leipzig. Sie dokumentiert diesen Tag zwischen Volksfeststimmung, Wut und Trauer sehr genau und schildert die Folgen für die oppositionellen Kräfte in der Stadt. Dass trotz aller Verfolgungen auch 15 Jahre später als Reaktion auf die gewaltsame Niederschlagung des »Prager Frühlings« Leipziger Arbeiter dagegen protestierten und außerdem wirtschaftspolitisch motivierte Streiks in Leipzig stattfanden, belegt Michael Hofmann in seinem Beitrag. Zwei weitere Aufsätze zu Protestbewegungen oder nicht systemkonformem Verhalten in der DDR befassen sich speziell mit den Aktionen bzw. Reaktionen gegen die geplante Zerstörung der Leipziger Universitätskirche St. Pauli im Mai 1968 und der weniger bekannten Vorgeschichte seit 1960 (Christian Winter) sowie dem bislang kaum beachteten Phänomen des »Schwarzwohnens« in der späten DDR am Beispiel Leipzigs (Udo Grashoff). Dabei werden einmal mehr der rasante Verfall der Altbausubstanz und das Wohnungsproblem in der Messestadt deutlich. Die beiden letzten Beiträge spannen den Bogen von der Rolle Leipzigs während der friedlichen Revolution vom Herbst 1989 (Rainer Eckert) über die wirtschaftlichen Streiks und Proteste in den 1990er-Jahren bis zur Legida-Bewegung im Jahr 2015 (Dieter Rink). Während Eckert die beginnende Protestbewegung in den späten 1980er-Jahren und insbesondere im Jahr 1989 chronologisch darstellt und analysiert, stehen bei Rink der Wandel der gesellschaftlichen Verhältnisse zwischen Hoffnungen und Enttäuschungen bis in unsere Tage im Blickpunkt. Dabei werden neben den am Ende meist erfolglosen Aktionen gegen den wirtschaftlichen Kahlschlag auch ökologische und Antikriegsproteste sowie rechts- und linksradikale Mobilisierungen betrachtet.

Ein akribisch erstelltes Personenregister mit Lebensdaten rundet den gewichtigen Band ab und ermöglicht eine gezielte beitragsübergreifende Recherche. Herausgeber, Redaktion (Sebastian Kusche) und Verlag sei für die solide Erstellung und Illustration dieses 12. Bandes der Reihe ausdrücklich gedankt.

Auch wenn in der vorliegenden Publikation viele Ereignisse und Aspekte zum Thema behandelt werden, bleiben noch Fragen und weitere »unruhige Zeiten« in der Stadt ausgespart. So werden die »Unruhestifter« überwiegend als Protagonisten im Sinne des Fortschritts oder des Kampfes gegen diktatorische Verhältnisse, also als »positive Helden« präsentiert, während z. B. antisemitische Aktionen und deutschationale Bewegungen im 19. und 20. Jahrhundert in Leipzig, die ebenfalls Unruhe verursachten, weitgehend unbeachtet bleiben. Dies bedauern auch die beiden Herausgeber in ihrer Einleitung, in der sie u. a. feststellen, dass dieses Thema im Rahmen des Kolloquiums nicht erschöpfend dargestellt werden konnte, einige »Leerstellen« zu verzeichnen sind und »eine zusammenfassende Analyse für die Gründe von Ungehorsam und Widerstand in Leipzig« noch aussteht. Dennoch bietet der Band einen guten Überblick über den »Unruheherd Leipzig« im Verlauf seiner 1000-jährigen Geschichte und gibt gleichzeitig Anregung für weitere Forschungen zu dieser spannenden Thematik.

Gerald Kolditz (Leipzig)

**Die Universität Leipzig in der Weimarer Republik.
Eine Untersuchung zur sächsischen Hochschulpolitik
(Geschichte und Politik in Sachsen. Band 31)**

Beatrix Dietel

Universitätsverlag, Leipzig 2016. 728 Seiten und 1 CD-ROM. Ladenpreis: 85 Euro
ISBN 978-3-86583-839-1

Die Arbeit untersucht Wechselbeziehungen zwischen korporativer Selbstbestimmung und staatlicher Wissenschaftspolitik an der Universität Leipzig in den Jahren von 1918 bis 1933. Dargestellt wird dies anhand von Analysen der Rechts- und Verfassungsentwicklung, der Beamtenpolitik, der Professorenberufungen und der Hochschulfinanzierung: Die Sachthemen leitet ein Abschnitt über die politische und wirtschaftliche Entwicklung Sachsens mit den Folgen für den Universitätsbetrieb, die Strukturen und die hochschulpolitischen Akteure ein. Die beeindruckende Literaturliste und die umfassenden Archivstudien sprechen für ein tiefes Eindringen in die behandelten Probleme. Die Verfasserin behält auch die wenigen übrigen Hochschulen des Freistaates im Auge und sucht Vergleiche zu anderen deutschen Universitäten.

Zum ersten Abschnitt wäre anzumerken, dass die zweite Sozialdemokratische Partei von 1917 an (USPD) nur bis zum Parteitag vom 24.9.1922 bestand. Danach ging ein großer Teil ihrer Mitglieder zur SPD zurück, ein kleinerer zur KPD. Die bis 1931 weiter bestehenden Reste der USPD waren nicht mehr im Sächsischen Landtag vertreten. Deshalb konnte diese Partei dort 1924 keine Anträge mehr stellen (S. 168). Volksbildungminister Fleißner gehörte wieder der SPD an. Das erste Kabinett Zeigner (vom März 1923 an) bestand nur aus SPD-Politikern, nicht aus Unabhängigen und Mehrheitssozialisten (S. 154).

Von den hochschulpolitischen Akteuren trat bald der Referent Robert Ulich (1923–1933) in den Vordergrund: Er verkörperte die Kontinuität unter wechselnden Ministern verschiedener Parteien. Leider besitzen wir lediglich eine Autobiographie über sein Leben, die wohl vor (oder kurz nach) seiner Rückkehr aus US-amerikanischem Exil in die Bundesrepublik Deutschland um 1970 verfasst wurde und wenig über seine damaligen Motive, Überlegungen und Einflüsse enthält. D. versucht aus Akten, Lebenserinnerungen bzw. Tagebüchern ihm nahestehender Personen diese Lücken zu schließen. Aussagen solcher Sekundärquellen sollten aber hinterfragt werden. Ulich war nach seiner germanistischen Promotion an der Universität Leipzig 1915 wohl kurze Zeit an dem schon von Walter Goetz geleiteten Institut für Kultur- und Universalgeschichte tätig. Eine Habilitation, die zu einem »Schülerverhältnis« zu Goetz geführt hätte (S. 155), nahm er ernsthaft nicht in Angriff, ehe ihn die Dienstverpflichtung als Lehrer an die Thomasschule rief. Danach war er in Berlin tätig, wo ihn die Einladung des Begründers und ersten Direktors der Leipziger Volksbüchereien Walter Hofmann erreichte, »to assist him in a new adventure in adult education« (so Autobiografie S. 424). 1919 waren beide Herausgeber des ersten Jahrgangs »Die Bücherhalle«. Dies lenkte Ulich auf die Erwachsenenbildung, die Leipziger Volkshochschule und führte ihn 1920 zunächst als Referenten für Volkshochschulen und Büchereiwesen in das Ministerium. Pädagogik wurde in Zukunft sein wissenschaftliches Betätigungsfeld. 1928 erhielt er eine Honorarprofessur an der TH in Dresden.

Das Kapitel über die Rechts- und Verfassungsfragen beginnt mit der Hochschulreform 1919/20, die von Preußen ausging, in den anderen deutschen Territorien aber ein selbstständi-

ges Profil erhielt. D. beschreibt ausführlich das Ringen der verschiedenen Gruppen des Lehrkörpers der Leipziger Universität mit dem Ministerium, schließlich das bescheidene Ergebnis. Eine zunächst der Universität angeschlossene Volkshochschule erwies sich in dieser Bindung als nicht lebensfähig und verschmolz nach kurzer Zeit mit der städtischen Volkshochschule, damals allerdings eine der profiliertesten in Deutschland! Die notwendige Teilung der sehr umfangreichen, fachlich heterogen gewordenen Philosophischen Fakultät wurde verschoben. Erstmals erhielt die Studentenschaft als Korporation den Status eines vollwertigen Gliedes der »universitas« mit begrenzten Befugnissen in der Selbstverwaltung. In Zukunft nahm die Alma Mater Lipsiensis (wie andere deutsche Hochschulen) nach einer Sonderprüfung auch Bewerber ohne Abitur zum Studium jener Fächer auf, für die dies erforderlich war. Die Verordnung vom 10. April 1924 gestattete nach langen Auseinandersetzungen eine Immatrikulation von Absolventen der Lehrerseminare ohne Einschränkungen. Dass die Zahl solcher Studenten gering blieb (S. 269), lag an der weiterhin unterschiedlichen Gewichtung von Abschlüssen der Oberschulen. Absolventen der Realgymnasien und Oberrealschulen, mit denen die Lehramtskandidaten gleichgestellt wurden (vgl. § 2 und 3 der Verordnung), mussten bei der Immatrikulation für einige Fächer zusätzliche Sprachprüfungen vorweisen.

Das triste Thema Besoldungs- und Ruhestandsregelungen vor allem für die Ordinarien entpuppt sich als spannendes Ringen um die Eingliederung dieser Gruppe in ein allgemeines Beamtenrecht. Es erforderte den Abbau zum Teil üppiger Bezüge und eine Altersbegrenzung der bis zum physischen Ende möglichen Berufstätigkeit. Das schwierige Ringen um die Angleichung an die Behandlung anderer Beamter im Land musste an der Universität zum Teil erbitterten Widerstand überwinden. Dabei erwuchsen durch gesellschaftliche Krisen (Inflation, Weltwirtschaftskrise) in diesen Jahren tiefere Einschnitte als durch die Anpassung an die Gesetze. Unterschiede zwischen Professoren der Landesuniversität und solchen anderer sächsischer Hochschulen blieben bis zum Ende des Untersuchungszeitraums bestehen.

Berufungen von Professoren, das Thema des III. Abschnittes, waren im Mittelalter und in der frühen Neuzeit Teil der akademischen Selbstbestimmung, entschieden sie doch mit über den zentralen Auftrag der Universität, die Vermittlung von Wissen. Im Übergang zur Moderne begann ein Einfluss des Staates auch auf dieses Gebiet. Noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts waren die beiderseitigen Kompetenzen allerdings nicht bis ins Letzte festgelegt. Berufungsausschüsse der Fakultäten und des Kultusministeriums sollten im Konsens handeln. Der Fakultät blieb das Vorschlagsrecht, der Minister berief. Bei ihm lag die endgültige Entscheidung.

D. geht auf Konflikte ein, die an der Philosophischen Fakultät entstanden. Dass zwei in die Zeit des ersten Zeignerkabinetts fielen, hing auch mit Zufällen zusammen, so die Besetzung des Lehrstuhls für mittelalterliche Geschichte. Alles war schon geregelt, als der berufene Kandidat plötzlich starb. Der Kampf um die Neubesetzung: Ablehnung der Vorschläge der Kommission durch das Ministerium, ein Gegenvorschlag von dieser Seite, Siegmund Hellmann aus München, wütender Protest der Kommission dagegen, erzeugte »hohe Wellen«. D. ist zuzustimmen, dass die Eskalation nur »aus einem Bündel von Ursachen heraus zu verstehen ist« (S. 474). Zu Hellmann übersah D. die Ausgabe seiner Ausgewählten Schriften (Darmstadt 1971) mit einer Gesamtbibliografie des Schaffens. Diese belegt eine relativ umfangreiche publizistische Tätigkeit zu politischen Problemen und die Herausgabe der 2. Aufl. von Max Webers »Wirtschaftsgeschichtliche Schriften« (1923), somit eine Nähe zu dessen sozial- und kulturgeographischem Ansatz. Einen solchen mochten die Herren der Berufungskommission überhaupt nicht. Es ging zudem um Machtfragen. Der mit Drohungen gespickte Brief von

Walter Goetz an Hellmann mit der Forderung, die vom Minister ausgesprochene Berufung auszuschlagen – keine »Sternstunde« des angesehenen Historikers –, hatte noch eine andere Seite. Im Falle der Resignation Hellmanns konnte »die Fronde« triumphieren: WIR bestimmen, wer »bei uns« Professor wird!

War Siegmund Hellmann der ungeeignete »ewige Privatdozent« statt die gesuchte Kapazität für Leipzig? Ein Blick auf die zehn Jahre seines Schaffens als Ordinarius hätte zu einigen Überlegungen führen können. Gewiss »schnitt« ihn ein Teil der Kollegen. Darin hatten sie schon aus der Lamprecht-Zeit Erfahrung. Es gab aber später angesehene Wissenschaftler, die sich gern ihres Lehrers Hellmann erinnerten: der Kirchenhistoriker Franz Lau, der Dresdner Archivdirektor Horst Schlechte und der Hilfswissenschaftler Walter Stach, zuletzt in Freiburg/Br. tätig, den Hellmann aus der Provinz nach Leipzig geholt hatte, um neben dem Geschichtsstudium eine Beschäftigung mit Mittellatein aufzubauen.

Der IV. Abschnitt über die Hochschulfinanzierung beginnt mit einer Zusammenstellung des Vermögens der Universität Leipzig, bestehend aus unbeweglichem Besitz (Grundstücken, land- und forstwirtschaftlicher Nutzfläche) und Kapitalvermögen (Einnahmen aus Stiftungen, Gebühren, Mieten). Noch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erweiterte die Hochschule durch gezielte Aufkäufe den Immobilienbesitz im Stadtgebiet. Kapitalerträge erlitten allerdings durch die Inflation erhebliche Einbußen. Einige Stiftungen verschwanden völlig. Gebühren gingen häufig direkt an die Professoren, waren Teil ihrer Einkünfte.

Die Kontrolle des gesamten Besitzes übernahm seit dem ersten Drittel des 19. Jahrhunderts das Land. Der Universität blieb ein Mitspracherecht. Die anfängliche vollständige Selbstnutzung der Gebühren versuchte der Staat schrittweise zu beseitigen, was aber bis zum Ende der Weimarer Republik nur teilweise gelang.

Die Einnahmen aus dem Besitz deckten mit der Zeit einen immer geringeren Teil aller Gesamtausgaben für die Hochschule. Dabei änderte sich das Verhältnis zwischen Personalkosten und Sachfinanzierung für Gebäude, Geräte u.ä. immer mehr in diese Richtung. Einmalige Aufwendungen musste ohnehin der Landtag bewilligen. Im Jahr 1933 gab der Freistaat rund 5 % seines gesamten Haushaltes für die Hochschulen aus und lag damit im Spitzensfeld der deutschen Territorien. 57 % dieser Ausgaben dienten der Landesuniversität.

Die fleißige und gründliche Untersuchung bisher wenig beachteter Teile der Leipziger Universität in der Weimarer Republik schließt bisher schmerzlich empfundene Lücken und lässt uns deren Gesamtgeschichte besser verstehen.

Siegfried Hoyer (Leipzig)

Russki chram-pamjatnik w Lejpzige. Sbornik nautschnych trudow
(Die Russische Gedächtniskirche in Leipzig. Wissenschaftlicher Sammelband)

Herausgeberin und verantwortliche Redakteurin Marina E. Dmitrijewa, St. Petersburg

Verlagshaus Kolo, St. Petersburg 2015, 240 Seiten, etwa 70 Illustrationen, Ladenpreis: 24 Euro
ISBN 978-4-4462-0054-2

Die Geschichte des russisch-orthodoxen Glaubens in Deutschland und ihrer einzelnen Kirchgemeinden ist erst in den letzten Jahrzehnten mehrfach Gegenstand kirchen- und kulturgeschichtlicher Forschungen geworden. Gleches betrifft Kirchenbau, kirchliches Leben und das Wirken herausragender Prediger in Geschichte und Gegenwart. Dabei verdient herausgestellt zu werden, dass der Höhepunkt der russisch-orthodoxen Kirchenentwicklung in Deutschland in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts im Wesentlichen bis zum Ersten Weltkrieg erreicht wurde. In Dresden wurde beispielsweise 1874 die Russisch-Orthodoxe Kirche des Heiligen Simeon vom Wunderbaren Berge als größte orthodoxe Kirche in Deutschland geweiht. Mit dem Bau der russischen Gedächtniskirche als historisches Mahnmal in Leipzig in den Jahren 1913–1915 fand diese Entwicklung zunächst ihren Abschluss. Erst das Ende des Zweiten Weltkrieges führte nach 1945 zur Neugründung (oder auch Wiedergründung) russisch-orthodoxer Gemeinden. Im Jahr 2008 wurden für die russisch-orthodoxen Glaubensgemeinschaften in Deutschland insgesamt etwa 130 Kirchen, Kapellen und Gemeinden gezählt. Der vorliegende Sammelband, hervorgegangen aus einer Tagung von Kulturwissenschaftlern und Kunsthistorikern, Archivaren, Osteuropahistorikern und Vertretern anderer Disziplinen, veranstaltet vom Geisteswissenschaftlichen Zentrum für Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas (GWZO) und der Leipziger Russischen Gedächtniskirche, befasst sich nur mit einer einzigen russisch-orthodoxen Kirche, die aber trotz ihrer historischen Besonderheiten bisher noch keine derart spezielle Darstellung erfuhr. Das ist für die vor allem an Leipziger Stadtgeschichte sowie an sächsischer Geschichte interessierten Wissenschaftler und Slavisten von erheblicher Bedeutung, zumal die monografische Darstellung dieser Kirche erst in jüngster Zeit zu einem größeren und eigenständigen Forschungsobjekt geworden ist, sieht man von einigen kleineren Übersichten sowie spezielleren Themenbereichen aus der Feder arrivierter russischer und deutscher Autoren ab. Insgesamt wurden Aufsätze von zehn russischen und deutschen Verfassern in den einzelnen Kapiteln mit einem reichhaltigen Illustrationsteil sowie mit einem gründlichen Personenindex versehen. Die Beiträge der deutschen Autoren wurden vollständig ins Russische übersetzt. Dagegen verzichteten die Herausgeber auf kurze deutsche bzw. russische Resümee, die dem der jeweiligen Sprache unkundigen Leser ein besseres Verständnis ermöglicht hätten.

Die Kunsthistorikerin Marina Dmitrijewa gibt in einem einführenden Essay einen Überblick über die Grundideen des Bandes mit kurzen Charakteristika der einzelnen Beiträge. Sie rückt für das Jubiläum der Völkerschlacht (die natürlich den Rahmen des Bandes ausmacht) und der russisch-orthodoxen Gedächtniskirche drei Aspekte in den Vordergrund: zum einen die militärische Bedeutung der Völkerschlacht in der Auseinandersetzung mit Napoleon Bonaparte und seiner Koalition; zum anderen die russischen Verluste im antinapoléonischen Feldzug sowie die Bedeutung der einzelnen Feldzüge und Schlachten und schließlich Konzeption, Bau, Restauration und Würdigung der Kirche zur Erinnerung an die große Leipziger Schlacht und ihre historischen Daten. Die da waren: der 18. Oktober 1913 (also 100 Jahre danach) sowie die

Oktobermonate 2003 und 2013 mit einem Ausblick auf den Oktober 2017. Bis zu diesem Jubiläum sollen alle noch offenstehenden Restaurierungsarbeiten endgültig abgeschlossen sein, die mit den entsprechenden Anstrengungen der Zivilbevölkerung, der jeweiligen Kirchenführungen und der Regierungen beider Länder erfolgen sollen. Stephan Reichelt schließt mit einem faktenreichen Grundsatzbeitrag über die rechtgläubige Welt in Leipzig und die russische Kirche im 18. und 19. Jahrhundert an. Ihm geht es um die Entstehung der orthodoxen Gemeinde in Leipzig sowie die wichtige Rolle der griechischen Prediger in diesem Prozess und schließlich der Leipziger Gemeinde beim Bau des Völkerschlachtdenkmales. Aus russischer Sicht untersucht Lidija Iwtschenko (Kustodin am Panorama der Schlacht von Borodino in St. Petersburg) den russischen militärischen Beitrag in der Völkerschlacht und die namentlich bekannten, in der Krypta und anderswo begrabenen russischen Soldaten und Offiziere. Dieser Beitrag fördert anhand bisher neuer Archivalien viele der Wissenschaft noch unbekannte Tatsachen zu Tage.

Der Leipziger Kirchenhistoriker Hartmut Mai behandelt ausführlich die Auseinandersetzungen um den Bau der russischen Gedächtniskirche 1910–1913. Materialien von russischer Seite (gewissermaßen als Pendant zu H. Mai) bringt Sergej Gawrilow bei, wobei er vor allem auf das Wirken des Architekten Wladimir Pokrowski zurückgreift. Rainer Krumrey erörtert ausgewählte Restaurierungsprobleme der Leipziger Gedächtniskirche im Vorfeld der Hundertjahrfeier (1913). Andere Beiträge befassen sich mit der Leistung einzelner Künstler bei der Planung und Durchführung der verschiedenen Bau- und Restaurierungsprojekte. So widmet sich Tatjana Iwanowa dem architektonischen Erbe von W.A. Pokrowski, das sich zum größeren Teil im Moskauer Museum befindet, das Alexej Schtschussew gewidmet ist. Diana Keipen-Wadiz stellt die Bildhauerei des neorussischen Stils anhand der Gedächtniskirche dar. Schließlich behandelt Christian Lübke die Lebensbeschreibung des Heiligen Alexius, des Moskauer Metropoliten. Abschließend steuert Alexander Mussin einen Aufsatz über die Leipziger Gedächtniskirche im Kontext der militärischen Kirchentraditionen bei. Alles in allem liegt ein sehr fundiertes Werk vor, das in eindrucksvoller Weise die russisch-orthodoxe Gedächtniskirche mit neuen Erkenntnissen in die Geschichte der russischen Auslandskirchen einordnet.

Das wird wohl auch seine Bedeutung für künftige Forschungen ausmachen.

Erhard Hexelschneider (Leipzig)

Landkreis Nordsachsen. Historischer Führer

Lutz Heydick

Sax-Verlag, Beucha • Markkleeberg 2016, 248 Seiten, Ladenpreis: 28 Euro
ISBN 978-3-86729-171-2

Der Verfasser hat sich nach dem Band zum Landkreis Leipzig 2014, der mit Wohlwollen und Dank aufgenommen worden ist, nunmehr der angrenzenden Landschaft des heutigen Landkreises Nordsachsen zugewandt und ihn in vergleichbarer Form umfassend bearbeitet. Die heutigen kleinräumigen politischen Strukturen pflegen in der Regel wenig Rücksicht auf den

historischen Werdegang zu nehmen und manche identitätsprägende Bezeichnung wie die der Rolandstadt Belgern oder der Gneisenaustadt Schildau gehen verloren. Der unvermeidliche Prozess der Fusionierung von Städten und Dörfern, geschuldet nachlassender Wirtschaftskraft und damit verbundener demographischer Ausdünnung, wird schmerzlich empfunden, erfordert aber umso mehr, die von Vernachlässigung bedrohten Regionen in ihrer geschichtlichen und kulturellen Bedeutung mit dem umfangreichen Bestand an herausragenden Baudenkmälern in das allgemeine Bewusstsein zu rufen. Und das mit dem Ziel, nicht nur identitätsstiftend in der eigenen Region zu wirken, sondern auch im gesamten Wohlstandsland Deutschland Aufmerksamkeit und Besuchsinteresse zu wecken.

Die Region Nordsachsen bietet Ziele an, die eine internationale Wahrnehmung rechtfertigen. Dafür hat Heydick mit seinem Buch einen bedeutenden und beim Überschauen auf die verfügbaren Publikationen auch einen unverzichtbaren Beitrag geleistet. Sicherlich mehr als andere politische Zusammenschlüsse verbindet der Landkreis Nordsachsen Gebiete mit gemeinsamer historischer Vergangenheit. Die sächsischen Ämter Torgau, Eilenburg und Delitzsch erlebten in Folge des Wiener Kongresses 1815 die Abtretung an das siegreiche Preußen und die Eingliederung in die preußische Provinz Sachsen, ein Konstrukt, das heute noch in der Struktur der evangelischen Kirche nachlebt. Gemeinsamkeiten mit der Region Oschatz sind zwar im langen geschichtlichen Werdegang zweifelsohne auch vorhanden, und doch haben Sprach- und Mentalitätsgrenzen überdauert, ein Umstand, der als Bereicherung empfunden werden sollte. Eines jedoch hat die betrachtete Region insgesamt gemeinsam: die über fast ein Jahrtausend reichende Affinität zur Stadt Leipzig. Im weiteren Sinne gehört sie zu ihrem Umland. Aus »Handel und Wandel« ist Leipzig nicht wegzudenken. Verbindende Handelsstraßen, der Einkauf in der Messestadt, ihre Bedeutung im Zahlungsverkehr, überörtliche Zunftverbindungen und nicht zuletzt in Bildung und Kultur war und ist sie allgegenwärtig.

Der Verfasser hat sich mit Mut und Sachkenntnis der schwierigen Aufgabe zugewandt, einen über Jahrtausende bis in die jüngste Vergangenheit reichenden Zeitraum zu bearbeiten und dafür die durchaus heterogenen, sekundären Quellen der zur Verfügung stehenden Publikationen genutzt. Der vorhandene unterschiedliche Umfang geschichtlicher Erforschung muss deshalb auch eine gleichgewichtige Erfassung und Darstellung zwangsläufig beeinträchtigen, eine Tatsache, die dem kundigen Leser auffällt, aber unvermeidbar ist und den Wert der Publikation nicht einschränkt. Lücken zu schließen, bleibt eine ständige und nur langfristig zu lösende Aufgabe.

An erster Stelle in Heydicks Buch steht Torgau. Hiermit wird er nicht nur der Rolle der Stadt als Sitz des Landkreises gerecht, sondern ordnet sie damit auch in ihrer historischen Bedeutung folgerichtig ein. Als Fügung der Geschichte kann betrachtet werden, dass der Landrat heute auf Schloss Hartenfels residieren darf, wie einst die ernestinischen sächsischen Kurfürsten.

Der neueren Forschung folgend, hat der Verfasser herausgearbeitet, dass Torgau schon bei Kurfürst Friedrich dem Weisen ein bevorzugter Aufenthaltsort gewesen ist. Die nachfolgenden Kurfürsten Johann der Beständige und Johann Friedrich der Großmütige wählten Torgau als Hauptresidenz, Weimar war Nebenresidenz. Deshalb mussten die Wittenberger Reformatoren – Luther mindestens 60 Mal, Melanchthon mindestens 85 Mal – bei wichtigen reformatorischen Entscheidungen zum kurfürstlichen Hof nach Torgau reisen. Keine andere Stadt hat Martin Luther so oft als Besucher in ihren Mauern erlebt. So wie es der Zeitgenosse Paul Eber in seiner Komödie während der Anwesenheit der Wittenberger Universität in Torgau 1552 ausgedrückt hat, Wittenberg und Torgau als Schwestern zu bezeichnen, dürfte es auch aus heutiger Sicht zur lutherischen Reformation anzusehen sein. Der Anspruch des heutigen Landes

Sachsen-Anhalt, alleiniges Reformationsland zu sein, ist somit eine Anmaßung, die auch nicht mit Nichtwissen entschuldigt werden kann.

Heydick hat im Buch an geeigneten Stellen immer wieder einen Bezug zur übergreifenden Geschichte, vorwiegend zur Landesgeschichte, hergestellt und damit auf eine umfangreichere vorangestellte allgemeine Geschichtsdarstellung verzichtet. Das dürfte kein Mangel sein, sondern eher die Lesbarkeit und eine gewisse Spannung auf Nachfolgendes bei der Lektüre fördern. Seine Darstellungen nehmen so der Publikation eine gewisse Sprödigkeit, die der Materie innewohnt. Die Einbeziehung von Messtischblättern und die umfangreiche Bebilderung erhöhen den dokumentarischen Wert, ein Bildband sollte und kann das Werk ohnehin nicht sein.

Dass Ortsgeschichte auch immer mit Personen und ihrem Wirken verbunden ist, kommt in den zahlreichen biographischen Angaben zum Ausdruck. Wichtig erscheinen mir darüber hinaus die Verweise von Ort zu Ort zu sein, die auf verbindende Informationen hinweisen. Bemerkenswert ist die Einbeziehung archäologischer Forschungsergebnisse, die eine sonst nicht verfügbare Vollständigkeit bieten.

Es bleibt zu wünschen, dass der Band viele Leser findet, Interessierte und noch nicht Interessierte, vor allem aber Bürger der Region im Landkreis Nordsachsen selbst. Jedem Geschichtslehrer wäre er ohnehin in die Hand zu geben.

Jürgen Herzog (Torgau)

Die Familie Kees in Leipzig, Zöbigker und Gautzsch

Maria Hübner

Sax-Verlag, Beucha • Markkleeberg 2016, 104 Seiten, Ladenpreis: 12,80 Euro
ISBN 978-3-86729-169-9

Das zu besprechende Buch vom Sax-Verlag kommt äußerlich zunächst recht bescheiden mit seinem A5-Format daher, aber der Inhalt der immerhin 104 Seiten hat es in sich. Der Historiker Kurt Krebs, der über längere Zeit Gast der Familie Kees auf ihrem Stammgut Zöbigker war und in ihrem Familienarchiv forschen durfte, war der erste, der in ausführlicher Form über deren Familiengeschichte publizierte. 1914 kam der erste Band über »Das Kursächsische Postwesen zur Zeit der Oberpostmeister Johann Jakob Kees I und II« heraus; der Erste Weltkrieg verhinderte eine Fortsetzung. Der heute noch bedeutende Ägyptologe Herrmann Alexander Jakob Kees veröffentlichte 1923 im Genealogischen Handbuch Bürgerlicher Familien einen Überblick der bekannten Familienmitglieder. Freilich waren beide Publikationen durchweg unkritisch, wenn nicht lobpreisend gehalten, wie es nach bürgerlichem Zeitgeist üblich war. Seither schreiben diverse Lokalhistoriker fleißig voneinander ab, vermischen Quellenwissen mit Anekdoten und werfen dabei oft die Namen, Daten und Taten der Keesschen Familienmitglieder durcheinander. Dies wird freilich auch dadurch bedingt, dass alle männlichen Kees, die sich noch im 18. Jahrhundert auch Käs oder Käß schrieben, mit einem Vornamen Jakob heißen und es mehrmals einen Johann Jakob, einen Jakob Friedrich oder einen Carl Jacob Kees

gab, denn gern wurde der älteste Sohn nach dem Vater benannt. Zudem heirateten die Männer der Familie zuweilen auch über Generationen hinweg Frauen aus den gleichen Leipziger Familien, was zusätzliche Verwirrung stiftet. Schon deshalb ist es ein Segen für alle Interessierten, dass sich die Leipziger Musikwissenschaftlerin Maria Hübner aufbürdete, Licht und Ordnung in die Genealogie der Familie Kees zu bringen. Als Wissenschaftliche Mitarbeiterin im Bacharchiv ist sie mit Leipzigs Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts sehr vertraut und als Markkleebergerin besitzt sie quasi eine lokale Bindung zu den Besitzungen und Kirchenbauprojekten der Familie.

Wahrscheinlich 1662 kam Johann Jakob Kees aus Lindau am Bodensee zu seinem Onkel Andreas Egger nach Leipzig und für die nächsten drei Jahrhunderte bestimmten seine Nachkommen das bürgerliche Leben der Messestadt entscheidend mit. Sie waren Kaufleute und Juristen, Universitätsprofessoren und Gutsherren. Im Süden von Leipzig schufen sie sich ein kleines Imperium mit Landbesitz in Döllitz, Dösen, Connewitz, Gautzsch, Lauer, Zöbigker, Prödel und Imnitz. Dazu kamen diverse Grundstücke in Leipzig und Umgebung, deren Zuordnung in zeitgenössische Adressen aus dem Leipziger Häuserbuch nur mit sehr viel Fleiß zu bewerkstelligen ist.

Heiratete man zunächst noch die Töchter namhafter Theologen und Juristen, bevorzugten die Sprösslinge der Kees später eher Verbindungen zu Bankiersfamilien. Die Stiftungen der Familie aufzuzählen, würde jeden Rahmen sprengen. Als Kirchenpatron fühlte man sich für den Erhalt der Gotteshäuser auf den Rittergütern von Gautzsch, Zöbigker, Döllitz und Imnitz verantwortlich. Daneben zeichnete man respektable Gelder für soziale und kulturelle Zwecke bis hin zur Gründung des zweitältesten Kindergartens in Sachsen. Auch für Schulneubauten und ein Familienbad sponserte man Grundstücke und Geld.

Aber natürlich bestand die Familie nicht nur aus Wohltätern. Intensive und aufwändige Recherchen dazu sind ein Verdienst des Buches. So konnte man schon bei Gustav Wustmann nachlesen, dass 1788 ein Student eine Schmähsschrift gegen den Juraprofessor Jakob Friedrich Kees veröffentlichte, in der diesem eine Mitverantwortung am frühen Tod seiner ersten fünf Kinder zugesprochen wurde. Die Familie hat dieses Gerücht stets bekämpft und einer Seuche die Schuld gegeben. Außerdem soll der Verfasser als Student der Rechte beim Professor Kees durchgefallen sein und deshalb die 113 Seiten starke Schmähsschrift verfasst haben. Die Autorin zeigt auf, dass zu dieser Zeit keine Seuche im Raum Leipzig grässigte. Als erste hat sie umfangreiche Gerichtsakten ausgewertet, die zumindest ein Licht auf den Charakter des Herrn Kees werfen. Er führte als gut bestallter Jurist nicht nur mehrere Prozesse gegen seine bäuerlichen Untertanen, sondern auch gegen seine beiden Töchter, denen er die Heirat versagte. Eine floh und verklagte wiederum ihn wegen grausamer Misshandlungen, die andere heiratete heimlich ohne den väterlichen Segen und der Gatte sollte deshalb ins Gefängnis. Solcherlei Geschichten finden sich reichlich und sind für den interessierten Laien das Salz in der Suppe, zumal alles sauber recherchiert und mit Quellenangaben versehen ist, wie es sich für eine wissenschaftlich anspruchsvolle Arbeit gehört.

Insgesamt kann man das Buch sowohl dem Historiker als auch dem interessierten Laien wärmstens empfehlen. Neben biographischen Details finden wir viel über Baulichkeiten, Kirchen und deren Ausstattung, historische Veröffentlichungen aus nahezu allen Wissensgebieten und ganz viel Zeitgeist.

Andreas Höhn (Leipzig)

Historische Feiern im 19. Jahrhundert. Eine Studie zur Geschichtskultur Leipzigs*Frank Britsche*

Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 2016, 258 Seiten, Ladenpreis: 33 Euro

ISBN: 978-3-96023-039-7

Das vorliegende Buch ist die leicht bearbeitete Fassung der 2014 an der Fakultät für Geschichte, Kunst- und Orientwissenschaft der Universität Leipzig vorgelegten Dissertation von Frank Britsche. Der Autor stellt auf rund 200 Seiten ausgewählte historische Feiern in der Stadt Leipzig (und darüber hinaus) im 19. Jahrhundert vor. Sein Fokus liegt hauptsächlich auf den mehrtägigen Feiern aus geschichtsträchtigem Anlass, die eine große Massenwirkung erreichten und häufig überregionale Beachtung fanden. Die auf ein rundes Jubiläum von historischen Ereignissen oder Persönlichkeiten bezogenen Gedenkveranstaltungen entwickelten sich im 19. Jahrhundert zu einer speziellen Form der Erinnerungskultur. Dabei untersuchte der Autor weniger den exakten Verlauf solcher Veranstaltungen, sondern stärker deren Wirkungen als »Medien historischer Vermittlung, ... ihren Wandel, die Ausdrucksformen und zeitbedingten Einflüsse dieser historischen Feiern ...« (Umschlagtext).

Diese Schwerpunktsetzung könnte für manchen Leser enttäuschend sein, wenn er nach dem Titel des Buches eine ausführlichere beschreibende Gesamtdarstellung der lokalen historischen Feiern im 19. Jahrhundert erwartet hat.

Britsche gliedert sein Buch in fünf Hauptkapitel, wobei die Einleitung mit rund 30 Seiten zu Inhalt, Forschungsstand, Fragestellung, Methoden und Aufbau, Quellen und Terminologie etc. schon einen breiten Raum beansprucht, der streckenweise recht abstrakt und theoretisch erscheint. In den folgenden drei chronologisch gereihten Hauptkapiteln widmet sich der Autor zunächst den Leipziger historischen Feiern im frühen 19. Jahrhundert einschließlich deren Vorgeschichte (»Aufbruch ins Jahrhundert: Die Etablierung einer Feierform«). Er stellt auf fast 70 Seiten zahlreiche Formen städtischer Erinnerungsfeiern wie Schützenfeiern und Bürgerwehrfeste, Hof- und Monarchiefeste, Völkerschlachtgedenkfeiern sowie konfessionelle Feste, die zum Teil jährlich abgehalten wurden, kurz vor.

Ausführlicher widmet sich B. exemplarisch der Leipziger Erinnerungsfeier zur Erfahrung der Buchdruckerkunst vor 400 Jahren im Juni 1840 mit über 30 000 Teilnehmern. Im folgenden dritten Hauptkapitel, vom Autor im Hinblick auf die nationalen Dimensionen der Feiern als »Zeit der Hoffnungen« überschrieben, wird der Zeitabschnitt von 1840 bis 1866 untersucht, wobei exemplarisch die Leipziger Schillerfeiern, insbesondere die große Schillerfeier zum 100. Geburtstag des Dichters im November 1859, mit über 50 Seiten den Schwerpunkt bildet. In seinem vierten Hauptkapitel über die Leipziger Festkultur »Am Ende des Jahrhunderts. Die Suche nach Neuem« konzentriert sich B. stärker auf das »transnationale Gedenken« (S. 165–210), wobei neben der 50-Jahrfeier zum Gedenken an die Völkerschlacht bei Leipzig im Oktober 1863 und weiterer militärischer Gedenkfeiern wie dem nach 1870 jährlich am 2. September begangenen »Sedantag« vor allem die Erinnerungsfeier zum 250. Jahrestag der Schlacht bei Lützen mit dem Tod des schwedischen Königs Gustav II. Adolf in Verbindung mit dem 50-jährigen Bestehen des Gustav-Adolf-Vereins im September 1882 breiten Raum einnimmt. Dieses Erinnerungsfest, welches zwar nicht in Leipzig und auch nicht in Sachsen, sondern im benachbarten Preußen stattfand, dominiert mit 35 von 45 Seiten deutlich diesen

letzten beschriebenen Zeitabschnitt. Die anderen historischen Feiern und Feste kommen daher auch hier recht kurz weg.

Am Ende des Buches stehen Zusammenfassung und Schlussbetrachtung des Autors, einige Bildtafeln mit zeitgenössischen Abbildungen zu den im Mittelpunkt stehenden historischen Festen sowie ein umfangreiches Quellen- und Literaturverzeichnis.

Leider haften dem Buch einige sachliche Fehler und Mängel an, die bei der gebotenen Achtsamkeit und Genauigkeit meistens vermeidbar gewesen wären. So wurde die Gewerbebefreiheit in Sachsen nicht bereits am 15. Oktober 1861, sondern erst zum Januar 1862 eingeführt (S. 110) und Großfürstentümer existierten im Deutschen Bund überhaupt nicht (S. 168). Die mehrfach zitierte »Illustrirte Zeitung« schrieb sich trotz Dudenreform zwischen 1843 und 1942 nicht mit »ie« (S. 111 und 169 falsch, aber im Quellen- und Literaturverzeichnis auf S. 239 dann richtig). Bei der Erinnerungsfeier 50 Jahre Völkerschlacht im Oktober 1863 ging eben nicht wie von B. behauptet, »die Diskurshoheit hegemonial von Veteranenvereinen« aus (S. 169), da diese damals nicht als Organisationen aktiv in Erscheinung traten und die rund 1 400 angereisten Kriegsveteranen überwiegend als Vertreter ihrer Heimatstädte agierten. Im Übrigen dürften die Gedenkveranstaltungen zum Völkerschlachtjubiläum 1863 mit rund 100 000 Teilnehmern diejenigen mit der größten Massenmobilisierung im 19. Jahrhundert in Leipzig gewesen sein und nicht die Gutenberg- oder Schillerfeier von 1840 bzw. 1859, wie vom Autor angegeben (u. a. auf S. 224). Zumindest ungenau bis fehlerhaft sind die Angaben zu Friedrich Ferdinand von Beust (Anmerkung 7, S. 108), der nach 1849 zunächst sächsischer Außen- und Kultusminister, ab 1852 auch noch Innenminister, aber zu keiner Zeit sächsischer Ministerpräsident war; diese Funktion wurde in Sachsen offiziell erstmals 1919 eingeführt!

Im Ergebnis kommt der Rezensent zu dem Schluss, dass dieses Buch für den interessierten Leser streckenweise inhaltlich enttäuschend und teilweise sprachlich schwer verständlich ist. Das liegt vor allem daran, dass sich der Autor nicht von den vielen Abstraktionen einer allzu theorielastigen und oft hölzern wirkenden Wissenschaftssprache lösen konnte oder wollte. Vor allem im Einführungskapitel häufen sich Wortungetüme und Fremdwörter, die auch dem Rezensenten als studiertem Historiker zunehmend die Lust am Weiterlesen vergehen ließen. Für ein im besten Sinne populärwissenschaftliches Sachbuch sind die Häufungen solcher Wörter und Verbindungen wie »Alternativnarrative«, »Handlungsoptionen«, »Sinndeutungen«, »An-eignungsformen«, »Identitätsstiftung«, »Selbstrepräsentation« oder »Rezeptionsanalyse« (alles S. 23) in enger Folge nur schwer verdaulich. Mögen derartige Begriffe oder Formulierungen wie »soziokulturell verdichtete Formation der Stadt Leipzig« (S. 18), »Chiffrierung der gesellschaftlich organisierten Feiern« (S. 12), »soziale Aushandlungsmuster und Identitätskonstruktionen« (S. 15) oder »historische Sinnstiftung und konkurrierende Deutungsangebote« im Kontext mit der Gutenbergfeier (S. 92) häufig der neueren wissenschaftlichen Fachliteratur entlehnt sein, zum populären Verständnis der Thematik und zur Klarheit der Sprache tragen sie nach Meinung des Rezensenten jedoch nicht bei. Verzichtet wurde leider auch nicht auf eine rückwirkend für das 19. Jahrhundert angewandte Genderisierung, z. B. im Kontext der kurzen Abhandlung zu den Gedenkveranstaltungen zum 50. Jahrestag der Völkerschlacht 1863, wo beim Festzug von »20 000 Umzugsteilnehmerinnen und -teilnehmern« die Rede ist (S. 169) und auf der gleichen Seite über die Einschränkung einer »prinzipiellen Möglichkeit eines diskursiven Interpretations- und Sinndeutungsraumes« fabuliert wird. Ebenso unverständlich bzw. unnötig bleibt die verwendete englische Bezeichnung »nation building« (S. 166) statt

des eingeführten deutschen Begriffs von der Nationalstaatsbildung. Diesen Beispielen ließen sich weitere hinzufügen, welche die Lesbarkeit der an sich interessanten Studie leider immer wieder erschweren.

Gerald Kolditz (Leipzig)

Connewitz. Vom Werden eines Leipziger Stadtteils

Michael Liebmann

Pro Leipzig, Leipzig 2015, 262 Seiten, Ladenpreis: 18 Euro
ISBN 978-3-945027-16-5

Die Stadt-Land-Beziehungen und die Entwicklung der Dörfer im heutigen Stadtgebiet waren ein Schwerpunkt des ersten Teils der vierbändigen Leipziger Stadtgeschichte. In diese erweiterte Betrachtungsweise der Geschichte der Stadt Leipzig fügt sich Michael Liebmans Werk, das den Stadtteil Connewitz von der Frühgeschichte bis zur Eingemeindung nach Leipzig im Jahr 1891 behandelt, hervorragend ein. Zu den verschiedenen wissenschaftlichen Arbeiten zum 1000-jährigen Stadtjubiläum ist es eine gute Ergänzung. Darüber hinaus ist es eine gelungene Arbeit über die Geschichte eines Dorfes, das abgesehen von seiner Nähe zur Stadt Leipzig in seiner Verfassung, Bevölkerungsstruktur und allgemeinen geschichtlichen Entwicklung vergleichbar ist mit vielen mitteldeutschen Dörfern.

Michael Liebmann erhielt für diese Arbeit den 12. Mitteldeutschen Historikerpreis »Ur-Krostitzer Jahresring« und das – um es vorweg zu nehmen – auch nach Meinung des Rezessenten völlig zu Recht. Besonders hervorzuheben ist, dass der Preisträger nicht nur bekannte Literatur, sondern zahlreiche bisher wenig genutzte schriftliche Quellen sowohl aus dem Stadtarchiv als auch aus dem Staatsarchiv Leipzig ausgewertet hat. Außerdem stützt er sich auf Erkenntnisse der Archäologie, der Ortsnamenforschung und anderer Disziplinen.

In 25 Kapiteln behandelt der Autor in chronologischer Reihenfolge die wichtigsten Abschnitte der Connewitzer Geschichte. Am Anfang beschäftigt er sich ausführlich mit den frühgeschichtlichen Vorläufern des Orts und seinen ersten slawischen Bewohnern. Dabei erinnert er auch an den benachbarten Ort Döbschütz, der mit Connewitz zusammenwuchs und weitgehend in Vergessenheit geriet. Naturgemäß – die Quellen sind für diese Zeit nun einmal spärlich – kann man hier nicht jede Frage endgültig klären. Vielleicht hätte der Autor noch auf weitere Literatur zugreifen sollen, die ihm sicher bekannt ist. Man findet sie jetzt auch gut zusammengefasst im Historischen Ortsverzeichnis für Leipzig, erarbeitete von Markus Cottin, im ersten Band der vierbändigen Geschichte der Stadt Leipzig (S. 752–787).

Vom 16. Jahrhundert an verbessert sich die Quellsituation zunehmend, und vom 17. Jahrhundert an kann der Autor aus dem Vollen schöpfen, was er auch tut. Anhand zahlreicher gut ausgewählter Beispiele gelingt es ihm, die sehr komplizierten wirtschaftlichen und

rechtlichen Beziehungen im ländlichen Raum der Frühen Neuzeit und ihre Entwicklung über die Jahrhunderte zu veranschaulichen. Dörfer als Ganzes oder einzelne ihrer Einwohner hatten die jeweilige Herrschaft als Lehns-, Grund- und Gerichtsherren, waren ihr steuerrechtlich zugeordnet oder hatten die Heerfolge mit ihr zu leisten. In Connewitz langten die Herrschaftsrechte bis zur Reformation beim Kloster St. Thomas zu Leipzig und danach beim Rat zu Leipzig. Im Dorf selber gab es Abstufungen der Rechte der Einwohner, je nachdem, ob sie vollwertige Mitglieder der Gemeinde oder »nur« Hintersassen waren.

Am Beispiel der »armen Witwe Affra« legt der Verfasser dar, wie schwierige Erbfälle reguliert wurden. Der Lebensweg und die Verurteilung von Räubern zeigen die sozialen Schranken der Zeit und das Funktionieren der Strafgerichtsbarkeit. Immer wieder wird das Verhältnis zwischen dem Rat und seinen Connewitzer Untertanen beleuchtet. Die Sympathien des Autors galten dabei nicht der Herrschaft. Die Schilderung, wie die Jahrgerichte inszeniert wurden, die den Connewitzern immer teuer zu stehen kamen, offenbart, dass eine bürgerliche Obrigkeit sich ebenso abgehoben darstellen konnte, wie man es landläufig vor allem vom Adel erwartet. Die Connewitzer verweigerten immer wieder den Gehorsam gegen ihre Herrschaft. Wer allerdings glaubt, hier die historischen Wurzeln für den Geist des Widerspruchs und Widerstands gegen die Obrigkeit zu finden, der den heutigen Einwohnern des Stadtteils zugeschrieben wird, der irrt sich doch sehr. Zum einen versuchten die Einwohner der meisten sächsischen Dörfer, meist auf juristischem Weg, manchmal allerdings auch handgreiflich, sich gegen Abgaben, Dienste sowie andere Lasten und Pflichten zu wehren. Zum anderen gab es auch innerhalb von Connewitz andauernde und heftige Streitigkeiten zwischen den unterschiedlichen sozialen Schichten. Michael Liebmann schildert solche Auseinandersetzungen an verschiedenen Stellen sehr anschaulich. Zwischen den Groß-Connewitzer Nachbarn einerseits, den Hausgenossen und den Häuslern in Klein-Connewitz andererseits wurde wiederholt um unterschiedliche Angelegenheiten gestritten. Meist konnten Erstere ihre Privilegien verteidigen bzw. ihre Interessen durchsetzen – wie etwa in Kirchen- und Schulangelegenheiten. Die städtische Gerichtsobrigkeit war immer wieder auf der Seite der Nachbarn zu finden.

Wie in ganz Sachsen vollzogen sich auch in Connewitz die bürgerlichen Reformen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in einem langwierigen und zähen Prozess. Michael Liebmann zeigt an Hand einiger Connewitzer Episoden, dass die Modernisierung gesellschaftlicher Strukturen oft nicht nur an den Herrschenden scheitert, sondern auch von denen behindert wird, deren Privilegien und Besitzstände gefährdet sind – im Connewitzer Fall von den gütbesitzenden Nachbarn. Abschließend werden Industrialisierung und Verstädterung beschrieben, die das Bild des Dorfes so verändern, dass man seinen einstigen Charakter kaum noch erahnen kann. Ein Exkurs zur »sozialen Frage« erklärt, wie sich die Bevölkerungsstruktur gewandelt hatte und warum die Connewitzer Arbeiterschaft besonders kämpferisch auftrat. Ein Sozialdemokrat gewann 1890 bei Reichstagswahlen ein Mandat. Die Wahlbeteiligung lag bei fast 90 % – heute kaum vorstellbar.

Mit der Eingemeindung von Connewitz nach Leipzig endet die Geschichte dieses Dorfes als selbstständiger Ort, die uns in dem hier besprochenen Buch so anschaulich vorgestellt wird. In seiner facettenreichen und anschaulichen Sprache gelingt es dem Autor, den Leser zu fesseln und ihm Connewitz, seine Bewohner und ihre Geschichte nahe zu bringen. Manche Schilderungen sind vielleicht etwas zu ausführlich geraten, wie etwa die Beschreibung der Auseinandersetzungen um das »Land am Kreuz«. Auch hätte der eine oder andere Absatz das Lesevergnügen noch erhöht. Die ausgeschmückte Schilderung der verschiedenen Episoden lässt die Grenzen

zwischen der historischen Wahrheit und ihrer künstlerischen Ausgestaltung verschwimmen, was aber vermutlich die wenigsten Leser wirklich stören wird. Besonders hervorzuheben sind die akribische Quellenarbeit und der kritische Umgang mit den Quellen. Ungenauigkeiten – wie etwa die Angaben zu den Opferzahlen der Völkerschlacht, die nach neueren Forschungen wohl deutlich höher lagen – sind eine Ausnahme und trüben die überaus positive Bilanz des Buches in keiner Weise.

Nicht nur Connewitzer oder historisch interessierte Leipziger werden dieses Buch mit großem Gewinn lesen, sondern auch alle, die wissen wollen, welche Auswirkungen die »große Politik« auf das Leben einzelner Menschen hatte.

Jens Kunze (Wermsdorf)

**Der eigene Aufbruch.
Kollektive Erinnerungsbilder Leipziger Bürger zum Herbst 1989
Susan Baumgartl**

Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 2015, 257 Seiten, Ladenpreis: 21,50 Euro
ISBN 978-3-86583-999-2

Im Jahr 2015 erschien eine Vielzahl von Publikationen, die sich den Ereignissen im Herbst 1989 und der nachfolgenden Zeit des gesellschaftlichen Wandels bis zur formellen Wiedervereinigung Deutschlands am 3. Oktober 1990 widmeten. Neben der historischen Wertung einzelner Prozesse und der Würdigung der aktiven Rolle verschiedener Persönlichkeiten aus kirchlichen und oppositionellen Kreisen näherten sich andere Autoren dem Thema über die persönlichen Erlebnisse und Erinnerungen von Beteiligten oder Nichtaktiven. Zu diesen Publikationen gehören auch die von Dr. Susan Baumgartl im Universitätsverlag herausgegebenen »Kollektiven Erinnerungsbilder Leipziger Bürger zum Herbst 1989«.

Die Kulturwissenschaftlerin studierte in Leipzig und verfasste hier auch ihre Promotion. Heute leitet sie die Gedenkstätte Deutsche Teilung in Marienborn. Als studierte und promovierte Kulturwissenschaftlerin wertet Susan Baumgartl die persönlichen Wahrnehmungen und Erinnerungen ausgewählter Leipziger Bürger methodisch anders, als dies ein Historiker getan hätte. Ziel ihrer Untersuchungen ist es, im durch Politik und Gesellschaft vermittelten, scheinbar geschlossenen Bild des Volkes als Souverän und Akteur während der friedlichen Revolution 1989 Facetten der individuellen Erinnerung zu hinterfragen und als kollektives Gedächtnis zu verallgemeinern. Als kollektives Gedächtnis bzw. kollektive Erinnerung versteht sie dabei »sozial bedingte und kulturell geprägte Vorstellungen der Vergangenheit«. Nach Ausführungen zum methodischen Vorgehen erläutert die Autorin die erinnerungskulturellen Rahmenbedingungen des Herbstes 1989, wobei sie sich auf zahlreiche Studien und Vorarbeiten stützt. Die Angaben zu den Quellen und Verweisen als Fußnoten auf den jeweiligen Textseiten erleichtern deren

Zugang. Am Ende des Bandes werden die wissenschaftlichen Angaben durch ein Abkürzungsverzeichnis sowie eine umfangreiche Literaturliste ergänzt.

Bei ihren Studien stellte Susan Baumgartl fest, dass neben den historischen Erkenntnissen und Interpretationen, die Teil des öffentlichen Gedenkens sind, »andere Erfahrungen, Deutungen und damit verbundene Orientierungen ... keine adäquate öffentliche Repräsentation« finden, so dass eine »Kluft zwischen subjektiver Erinnerung und historischer Deutung« zu Diskussionen führt. Dies verdeutlicht die Autorin anhand der Rezeption des Herbstanfangs 1989 durch ein, in der Regel als zunächst »von oben inszeniertes«, öffentliches Gedenken. Gleichzeitig weist sie darauf hin, dass sich mit einem Abstand von mehr als zwanzig Jahren zu den eigentlichen Ereignissen Veränderungen, Umdeutungen, Angleichungen und Verdichtungen in der individuellen, aber auch der kollektiven Erinnerung vollzogen haben. Diese sind teilweise geprägt vom öffentlichen Meinungsbild über den Alltag in der DDR.

Eine viel größere Rolle spielen jedoch die persönlichen Wahrnehmungen und Betroffenheit vom Umstellungs- und Anpassungsprozess beim Beitritt der DDR zur bestehenden Ordnung der Bundesrepublik sowie die heutigen Arbeits- und Lebensverhältnisse einzelner Personen oder ganzer Personengruppen. Susan Baumgartl spricht den Erinnerungen der Zeitgenossen einen hohen Wert zu und setzt sich in ihrer Publikation mit dem bisherigen Forschungsstand auseinander. Sie konstatiert dabei besonders interessante Ansätze im Bereich der Kommunikationswissenschaft und der Sozialgeschichte einschließlich der Biografikgeschichte und Oral History. Die darin vermittelten Erkenntnisse und Wertungen vergleicht sie mit den Aussagen der von ihr im Zeitraum zwischen 2009 und 2010 im Zusammenhang mit dem 25-jährigen Jubiläum der Friedlichen Revolution geführten elf Gruppendiskussionen mit Leipziger Bürgern. In diesen Gesprächsrunden mit »normalen« Bürgern zum Thema Herbst 1989 sollten »Erinnerungen gegenseitig aktiviert, bestätigt, ergänzt und korrigiert« werden.

Interessant sind die Erläuterungen zur Teilnehmerauswahl, die die Autorin nach aktuell-lebensweltlichen Kriterien wie beruflicher Prägung (z. B. Berufsschullehrer, Freiberufler, Erwerbslose) oder Bereichen wie Freizeit, Wohnen, Religion (z. B. Freundeskreis, Katholiken, Senioren-Chor) vornahm. Wichtig war der Autorin, dass sich die Gruppenmitglieder relativ gut kannten und einen vertrauten Umgang miteinander pflegten, damit es auch trotz Anwesenheit der Forscherin zu einem tatsächlichen Gedankenaustausch kam. Neben der Charakterisierung der so von ihr gebildeten Gruppen erläutert Susan Baumgartl die Kontaktaufnahme zu Institutionen oder Einzelpersonen, das Kennenlernen und die teilweise Führung von Vorgesprächen sowie die Vorbereitung der Gesprächsrunden in verschiedenen Umfeldern. Diese Ausführungen sind für den nicht soziologisch Agierenden ebenso interessant aufbereitet wie die allgemeinen Aussagen zu Ablauf und Verlauf der Gruppendiskussionen. Für diese gab es Einstiegsfragen wie beispielsweise »Was kommt Ihnen spontan in den Sinn, wenn Sie an den Herbst 1989 denken?« oder »Was waren wichtige Ereignisse für Sie?« Ansonsten wurden den im Ergebnisprotokoll anonymisierten Meinungsaussprüchen der Teilnehmer innerhalb des geckten zeitlichen Rahmens von ca. ein bis zwei Stunden breiter Raum eingeräumt und nur im Bedarfsfall vorbereitete Frageimpulse durch die Autorin eingefügt, um sich über Hintergründe, Akteure und Folgen zu verdichten. Zum Verständnis der teilweise abgedruckten Redeninhalte trägt die Vermittlung der Erfahrungen der Forscherin während der Gesprächsführung in verschiedenen Gruppen allgemein bei. Die Redebeiträge wurden von ihr transkribiert, unter verschiedenen Gesichtspunkten und Fragestellungen geordnet und unter Berücksichtigung der biografischen Angaben Einzelner ausgewertet.

Abschließend stellt die Verfasserin Ergebnisse ihrer vergleichenden Analyse der Gruppengespräche vor und fasst sie in Themenkomplexen wie »Aufbegehren gegen das System: Wagnis der Wenigen und Erfolg der Masse« oder »... Die unerwartete ›Wende‹ und der unsouveräne Weg in den ›Westen‹« zusammen, wobei sie ihre Schlussfolgerungen nochmals mit persönlichen Äußerungen der Befragten unterlegt. Im Kontext mit der Frage zum Symbolwert des Herbstes 1989 und der Diskussionen zu Sinn und Zweck eines nationalen Denkmals in der Stadt Leipzig wird deutlich, dass die meisten Gesprächsteilnehmer diesen Planungen ablehnend oder skeptisch gegenüberstehen.

Für den Leser dieser Studie bleibt letztendlich die Frage, inwieweit sich die oft voneinander weit abweichenden Wahrnehmungen, Lebenserfahrungen und Erinnerungen Einzelner mit einem Abstand von mehr als 20 Jahren tatsächlich verallgemeinern lassen und ein »kollektives Erinnern« ermöglichen.

Birgit Horn-Kolditz (Borsdorf)

Autorenverzeichnis

Prof. Dr. Thomas Fuchs

Bereichsleiter Sonder sammlungen der Universitätsbibliothek Leipzig

Prof. em. Dr. Karlheinz Hengst

Professor für Onomastik i. R. der Universität Leipzig, Chemnitz

Dr.-Ing. Katharina Junghans

Landschaftsarchitektin und Stadtplanerin, Leipzig

Yonah Simeon Karkheck

Student am Historischen Seminar der Universität Leipzig

Dipl.-Hist. Christoph Kaufmann

Stadtgeschichtliches Museum Leipzig

Dr. Marcel Korge

Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Karl-Sudhoff-Institut für Geschichte der Medizin
und der Naturwissenschaften der Universität Leipzig

Max Mannsfeld

Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Geschichte der Frühen Neuzeit
der Universität Leipzig

Georg Meyer-Thurow

Stellvertretender Vorsitzender der Johann-Gottfried-Seume-Gesellschaft Leipzig e. V.

Dipl.-Bibl. (FH) Armin Rudolph

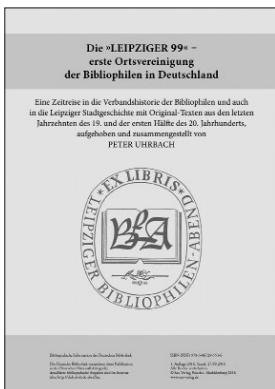
Deutsche Nationalbibliothek Leipzig

Dr. Jens Schubert

Geschichtswissenschaftler, Leipzig

Dr. Henning Steinführer

Stadtarchiv Braunschweig



Die »LEIPZIGER 99« – erste Ortsvereinigung der Bibliophilen in Deutschland

Eine Zeitreise in die Verbundshistorie der Bibliophilen und auch in die Leipziger Stadtgeschichte mit Original-Texten aus den letzten Jahrzehnten des 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, aufgehoben und zusammenge stellt von PETER UHRBACH

Peter Uhrbach

E-Book (PDF-Format)

ISBN 978-3-86729-553-6

1. Auflage 2016, 6229 Seiten

99,00 €

Der am 8. Januar 1991 wiederbegründete »Leipziger Bibliophilen-Abend e.V.« blickt auf eine Tradition zurück, die am 2. Februar 1904 mit der Vereinsgründung des LBA durch 18 Leipziger Persönlichkeiten begann und am Tage des Einzugs der Nationalsozialisten ins Leipziger Rathaus am 29. April 1933 endete. Dem Verein gehörten im Laufe der Zeit 237 Mitglieder an, jedoch bei entsprechendem Zu- und Abgang der Mitglieder immer nur satzungsgemäß gleichzeitig 99, was ihm auch die Bezeichnung »Die Leipziger 99« in der Buchgeschichte eingetragen hat.

Peter Uhrbach, Gründungsmitglied des eingangs erwähnten Vereins, hat es unternommen, die Spuren des Lebens und Wirkens der einstigen Vereinsmitglieder zusammenzutragen.

So ist aus der Verbindung des jeweiligen persönlichen Lebenslaufes und dem Lebenswerk eine Dokumentation von rund 6200 A4-Seiten Umfang entstanden, die zugleich eine Zeitreise in die Leipziger Stadtgeschichte darstellt und manches enthält, was in einschlägigen Publikationen sonst nicht zu finden ist.

Statt Interpretation und Beschreibung aus heutiger Sicht, steht der Originaltext im Vordergrund, also die Information, wie sie der damalige Zeitgenosse zur Kenntnis nehmen konnte, wie sie möglicherweise sein Denken und Handeln bestimmt haben könnte. Da finden sich vielfach berührende stadtgeschichtliche Details, über die in den üblichen Darstellungen hinweggegangen wird.

Anmerkungen sind den 1830 Fußnoten vorbehalten, die einzelnen Texte sind durch entsprechenden Literaturangaben belegt.

Nicht über jede hier vorgestellte Persönlichkeit sind heute noch zu ermittelnde, allgemein zugängliche Informationen an die Öffentlichkeit gelangt, sodass mitunter nur der vollständige Name und die Profession eines Vereinsmitglieds genannt werden konnte. Wer also entsprechend ergänzende Hinweise bzw. Korrekturen machen kann, der wende sich bitte über den Verlag an den Autor dieser Dokumentation.